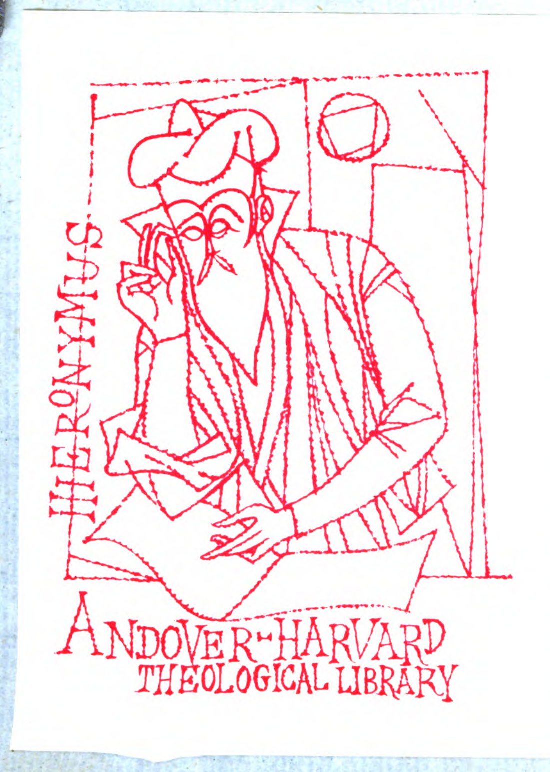



HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

# Geschichte

der

# Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

## Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung siebenzehnter Band.

Mainz, 1837.

Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

# Geschichte

der

# Religion Jesu Christi.

---

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

---

Dreißigster Band.

---

Mainz, 1837.

Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

# Inhaltsanzeige
## des dreißigsten Bandes.

### Erster Abschnitt.
#### Geschichte des oströmischen Reiches.



### Zweiter Abschnitt.

## Vierter Abschnitt.

### Romanus II.

## Fünfter Abschnitt.

### Deutsche Geschichte.

## Sechster Abschnitt.

### Bleibende Vereinigung Italiens mit Deutschland, und der römischen Kaiserkrone mit der deutschen Königswürde.

## Siebenter Abschnitt.

### Fortsetzung der Geschichte Italiens unter Otto I.

## Achter Abschnitt.

Fortsetzung der bei Otto's erster Heerfahrt nach Italien, abgebrochenen Geschichte Deutschlands.

Seite

## Neunter Abschnitt.

### Otto des Großen letzte zwei Lebensjahre.

## Zehnter Abschnitt.

### Regierungsgeschichte Kaisers Otto des Zweiten.

# Literarische Anzeige.

Dringende Aufforderungen, die uns von den verschiedensten Seiten zukamen, bestimmen uns eine erneuerte Subscription auf das

**Leben der Väter und Märtyrer und anderer vorzüglichen Heiligen von Alban Butler. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Räs und Dr. Weis. 23 Bände in gr. 8.**

eintreten zu lassen.

Die Lectüre der Leben der Heiligen, dieser lebendigen Zeugen für die Wahrheit des Glaubens, den sie bekannten, war früher Lieblingsbeschäftigung aller frommen, für ihre Kirche begeisterten Katholiken, jeden Standes und Alters, denn in den Biographien dieser verklärten Freunde Gottes findet sich eine Kirchen- und Profangeschichte, lebendiger und wahrer, als sie die gefeiertsten Handbücher gewähren. Daß später eine Zeit eintrat, die weniger Sinn dafür hatte, darf uns nicht befremden, da so vieles Große und Edle erlag. Bei dem Wiedererwachen des religiösen Bewußtseyns in unsern Tagen ist jedoch dieses, wie vieles Andere, wieder zu Ehren gekommen, und überall gibt sich ein Bestreben kund, in dem Leben derer, die vor uns für Christum auf Erden wirkten und litten, Trost, Erbauung und Belehrung zu schöpfen. Wir wünschen, den Besitz der Mittel dazu Allen zu erleichtern, und dieser Gedanke bewog uns, eine erneuerte Subscription auf das große Werk von Butler, bearbeitet von Räß und Weis, eintreten zu lassen. Ueber den Werth der Butlerschen Arbeit und das Verdienst der deutschen Herausgeber uns hier auszusprechen, halten wir für überflüßig, da beide schon längst anerkannt sind. Nur die einzige Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß Freunde einer erbaulichen und belehrenden Lectüre ein vollständiges, kritisches, mit allem Zauber der Darstellung ausgestattetes Werk gewiß jenen geistlosen Compilationen vorziehen werden, mit denen Deutschland in den letzten Jahren auf Kosten der Wahrheit und Religiosität überschwemmt wurde. Was die einzige Bedenklichkeit, den hohen Preis betrifft, so hoffen wir diese durch unsere billigen Bedingnisse zu beseitigen, und geben unsern Abnehmern die Versicherung, daß wir nie zu ihrem Nachtheile in eine Herabsetzung des Preises einwilligen werden:

**Bedingungen.**

1) Jeden Monat wird ein Band dieses Werkes ausgegeben, so daß binnen zwei Jahren das Ganze an die respectiven Subscribenten abgeliefert ist.

2) Der Preis eines jeden Bandes ist fl. 2. Bei Ablieferung des ersten Bandes wird der letzte im Voraus bezahlt.

3) Sollten manche vorziehen das vollständige Werk auf einmal zu erhalten, so kann auch diesem Wunsche Genüge geleistet werden.

Wir verbinden damit eine Erneuerung der Subscription auf

## Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der Christ-Katholischen Kirche aus den ersten, mittleren und letzten Zeiten.

Mit besonderer Rücksichtnahme auf die Disciplin der katholischen Kirche in Deutschland. Von Anton Joseph Binterim, der Theologie Doctor, Ritter des päbstlichen Ordens vom goldnen Sporn, Mitglied der katholischen Akademie zu Rom und Pfarrer zu Bilk und der Vorstadt Düsseldorf. (Mit Abbildungen). 7 Bände in 17 Theilen gr. 8.

Wir sind mit Binterims Denkwürdigkeiten in demselben Verhältnisse wie mit Buttlers Leben der Heiligen. Der classische Werth des Werkes — des einzigen in der neuern katholischen Literatur — blieb anerkannt, allein der durch die Bändezahl, wenn auch im ganzen billige, doch für manche Verhältnisse etwas hohe Preis, schreckte viele Freunde der Sache ab. Unter diesen Umständen wurde uns der Antrag gestellt, einen Auszug veranstalten zu lassen. Wir fanden es jedoch nicht für rathsam, darauf einzugehen, da gewiß Alle ein classisches Werk, das die ganze Formation und das äußere Leben der Kirche von den ältesten bis in die neuesten Zeiten mit seltener Gründlichkeit und Vollständigkeit darstellt, einem jedenfalls ungenügenden Auszuge vorziehen werden. Die Bedingnisse der Anschaffung haben wir so billig als möglich gestellt.

### Bedingungen.

1) Monatlich geben wir einen Band dieses Werkes aus, so daß es binnen achtzehn Monaten vollständig in den Händen der respectiven Subscribirten ist.

2) Der Preis eines Bandes ist fl. 2. 24 kr. Bei Ablieferung des ersten Bandes wird der letzte im Voraus bezahlt.

3) Diejenigen verehrlichen Subscribenten, welche es vorziehen, das complete Werk auf einmal zu erhalten, wollen dies bei der Bestellung bemerken.

# Des
# Zweiten Zeitlaufes
## fünf und zwanzigster Zeitraum.

Von dem
Regierungsantritt Otto des Großen 936
bis
zur Erhebung des capetingischen Hauses auf
den Thron von Frankreich 987.

## Erste Abtheilung.

Die Geschichte des oströmischen Reiches, Deutschlands und Italiens aus dieser Periode enthaltend *).

### I.

1. Fortsetzung der im 15. Bande abgebrochenen Geschichte des oströmischen Reiches **). — Von fünf Söhnen des Basilius waren bei dessen Tode, wie man sich erinnern wird,

*) Die Geschichte Frankreichs, Englands, so wie die specielle Kirchengeschichte aus der ganzen, oben angegebenen Periode, wird der Gegenstand des folgenden, noch in diesem Jahre erscheinenden Bandes seyn.

**) Theils wegen der nähern Berührung und Verbindung, in welche jetzt das oströmische mit dem weströmischen Kaiserreiche tritt, theils auch, um den Faden der Geschichte des Abendlandes nicht zu unbequemer Zeit abbrechen zu müssen, hielten wir es für zweckmäßig, die byzantinische Geschichte der vorliegenden Periode diesem Bande vorangehen zu lassen. Quellen und Hülfsschriften sind dieselben, die wir schon im 15. Band angegeben haben.

nur noch drei am Leben, nämlich Leo, Alexander und Stephanus. Die beiden Erstern hatte der Vater schon frühzeitig mit dem Titel Augustus geschmückt, und seiner Verordnung zu Folge sollten sie jetzt gemeinsam die Regierung übernehmen. Aber der Hang zu Vergnügungen war bei Alexander größer als die Lust zu herrschen, und blos seinen Lüsten blindlings sich hingebend, überließ er unbekümmert Leo's Händen alle Zügel der Regierung, sich vollkommen damit begnügend, daß auf den Münzen wie in den Urkunden sein Name stets neben jenem seines Bruders prangte. Was den jüngsten, den Stephanus betrifft, so hatte er schon vor dem Tode seines Vaters allem Antheil an Herrschaft und der Welt Herrlichkeit entsagt, sich dem geistlichen Stande geweihet, und ward nun, obgleich jung an Jahren, aber desto reicher an göttlichen Gnaden, eine der schönsten Zierden des Patriarchenstuhls von Constantinopel *). — In den Geschichtsbüchern führt Leo VI. gewöhnlich den Beinamen: der Weise, bisweilen auch der Philosoph. Sehr trügen würde sich jedoch jeder, der, noch unbekannt mit der Geschichte des byzantinischen Reiches, jetzt der frohen Hoffnung leben wollte, nun einmal auch wieder die sich selbst be-

*) Daß nicht aus politischen Gründen oder weltlicher Zwecke wegen, Stephanus sich dem geistlichen Stande weihete, beweist sein gottseliger, frommer Wandel, wie auch die weise von höherer Erleuchtung zeugende Verwaltung seines bischöflichen Amtes; daher er auch nach seinem Tode von der griechischen Kirche den besonderen Freunden Gottes beigezählt ward; und obschon sein Name nicht in dem römischen Martyrologium steht, verehren dennoch alle abendländische kirchliche Schriftsteller Stephanus Andenken als das Andenken eines Heiligen.

herrschende, Völker beglückende Weisheit im Purpur und einen zweiten Mark Aurel auf dem Throne von Constantinopel zu erblicken. Aber leider war Leo, wie seine Regentengeschichte es erweisen wird, kein Weiser, und der ihm gegebene Beiname blos ein von der Eitelkeit der Griechen ihm gereichter, nur zu schnell wieder verwelkender Ehrenkranz. Gestehen muß man jedoch, daß er zum Besten seines Reiches auch kein mit Staatstheorien experimentirender Philosoph war, mithin dieser Ehrentitel, wenn es anders einer seyn könnte, ihm eben so wenig als jener gebührt *).

---

*) Wozu dergleichen Experimente führen, dies hat uns eine beinahe fünfzigjährige Erfahrung gelehrt, und lehrt es uns immer auch jetzt noch. Unbegreiflich ist es aber, wie nach so vielen und so völlig mißlungenen Versuchen dieses unselige Experimentiren doch noch kein Ende nimmt, und man nicht zu der Ueberzeugung gelangen will, daß alle die bisher gemachten, und wahrscheinlich noch ferner anzustellenden Versuche blos deswegen mißlingen mußten, und stets mißlingen werden, weil alle die blendenden neuern Staatstheorieen und Doktrinen, von denen ausgehend man dergleichen Versuche anstellt, auf einem blos willkührlich angenommenen, weder der Natur, noch der Geschichte aller Zeiten und Völker angemessenen, daher durchaus falschen Grundprinzip beruhen, nämlich auf einem, nach einem vorhergegangenen Zustand vollkommener Gleichheit und Freiheit, geschlossenen primitiven Staatsverein (contrat social). An diese willkührliche, naturwidrige Voraussetzung knüpft man nun eine Menge Schlüsse, deren Foderungen, sobald man sich täuschen läßt, und jenes Grundprinzip anerkennt, so folgerecht scheinen, daß der große Hause sie nothwendig als die höchste Weisheit des Staatslebens betrachten muß, besonders in einer Periode, wo eine verderbliche Oberherrschaft der Phantasie über den nüchternen Verstand das charakteristische Merkmal einer notorisch krankhaften Genossen-

schaft ist. Wir wissen wohl, daß diese Bemerkung uns wieder von allen Seiten ein furchtbares Anathema zuziehen wird; besonders jetzt, wo noch immer ein so brennendes Verlangen nach neuen Constitutionen sich überall kund gibt, unter welchem Wort man jedoch gewöhnlich nur repräsentative Verfassungen, und zwar blos nach den jetzt in allen Köpfen spukenden, durchaus falschen Prinzipien verfaßte, versteht. Freilich ist es sehr begreiflich, daß, wenn zu Folge jenes obersten, unnatürlichen und antihistorischen Grundprinzips, die souveraine Gewalt von dem Volke ausgeht, nun auch das souverain gewordene Volk wenigstens einen vorzüglichen Antheil an der Staatsgewalt, mithin an der Gesetzgebung, Verwaltung, kurz an allen Verhandlungen des öffentlichen Lebens in Anspruch nimmt und daß, da es natürlicher Weise nicht **en masse** — (nach Behrs System der allgemeinen Staatslehre: auch Weiber, Kinder und Blödsinnige mit eingeschlossen) regieren kann, es auf den schönen Gedanken gerathen mußte, durch gewisse hierzu Bevollmächtigte sich in der ganzen Herrlichkeit seiner Volkssouveränität repräsentiren zu lassen. Aber ganz davon abgesehen, daß ein aus mehrern, oft vielen Millionen bestehendes Volk, das ohnehin jetzt, nachdem leider jene beinahe allgemein gewordene Revolution in den Ideen alle Stände nivellirt, alle Corporationen, und gegenseitige Bürgschaften zerstört hat, nicht mehr cubisch, wie v. Koch-Sternfeld sich ausdrückt, existirt, sondern blos arithemetisch, ohne allen innern Verband über eine gewiße Erdfläche zerstreut ist, durch ein paar hundert, gewöhnlich blos durch den Einfluß bald einer liberalen bald einer ministeriellen Parthei gewählter Deputirten gar nicht repräsentirt werden kann, auch noch nie repräsentirt worden ist: wollen wir hier nur darauf aufmerksam machen, daß in allen Ländern, wo bisher diese sogenannte repräsentative Verfassung eingeführt ward, mit deren Einführung auch überall ein, theils aus den zur Mode gewordenen falschen Grundsätzen und Ansichten, theils auch und vorzüglich aus persönlichem Interesse hervorgehender permanenter, oft leidenschaftlich geführter Partheikampf eintrat,

wovon nothwendiger Weise, da ganz gewiß frühe oder spät der eine oder andere Theil die schwach gezogene Scheidelinie überschreiten wird, förmliche Empörung und anarchische Verwirrung die unausbleiblichen Folgen seyn werden. Das haben wir erst vor einigen Jahren in Frankreich gesehen; werden es vielleicht dort noch ferner sehen, und sehen es jetzt abermals in Portugal und Spanien, wo Constitutionen, Revolutionen, Verschwörungen und Empörungen, wie Schatten einer magischen Laterne einander folgen, und so lange einander folgen werden, bis die Macht mit dreifach und vierfach vermehrter Gewalt wieder in die Hand eines Einzigen zurückkehren, und dann erst selbst alle rechtmäßige und naturgemäße Freiheit des Volkes zerstören wird — In minder mächtigen, durch ihre äußern Verhältnisse gegen solche verderblichen Ausbrüche geschützten Staaten bieten freilich die sogenannten repräsentativen Verfassungen einen ungleich weniger gefährlichen, im ganzen genommen oft selbst nur komischen, mitunter belustigenden Anblick dar. Da die angeblichen Repräsentanten aus allen Classen der Nation, aus Geistlichen, Gelehrten, Professoren, Kaufleuten, Fabricanten, Posthaltern, Bierbrauern, Bauern, Gewerbsleuten rc. bestehen, deren Beruf sie Jahr aus Jahr ein mit ganz anderen Gegenständen, hauptsächlich mit dem Interesse ihrer eigenen Familien beschäftiget; so ist nichts natürlicher, als daß neun Zehentheile derselben von allen in den Verhandlungen vorkommenden Staatsangelegenheiten entweder gar nichts verstehen, oder nur höchst dunkle, verworrene und unzusammenhängende Begriffe davon haben. Gewöhnlich sind es alsdann einige, zwar größtentheils ebenfalls nur mit oberflächlichen Kenntnissen ausgerüstete, aber in der heute zu Tage so vielgeltenden Wortkunst wohlgeübte Redner oder Sophisten, die sich der Berathung in wenigen Tagen bemächtigen, und den ganzen Haufen um so leichter nach sich ziehen, als dieser, der nicht leicht eine eigene Meinung haben kann, und doch jetzt durchaus eine haben soll, jede ihm dargebotene als ein höchst willkommenes Almosen freudig annimmt. Jene werden also jetzt gleichsam die Leithämmel, denen die übrigen, oft nur wenige ausgenommen, gutmüthig nachlaufen, auch stets, nach Brauch

einer bekannten Art von Hausthieren, sogleich insgesammt zu schreien anfangen, sobald nur einer jener Leithämmel ihnen vorschreit. Diesen Letztern gegenüber ist nun freilich jede Staatsregierung, wenn anders das Schauspiel bis zum letzten Akt ruhig fort und ausgespielt werden soll, zu mancherlei ihrer Würde nicht immer sehr angemessenen Mitteln gezwungen. Da jedoch Leithämmel, wie überhaupt alle Hämmel, zahmer Art sind, und bald so vertraut werden, daß sie einem aus der Hand fressen; so darf man denselben nur recht fette Weide für die Zukunft versprechen, oder gleich auf der Stelle anweisen. Geschieht dieses, so ist damit alles geschehen; denn die übrigen finden sich schon übermäßig belohnt, daß sie bei der großen Staatsaktion wenigstens als Figuranten auf der Bühne erscheinen durften. Das Spiel eilt alsdann schnell seinem Ende entgegen. **De part et d'autre** werden noch einige sich gegenseitig glückwünschende Reden gehalten. Diese bilden gleichsam den Epilogus, worauf sich Alles mit der grösten Zufriedenheit trennt, und jeder in dem frohen Bewußtseyn, nun ebenfalls einmal wieder einige Monate regiert zu haben, nach Hause geht. — Man muß es gestehen, von einer gewissen Seite betrachtet ist das Ganze eine ziemlich unterhaltende, nicht ganz uninteressante Volksbelustigung; besonders wenn für die nöthige Anzahl geräumiger, bequem eingerichteter Bühnen gesorgt ist. Nur schade, daß, bei gewöhnlich ziemlich langer Dauer des Spiels, oft die dringendsten Geschäfte in Stockung gerathen, der Gang der Regierung mehrere Monate über gelähmt, und ein sehr bedeutender, weit besser zu verwendender Aufwand an Zeit und Geld dazu erfodert wird. — Es ist wahrhaft unbegreiflich, wie Grundsätze und Theorien, aus denen solche und ähnliche Erscheinungen hervorgehen, beinahe überall und in allen Köpfen so leichten Eingang finden konnten, nachdem doch so viele ausgezeichnet, talentvolle Männer, wie Ludwig von Haller, Bonald, De Maistre, Adam Müller, von Koch-Sternfeld, Jarcke und noch einige, mit diesen beinahe auf gleicher Höhe stehenden Geistern nicht nur die völlige Incohärenz und innere Gehaltlosigkeit dieser Systeme bis zur höchsten Evidenz

dargelegt; sondern Ersterer auch längst schon das einzige wahre, dem Gange der Natur angemessene und von den ältesten Urkunden der Geschichte bestätigte staatsrechtliche System entwickelt und aufgestellt hat, und zwar in einer so kunstlosen Methode, und mit einer nur der Wahrheit eigenen, so vollkommenen Klarheit, daß es nirgends an Einheit, Zusammenhang und einer, dem Verstande die Ueberzeugung gleichsam aufdringenden Consequenz gebricht *). Wie man sieht, ist es leider eine, keinem frühern, sondern erst unserm Zeitalter eigene Krankheit. Aber welches moralische Miasma in der geistigen Atmosphäre dieses Uebel erzeugt haben mag, ist schwer zu bestimmen. Vielleicht möchte es wohl jene, sich immer mehr verbreitende materialistische Weltanschauung seyn, welcher zu Folge blos äußeres Ansehen, Herrschaft und Theilnahme an der Herrschaft als der ruhmvollste und höchste Zweck alles irdischen Lebens betrachtet wird. — Ganz gewiß werden, dieser Digression wegen, zahllose Steine gegen uns erhoben, und uns unter den Blödsinnigen, von deren Geiste, weil unfähig sich zu der Höhe der neuern Staasdoktrinen empor zu schwingen, man nur eine sehr schwache Meinung hat, eine der ersten Stellen wieder angewiesen werden. Aber Haß gegen verderblichen Wahn ist Tugend, und die Erkenntniß eines gespielten Betruges ächte Aufklärung. Wir werden daher jede sich auch nur von ferne darbietende Gelegenheit ergreifen, um den, Gott sey Dank! sich immer mehr erwei-

*) Ludwig von Haller gehört unstreitig unter die Wenigen, welche weit über ihr Zeitalter sich zu erheben wußten, und mit gerechtem Stolz dürfen so wohl das Jahrhundert, das ihn gebar, wie das Land, dem er angehört, zu diesem wahrhaft Weisen emporblicken. Zwar hat dieser Sämann mehr für die Nach- als Mitwelt gesäet; aber ganz gewiß wird der von ihm ausgestreute Samen zu seiner Zeit aufgehen, reiche Früchte tragen und Völker und deren Beherrscher damit laben.

ternden Kreis unserer Leser gegen diesen gefährlichen Schwindel zu warnen, und zwar um so mehr, da Männer mit nicht unbekannten Namen, unter dem Schleier erkünstelter Mäßigung, das verführerische Gift noch immer zu verbreiten fortfahren. So z. B. ist gewiß nichts ägerlicher, als die auch jetzt noch beinahe täglich in Schriften und gedruckten Briefen vorkommende, höchst einseitige, durchaus wahrheitwidrige Darstellung der letzten französischen Julinsrevolution, und die dann gewöhnlich angehängten, äußerst schonungslosen, offenbar blos vom Partheigeiste erzeugten Urtheile über Carl X., den sie, nachdem er als Opfer des schändlichsten Verraths und fünfzehnjähriger Treulosigkeit gefallen, noch bis ins Grab hinein zu lästern nicht ablassen.

2. Uebrigens fehlte es Leo gar nicht an Verstand und, weil einst ein aufmerksamer Schüler des Photius, auch nicht an Kenntnissen und positivem Wissen, wohl aber an Kraft des Geistes und Charakters; denn wenn seine Plane und Entwürfe auch oft sehr gut, bisweilen selbst großartig waren; so scheiterten sie doch gewöhnlich an der Ungeschicklichkeit seiner Minister, die größtentheils ihre Erhebung den Launen ihres Herrn, besonders dessen überall vorherrschenden Frauenliebe zu danken hatten. — Mit größerm Recht könnte man diesem Kaiser den Beinamen des Gelehrten geben; denn seine auf uns gekommenen Werke beweisen, daß ihm, wenn auch nicht im Purpur geboren, oder mit demselben geschmückt, dennoch als Schriftsteller, unter den Gelehrten seines Zeitalters eine nicht wenig ehrenvolle Stelle gebührte. Die Gegenstände, die der gekrönte Schriftsteller behandelt, sind eines Monarchen würdig, und die Art und Ordnung, in welcher er seine Ideen vorträgt und

entwickelt, verdient selbst der spätesten Nachwelt dankbare Anerkennung. — Die von Leo auf uns gekommenen, theils unmittelbar von ihm selbst, theils unter seiner Leitung geschriebenen Bücher sind: 1) seine Taktik, 2) die Hippiatrika, 3) die Geoponiken, 4) Schriften historischen Inhaltes, und endlich 5) die Basilika. — Unstreitig ist Leo's Buch von der Taktik ein in jeder Hinsicht treffliches Werk, und eine mit erläuternden Anmerkungen versehene Uebersetzung in mehrere lebende Sprachen würde gewiß nicht ohne großes Verdienst seyn, nicht nur die Kriegs-Alterthümer-Kunde bereichern, sondern auch manche belehrende Vergleichungspunkte in Beziehung auf die Verfassung und Beschaffenheit der heutigen Armeen darbieten *). Des Engländers Gibbon absprechendes Urtheil, das, wie es sich von selbst versteht, auch in andere historische Schriften überging, verdient keine nähere Würdigung, weil weder Er noch die Andern etwas davon verstunden,

---

*) Kaisers Leo von Johannes Lami bekannt gemachte Taktik findet man im 6. Bande der Werke des Meursius (Florentiner Ausgabe). Da aber die drei Codices, welche Lami, wie er selbst sagt, vor sich hatte, hie und da verstümmelt waren; so mußte natürlicher Weise ebenfalls die Uebersetzung oft fehlerhaft, auch aus Mangel der hierzu nöthigen, aber von einem Gelehrten nicht wohl zu fordernden hinlänglichen Kriegskunde nicht selten ziemlich dunkel und verworren ausfallen. Da beinahe gar nicht daran zu zweifeln ist, daß in irgend einer großen Bibliothek noch ein vollständiger, nicht verstümmelter Codex vorhanden seyn möchte; so wäre es zu wünschen, daß dieser entdeckt, und einer treuen, mit den hier durchaus nothwendigen Erläuterungen bereicherten Uebersetzung zum Grunde gelegt würde.

die letzteren vielleicht selbst nicht einmal ein Blat davon gelesen hatten *).

3. Leo's Taktik zerfällt in ein und zwanzig Kapitel. Mit dem, was man jetzt niedere Taktik heißt, nämlich mit den Evolutionen einzelner Centurien, Manipeln, Cohorten ꝛc. befaßt sich jedoch der kaiserliche Schriftsteller nur sehr wenig. Sein Buch scheint mehr für Feldherren und Officiere von höherem Range geschrieben. In den zwei ersten Kapiteln spricht daher Leo sehr umständlich von den durchaus nothwendigen Eigenschaften eines obersten Feldherrn **). Die Kunst, die Herzen der

*) Von allen Kritikern sind keine lästiger, als die, welche über ein Buch, ohne es gelesen zu haben, entweder aus übler Laune, oder blos nach Hörensagen ihr Urtheil fällen. Gewöhnlich ist dasselbe aber auch ganz darnach gestaltet. Unter der Maske eines gewissen Vornehmthuns, hinter welchem sich jedoch oft eine sehr fühlbare geistige Impotenz schlecht zu verbergen sucht, verschmäht man es, sich in eine gründlichere Untersuchung einzulassen, treibt sich daher blos auf einigen abgedroschenen Gemeinplätzen herum, und spricht dann in einigen nichts sagenden, jedoch bisweilen boshaft höhnenden Phrasen ganz frech ein Urtheil über Dinge aus, von denen man keinen Begriff mithin auch weder Sinn noch Empfänglichkeit dafür hat.

**) Hören wir hierüber diesen Kaiser selbst. »Mandamus igitur ut Imperator sit corpore continens, victu temperans, sobrius, vigilans, frugi et in rebus necessariis minime profusus, in laboriosis negotiis assiduus, circumspectus et prudens, pecuniae despiciens, famæ commendatione honestus, neque juvenis, neque ætate ingravescens, habilis ad dicendum ex tempore in media frequentia hominum, non ad merca-

Officiere und Soldaten zu gewinnen, und durch Liebe sie an sich zu fesseln, hält er für eins der ersten Erfordernisse in einem commandirenden Feldherrn *); auch will er, daß man bei Ernennung zur obersten Feldherrnstelle den, welcher zugleich Vater ist, dem ehe- oder kinderlosen vorziehen soll **). Die vier folgenden Kapitel handeln von der Zusammensetzung, Organisirung und Bewaffnung eines Heeres, wie auch von den verschiedenen damals bei den Oströmern eingeführten Waffenarten. In dem siebenten beschreibt Leo die mit dem Fußvolke wie mit der Reiterei auch in Friedenszeiten vorzunehmenden Uebungen. Diese sind jedoch mehr gymnastischer als taktischer Art, bezwecken vorzüglich den Körper des Soldaten abzuhärten, und im Gebrauche seiner Waffen ihm die

turam faciendam, aut hujusmodi lucrum intentus, non parvi animi, et minutas res expetens, denique generoso tum animo tum corpore, quoad ejus fieri potest et in omnibus magnanimo.

*) „Carum subjectis suis imperatorem longe nobiliorem scimus esse, hocque magnopere subjectis adjumento est. Quem homines diligunt, illi imperanti facile obtemperant, dicenti et paciscenti non resistunt, periclitanti succurrunt. Tanta res est amor, ut pro eo, quem carum quis habet, vitam profundat".

*) „Pater liberorum anteponendus est effoeto atque orbo; nam qui liberos habet imperator, si infantes fuerint, longe ardentior propter liberorum amorem ad studium rerum agendarum suscipiendum erit. Si vero constanti jam et matura aetate fuerint, consiliarios et laboris imperatorii participes et fideles administri, res pro communi salute susceptas promovebunt. Itaque hac de causa pater orbo videtur anteponendus".

möglichst größte Gewandtheit zu geben. Das achte Kapitel handelt von der Disciplin und den auf militärische Verbrechen und Vergehen gesetzten Strafen. Beigefügt ist ein Auszug der vornehmsten damals vorgeschriebenen Kriegsartikel. Unter diesen findet sich eine Verordnung, der zu Folge jeder Soldat oder Officier, der sich mit der Schwarzkunst abgibt, schmählich von dem Heere soll hinweggejagt werden. In den folgenden Abschnitten geht Leo zu den Lehren der höhern Kiegskunst über, handelt zuerst von den verschiedenen Marschordnungen, besonders in der Nähe des Feindes, dann von offenen und verschanzten Lagern, von den verschiedenen Schlachtordnungen nach der Erfoderniß des Terrains und der feindlichen Stellung, von den größern während einer Schlacht oft auszuführenden Bewegungen, und endlich von den Streifzügen, oder dem sogenannten kleinen Kriege. In allem diesem beobachtet Leo zwar keine sehr strenge systematische Ordnung, vergißt aber nichts von allem, was dahin gehört. Was er sagt, ist zweckmäßig und belehrend, und er beurkundet sich als einen denkenden Kopf, der die Natur des Krieges, die mannigfaltigen Bestandtheile jener kunstreich verwickelten Maschine, die man ein Heer nennt, so wie den, dem Soldaten zu allen Zeiten eigenthümlichen Charakter und die diesem entsprechende Behandlungsweise desselben genau kennt, auch mit den von Xenophon in seiner Cyropädie niedergelegten taktischen Regeln der Griechen, wie mit den Lehren des Polybius nichts weniger als unbekannt ist. Zum Ruhm gereicht es diesem Kaiser, daß er sich in seinem Buche nicht blos mit der physischen, sondern ganz vorzüglich auch mit der moralischen Kraft eines Heeres beschäftiget. Jeder Ab

schnitt enthält darüber treffliche, höchst beachtungswerthe Lehren und Bemerkungen. Die beseligenden Wahrheiten der Religion sind ihm das kräftigste Mittel, den Soldaten zum Helden zu begeistern. Er will daher, daß durchaus keine Laster, kein Saufen, Spielen, keine Unkeuschheit rc. rc. bei dem Heere dürften geduldet werden. Dasselbe, sagt er, müsse ein Gott in vorzüglicher Reinheit des Herzens geweihter Körper seyn *). Der Gottesdienst dürfe im Lager nie versäumt werden, und vor dem Beginn einer Schlacht müsse das ganze Heer zu dem Herrn der Heerscharen seine Hände flehend emporheben **). — Endlich gibt Leo in einem der letztern Abschnitte seines Buches noch manche sehr interessante Nachrichten von der Art Krieg zu führen aller damaligen Völker: der Longobarden (Italiener), Franken, Slaven, Bulgaren, Perser, Türken (Ungarn) ***) und Saraze-

*) »Hoc ante omnia præcipiendum est, ut **purus** ac **sanctus** sit exercitus«.

**) »Pridie praelii vesperi preces efficaces ac diuturnæ adhibeantur, omnesque deo consecrentur, verbis factisque persuadeantur se Deum adjutorem habere, atque hoc modo ad prælium puros, sinceros, alarcresque procedere«. — Heute zu Tage versteht man dies besser. Die Franzosen z. B., zum Theile auch Deutschen, gaben den Soldaten Brantwein, und machten sie besoffen. Bisweilen thut dies beim ersten Angriff ganz gut. Wird dieser aber zurückgeschlagen, dann ist mit den besoffenen Leuten nichts mehr anzufangen. In wilder und verwirrter Flucht hören sie dann nicht mehr auf die Stimme ihrer Officiere, und sie zu sammeln und wieder zum stehen zu bringen wird völlig unmöglich, oder kann höchstens erst dann geschehen, wenn der entscheidende Moment gewöhnlich vorüber ist.

***) Wie von allen byzantinischen Geschichtschreibern werden auch von Leo die Ungarn stets Türken genannt.

nen. Am meisten verbreitet er sich über die bei den letztern, besonders über die Sarazenen. Da sein Vater Basilius beinahe in ununterbrochener Berührung mit diesem Volke stand, gegen dasselbe oft seine Heere selbst anführte, und einigemal sehr tief in das feindliche Gebiet eindrang; so hat das, was Leo von dem Charakter, den Sitten und der Lebensweise der Araber sagt, offenbar einen entschiedenen historischen Werth. — Als eine gut gewählte Zugabe zu seiner Taktik kann man Leo's Hippiatrika, das heißt dessen zwei über die Pferdeheilkunst geschriebene Bücher betrachten.

4. Daß dieser Kaiser den Landbau zu würdigen wußte, und für die so nützlichen einfachen Landarbeiten einen reinen empfänglichen Sinn hatte, dieß erhellt aus den zwanzig Büchern der Geoponiken, in welchen er aus den Werken der berühmtesten griechischen und römischen Schriftsteller, deren Muse sich mit diesem Gegenstand beschäftigt hatte, das Wesentlichste in kurzen, gedrängten, jedoch hinreichend belehrenden Auszügen sammelte *). — Die historischen Schriften

*) Die griechischen und römischen Schriftsteller, deren Erfahrungen, Lehren und Vorschriften in den zwanzig Büchern der Geoponicken zusammen getragen sind findet man, nebst den nöthigen Notizen über deren persönliche Verhältnisse, in Needhams Prolegomenon zu der neuesten Ausgabe derselben. Endlich müssen wir auch noch bemerken, daß diese letztern von Vielen dem Constantinus Porphyrogenetes Sohn des Leo zugeschrieben werden. Ein Irrthum der wahrscheinlich daher entstand, weil Leo diese seine Bücher seinem Sohne und Nachfolger zueignete. Uebrigens eine ziemlich unbedeutende Sache.

bestehen in drei und fünfzig Büchern, und enthalten eine Menge höchst interessanter biographischer Züge, und merkwürdige Beispiele von Tugend und Laster. Alles systematisch geordnet nach einer gewissen, unter den Tugenden wie Lastern bestehenden Verwandtschaft; nur Schade, daß von diesen drei und fünfzig Büchern nur zwei, nämlich de Legationibus et de Virtutibus et Vitiis auf uns gekommen sind *).

5. Aber das ruhmvollste für das Andenken des gelehrten Kaisers sind unstreitg dessen Basilika, das heißt die von ihm und auf seinen Befehl in sechzig Büchern unter dem Titel βασιλικα verfertigte geläuterte Sammlung aller in dem oströmischen Reiche damals herrschenden Gesetze. Bekanntlich bestand die Gesetzgebung Justinians des Ersten in vier Theilen, nämlich den Institutionen, den Pandekten, dem Coder und den Novellen. Aber diese Theile nur mit Ausnahme der Novellen waren in der, zu Justinians Zeiten noch überall vorherrschenden Weltsprache, der lateinischen nämlich abgefaßt. Damit der Geist des Gesetzes nicht in einem Meere von Auslegungen ersäuft würde, hatte Kaiser Justinian strenge verboten, Commen-

*) Dem Vernehmen nach sollen diese beiden Bücher, das erstere von Heschelius, das andere von Valesius in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts durch den Druck bekannt gemacht worden seyn. Da man jedoch in München so wohl in der ungemein kostbaren königlichen, wie auch in der ebenfalls sehr reich ausgestatteten Universitäts-Bibliothek trotz allem mühsamen Nachsuchen nichts davon finden konnte, so möchte man wohl Grund haben, an der Wahrheit jener Angabe zu zweifeln.

tare über sein neues Gesetzbuch zu schreiben. Unter den folgenden Kaisern ward dieses Verbot auf mancherlei Weise umgangen. Man schrieb zwar keine Commentare, aber desto mehr einzele erläuternde Bemerkungen, die endlich zu einem, den Text beinahe völlig überflutenden Glossenmeere anwuchsen. Als nun die lateinische Sprache im Orient, wie die griechische im Abendlande, nach und nach immer mehr und mehr erlosch, ward auch bald der justinianische Codex dem bei weitem größesten Theil der Nation, selbst die Klasse der Gelehrten nicht ganz ausgenommen, völlig unverständlich. Man begnügte sich blos die hinzugefügten, in griechischer Sprache geschriebenen Glossen zu studiren, wovon natürlicher Weise eine, durch die verschiedenen Ansichten der Ausleger erzeugte Verwirrung die nothwendige Folge war. Unter dem Kaiser Phocas ward zwar ein Theil des justinianischen Codex übersetzt. Aber die Arbeit war mangelhaft, entsprach weder den Erwartungen noch den Wünschen der Nation, und erhielt daher auch nie allgemein geltendes gesetzliches Ansehen. Dem immer mehr drückenden und fühlbarer werdenden Bedürfniß eines eigenen griechischen Gesetzbuches kam endlich Kaiser Basilius hülfreich entgegen. Begierig nach jeder Art des Ruhms, suchte Basilius dem Justinian jene Celebrität, welche er sich als Gesetzgeber erworben, wo nicht völlig zu entreißen, doch wenigstens mit ihm zu theilen. Er befahl also das Justinianische Rechtsbuch in die Landessprache zu übersetzen und dann einer alles umfassenden tief eingreifenden Revision zu unternehmen. Dieses gewiß nicht leichte Unternehmen kam jedoch unter der Regierung des Basilius nicht zu Stande, blos der Grund ward dazu gelegt, die Vollendung aber der

Kaisers Sohn und Nachfolger, Leo dem Weisen überlassen *).

6. Leo's Basilika sind jedoch nichts weniger, als eine Uebersetzung in dem eigentlichen und strengern Sinne des Wortes. Sie sind ein neues Gesetzbuch, dem blos das Justinianische zur Grundlage diente. Schon die Ordnung und Eintheilung des Letzteren ward durchaus nicht beobachtet, sondern mit Hinweglassung der Institutionen, von welchen man nur sehr weniges nahm, Pandekten, Codex und Novellen in ein und dasselbe System völlig in einander verschmolzen. Viele alten, zu den damaligen Zeiten, Einrichtungen und Sitten nicht mehr passende Gesetze wurden ausgemerzt, viele andere deutlicher und kürzer abgefaßt, und endlich ward das Ganze noch mit einer nicht unbedeutenden Zahl neuer, dem Bedürfniß des Zeitalters entsprechender Gesetze bereichert. Es war im neunten Jahre seiner Regierung, als Leo mit diesem neuen Gesetzbuch seine Völker beschenkte. Aber sein Sohn und Nachfolger Constantin, nicht minder gelehrt und ein Freund der Wissenschaften, wie sein Vater, wollte gleich diesem, sich ebenfalls auf derselben Laufbahne versuchen. Mit dem neuen Codex ließ er also eine abermalige Revision vornehmen, machte hie und da einige, jedoch nicht sehr bedeutende Abänderungen, fügte auch neues hinzu, und nun ward Constantins Gesetz-

*) Dies ist die gewöhnliche Meinung; aber nach Hrn. Geheimen-Justiz-Rath von Hugo, einem sehr sichern Gewährsmann (Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts) hat Hr. Professor Biener die schon unter Kaiser Basilius zu Stande gekommene Vollendung nachgewiesen.

buch die spätern, jenes des Leo die frühern Basilika genannt *).

7. Der justinianische Codex ward nun durch die Basilika nach und nach immer mehr verdrängt. Durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch behaupteten dieselben in dem ganzen römischen Orient, bis zum Untergang des griechischen Reiches nach der Eroberung Constantinopels von den Türken, unangefochtenes gesetzliches Ansehen, und blieben sogar auch nachher für die Griechen selbst unter türkischer Herrschaft, und zwar bis auf den heutigen Tag, eine nicht ganz unbedeutende Rechtsquelle **). — Die Urtheile der ältern Gelehrten über die Basilika weichen sehr von einander ab, und die Frage, ob Basilius, Leo und Constantin durch ihr neues Gesetzbuch ihren Völkern und der Nachwelt eine große Wohlthat erzeigt, wird höchst verschieden beantwortet. Einige legen der Basilika hohen Werth bei, während Andere ihnen denselben völlig absprechen. Das härteste, aber zugleich auch ungerechteste Urtheil ist jenes des berühmten Claudius Chifletius ***). Aber wer weiß

*) Die Benennung Basilika leitet sich entweder von dem Namen des Kaisers Basilius her, indem dieser zuerst die Idee eines neuen Gesetzbuches zu verwirklichen suchte, oder auch als kaiserliche Gesetze und Verordnungen von dem griechischen Worte Basileus, mit welchem Titel bekanntlich alle griechischen Kaiser sich schmückten, und der nur ihnen ausschlieslich zu gebühren sie nicht selten behaupteten.

**) Constanstinopoli capta et Turcæ et Græci usum aliquem juris Rom. conservarunt. (Heineccii Hist. Jur. civ. T. 2. §. 108).

***) Wenn man, sagt Chifletius, das Gemälde eines Apelles oder Parhasius auslöschen, und dasselbe Bild auf der nämlichen Tafel von der Hand eines Stümpers

nicht, daß lange Zeit Justinianus aller Juristen angebetetes Idol war; und so läßt es sich leicht erklären, wie auch Chifletius, gleich allen leidenschaftlichen Verehrern jenes gekrönten Pedanten *) gegen Alles in Zorn entflammen mußte, was nur immer den Ruhm seines eingebildeten Helden auch nur von weitem verdunkeln konnte **). Indessen wird jetzt von den bedeutendsten neuern Rechtsgelehrten der Werth der Basilika einstimmig anerkannt; und gewiß konnte diese allgemeine Anerkennung sich nicht deutlicher und lauter aussprechen, als daß jetzt abermals eine neue, prachtvolle Ausgabe der Basilika im Werke ist, wovon schon wieder einige Hefte in den letzten Monaten des verflossenen Jahres erschienen sind, und ungeachtet des hohen Preises der ganzen Sammlung sich dennoch eines sehr schnellen, für das Unternehmen höchst schmeichelhaften Absatzes zu erfreuen hatten.

---

wieder wollte malen lassen; so würde der Abstand des Letztern von dem Erstern nicht größer seyn, als jener der Basiliken von dem justinianischen Gesetzbuche. Am Ende setzt Chifletius gar noch hinzu: «Videtur enim Leonis hoc studium fuisse, ut Romani Juris gloriam majestatemque deleret prorsus et extingueret. (Heinec. hist. J. c. t. 2 in der Note ß ad §. 104).

*) Man erinnere sich Justinians Charakter, und dessen Regierungsgeschichte in dem vierten Bande der Fortsetzung.

**) Da Alles, was nur immer ein christliches Element enthält, sich stets Gibbons Mißfallen zuzieht; so bricht er auch über den Basiliken den Stab. Auf welchen Gründen jedoch sein absprechendes Urtheil beruhet, kann man daraus ersehen, daß er z. B. es sehr scharf tadelt, daß Leo in seinem neuen Gesetzbuche Ehescheidung und Kebsweiberei unbedingt verbot; wodurch, wie Gibbon sagt, Leo die Freuden und Vergnügungen des Privat-

8. Durch ihre Basiliken haben also immerhin Basilius und dessen Sohn Leo sich und ihren Namen ein unvergängliches Denkmal errichtet und eben so werden auch des Letztern hinterlassene gelehrte Werke für die Nachwelt stets ein schätzbares Vermächtniß bleiben. Nur schade, daß Leo's Gelehrsamkeit nicht in sein praktisches Regentenleben überging, und im Ganzen genommen eben so unfruchtbar für ihn selbst, wie für seine Völker blieb. Trotz seiner Taktik führte er nie selbst seine Heere gegen den Feind, und die Griechen hatten unter seiner Regierung eben so viele Niederlagen als Siege auf ihre Rechnung zu setzen. — Er schrieb ferner über den Landbau und sammelte aus den Schriften der Alten die vorzüglichsten, von weisen und sachkundigen Männern hierüber gegebenen Regeln und Vorschriften. Aber demungeachtet ward der Landbau auch unter seiner Regierung von seinen drückenden Fesseln nicht befreit; die, besonders in den entfernten Provinzen den Landmann so sehr aussaugende Soldateneinquartirung dauerte fort, und der Fabrik- und Manufaktur-Thätigkeit tief untergeordnet blieb immer noch alle Ruralindustrie, und ohne irgend eine, dieselbe wieder mehr belebende Ermunterung. — Durch seine historischen Schriften wollte er der oströmischen Welt eben so viel anziehende als abschreckende Beispiele der Tugend wie des Lasters aufstellen. Aber den schon so tief gesunkenen, und unter dem eisernen Joche des Despotismus immer noch tiefer sinkenden Of

lebens gestört, und sich gewaltsame Eingriffe in die natürlichen Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen erlaubt habe. — Welch' ein bewundernswerther, tiefer Blick in den Geist christlicher Gesetzgebung!

römern war der Geist des alten Roms längst schon völlig unverständlich geworden, und alle Frucht, die seine in drei und fünfzig Büchern gesammelten historischen und biographischen Züge bringen konnte, bestand wahrscheinlich blos in Befriedigung einer obgleich mässigen, doch immer lobenswerthen Neugier ihrer Leser. Aehnliche Bemerkungen könnte man auch in Beziehung auf seine Basiliken machen; denn troß der nicht zu leugnenden Vorzüge dieses Gesetzbuches griffen doch Er und bisweilen selbst unwürdige Minister zu den Blitzen ihrer Allgewalt, und hemmten und störten dadurch nicht selten den ruhigen und gesetzlichen Gang der, aller seiner Unterthanen Freiheit und Eigenthum schützenden Rechtspflege. Kurz, dieser Kaiser liefert einen abermaligen Beweis, daß ein unverdorbener, mithin nicht leicht zu täuschender Menschenverstand und ein fester Wille zum Guten, verbunden mit hinreichender Charakterstärke, auf dem Throne zum Segen der Völker ungleich wirksamer sind, als alle nur mögliche Gelehrsamkeit, und alle nur erdenkbare Bücherweisheit *).

## II.

1. Leo der Philosoph. Den Regierungsantritt dieses Kaisers (866.) bezeichnete unmittelbar der Sturz des Afterpatriarchen Photius,

*) Man vergleiche damit, was einer der größten und kraftvollsten neuern Staatsmänner, nämlich Frankreichs großer Cardinal Richelieu in jenem politischen Testament sagt, welches er als ein kostbares Vermächtniß den Regenten aller künftigen Zeiten und Völker hinterließ.

und dessen elenden Geschöpfes, nämlich des, dem Leser längst schon bekannten ehemaligen Mönches, nachher aber von seinem Gönner auf einen bischöflichen Stuhl in Cappadocien erhobenen Santabarenus. Aber nicht des Photius gehäufte Verbrechen, sondern blos des Kaisers, wegen empfangener persönlicher Beleidigungen, leidenschaftliche Erbitterung gegen denselben war die wahre Ursache des Falles dieses unversöhnlichen, von neun Päbsten anathematisirten Feindes der Kirche. Gleich am andern Tage nach der Beerdigung des verstorbenen Kaisers ward also Photius verhaftet, das Volk nach der Sophienkirche berufen, dort eine Anklage gegen den bisherigen Patriarchen öffentlich abgelesen, und dieser hierauf in einem Kloster in Constantinopel eingesperrt. Gerne hätte man den Photius des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig erfunden, denn wahrer oder falscher Verdacht lastete auf ihm, daß, wenn Kaiser Basilius den verrätherischen Rath des Santabarenus befolgt und den Prinzen Leo hätte blenden lassen, er alsdann einen seiner Anverwandten auf den Thron von Constantinopel habe erheben wollen. Voll Zutrauen zu der bekannten Schlechtigkeit des Santabarenus, hoffte man denselben als ein Werkzeug gegen den Photius gebrauchen zu können; indem man keinen Augenblick daran zweifelte, daß, wenn er seinen ehemaligen Gönner und Beförderer ohne Rettung verloren sehen würde, er seiner eigenen Selbsterhaltung wegen alles, was man nur wünschen möchte, Wahres wie Falsches aussagen und bezeugen würde. Santabaren ward also ebenfalls in seiner Diöcese — er war Bischof der Euchaiten — verhaftet, nach Constantinopel gebracht, und die über Beide verhängte gerichtliche Untersuchung einer, unter dem Vorsitze des Domestikus Andreas,

aus fünf Patriciern bestehenden Commission übertragen. Aber Andreas und dessen Gehülfen benahmen sich bei dem, von ihnen mit den Beklagten angestellten Verhöre so linkisch, daß von allen, dem Patriarchen, wie dem Bischofe zur Last gelegten Staatsverbrechen — denn von deren andern Freveln war hier nicht die Rede — nicht nur kein einziges erwiesen, sondern auch nicht die leiseste Spur zu deren Entdeckung aufgefunden ward. Im höchsten Grade erzürnt, daß Santabaren so wenig seinen Erwartungen entsprochen, ließ Leo ihn öffentlich mit Ruthen züchtigen, nach Athen bringen, ihm dort die Augen ausstechen, und dann ihn in einen elenden Ort an der äußersten Grenze des Reiches in die Verbannung abführen. Dieses gesetzwidrige Verfahren entging selbst nicht dem Auge des gemeinen Mannes. Aber Mitleiden ist der kürzeste Uebergangsweg vom Haß zur Liebe. Das wandelbare Volk von Constantinopel bedauerte nun den Photius und Santabarenus, vergaß deren frühere Frevel und Greuelthaten, betrachtete sie blos als schuldlose Opfer des Hasses ihres Kaisers, und so sank Leo gleich in den ersten Tagen seiner Regierung schon einigermaßen in der öffentlichen Meinung *).

*) Jene, das Priesterthum entehrende, die bischöfliche Würde in den Augen des Volkes so tief erniedrigende, mithin grausame Bestrafung des Santabarenus war bei den Morgenländern nichts Seltenes. Nach Willkühr und tyrannischer Laune setzten die Kaiser Patriarchen und Bischöfe ein und ab, ließen sie öffentlich geißeln, verstümmeln, einkerkern, verbannen und einigemal sie sogar rückwärts auf Eseln sitzend dem Volke zur Schau in dem Circus herumführen, und zu keiner Zeit gelangte, wie im Abendlande auch die Kirche im Orient zu jener Selbstständigkeit und jenen Immunitätsrechten, ohne welche sie doch nie ihre volle

Wirksamkeit entwickeln, und weder vor den Völkern noch deren Beherrschern ihre belehrende, ermahnende oder auch warnende Stimme kann hören lassen. Der Grund dieses Uebels, und der davon, in allem Aeußern, das kirchliche Leben und Wirken so sehr bedingenden Verhältnisse, wie der daher rührende Unterschied zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche werden schwerlich je noch irgend einem aufrichtigen, wahrhaft religiösen Geschichtsforscher entgangen seyn. Das oströmische Reich nämlich war nicht nur lange nachher, als längst schon die Kaiser, die Großen und das Volk die christliche Religion angenommen hatten, sondern selbst bis zu seinem völligen Untergang, in seiner ganzen äussern und innern Gestaltung, in seiner Verfassung, Verwaltung, selbst grossen theils in seiner Gesetzgebung, kurz in seinem ganzen öffentlichen Leben, und besonders in den, die Person des Kaisers umgebenden abgöttischen Formen, da man ihnen sogar Titel und Benennungen beilegte, die nur der Gottheit gebührten, sie selbst gleich Dieser anbetend begrüßte, durchaus völlig heidnischer Art geblieben. Der Einfluß dieser so ganz unchristlichen Verhältnisse konnte auf den Gang der Entwickelung der Kirche und des kirchlichen Wirkens nicht anders als im höchsten Grade hemmend und störend eingreifen. Aber nun kam dazu auch noch die den Griechen, gleich einer intellektuellen Erbsünde, angeborne Hader-, Streit- und Zanksucht, die blos um zu zanken und zu streiten, selbst bei völligem Mangel an irgend einem vernünftigen Stoff zum Streit, nach den unbedeutendsten Kleinigkeiten und den erbärmlichsten Interessen, wie z. B. Vorzüge des Ranges, Ehrentitel ꝛc. gierig haschte, aber eben dadurch auch zahllose Spaltungen herbeiführte, leidenschaftlich zankende Partheien einander gegenüber stellte, durch zänkisches Zungengefecht die Kirche verwirrte, den Gläubigen Anstoß und der Christenheit Aergerniß gab, und die endlich, als nicht selten Häupter und Träger der Kirche in der Hitze des Streites sich selbst zu Freveln hinreißen ließen, nun gar noch allen den geistlichen Stand umgebenden Nimbus von Heiligkeit in den Augen des Volkes zerstörte, dieses dann selbst unter denen, die auf Moses Stuhl sassen, bald

nur Heuchler und Sclaven des Despoten, bald wieder nur ehrgeizige, zanksüchtige, in der Finsterniß schleichende Intriguanten, oder gar Verbrecher erblickte. Als nun auf diese Weise das eigentliche und auch nur einzig feste Fundament, worauf die ganze, an sich beinahe allmächtige moralische Kraft der Geistlichkeit beruhet, völlig untergraben wurde; dann ward es freilich auch immer schwerer, und endlich ganz unmöglich, daß die morgenländische Kirche zu einer freien naturgemäßen Entwickelung ihres Daseyns, mithin zu der ihr gebührenden Würde und einer ihr durchaus nothwendigen Selbstständigkeit sich hätte erheben können. Aber gerade diese ewige Spaltung und gewissermaßen feindliche Trennung des Staats und der Kirche und der letztern völlige Unterjochung unter schnöder weltlicher Willkühr waren auch unstreitig die üppigsten Keime des so raschen Sinkens und endlich völligen Erlöschens des Staates und der Kirche in dem Morgenlande, und man möchte sich schwerlich sehr irren, wenn man dies, so wie die schnelle Verbreitung des Mohamedanismus über ganz Mittel-, West- und Südasien, und den daneben noch immer fortdauernde Bestand des Götzenthums in Hochasien, als ein über den Orient ergangenes partielles Weltgericht betrachten wollte. — Ganz anders und ungleich günstiger waren die Verhältnisse, unter welchen die Kirche in dem Abendlande immer freier, schöner und kräftiger aufblühete. Von der Vorsehung gesandt, kamen ihr hier die zahlreichen germanischen Völkerstämme zu Hülfe. Als diese nämlich in die Provinzen des weströmischen Reiches einwanderten, stürzte sogleich alles antike Römische und alles was noch das Gepräge desselben trug, Tempel und Altäre, Trophäen und Triumphbogen, Fasces und Sedes curules ꝛc. ꝛc. nebst allen daran geknüpften, oder daran erinnernden Formen und Einrichtungen unter der Streitart der Barbaren zusammen; und selbst von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, war sogar der Verlust römischer Cultur, Kunst und Wissenschaft damals noch eine Wohlthat; besonders da auch für diese frühzeitig genug in dem Mittelalter, wenigstens in den südlichen Provinzen Europa's ein nicht minder schöner, blüthenreicher Früh-

ling herabbrach. Eine nothwendige Folge dieser allgemeinen Zerstörung war es jetzt, daß die Reiche, welche die eingewanderten Germanen gründeten, keine dem untergegangenen römischen Reiche nachgemachten Staaten wurden, sondern ganz eigenthümlich aus dem Charakter dieser Völker, deren Gesinnungen und den neuen Verhältnissen, in welche die Sieger zu den Besiegten traten, zum Theil auch selbst aus dem Boden, auf welchem sie sich niederließen, wie aus einer frischen lebendigen Quelle hervorgehen mußten. Aber nun hatte sich sehr frühzeitig dieser Völker natürlicher, durch keine heidnische Priesterkaste — denn die Germanen hatten solche nicht — noch unverdorbene Verstand dem Licht und den Wahrheiten des Evangeliums geöffnet, und da diese starken Naturen gewöhnlich alles, was sich zu ihrem Herzen andrang, eben so kraftvoll umfaßten, so nahmen sie auch alle Elemente des Christenthums mit der größten Wärme und Innigkeit in sich und ihre ganze Denk- und Empfindungsweise auf, und so wurden nun ihre religiösen Gesinnungen und Gefühle, statt künstlicher Staatssysteme, die ihnen natürlicher Weise ganz unbekannt waren, die Basis und das Fundament aller ihrer staatsgesellschaftlichen Institutionen, die jetzt ohnehin auch zum Theil unmittelbar aus der Kirche hervorgingen. Alles Bessere, was von der alten römischen Welt der allgemeinen Zerstörung entgangen war, hatte sich in die Kirche geflüchtet, ward dort gleich der Vesta heiligem Feuer sorgsam unterhalten und als ein kostbares Vermächtniß den neuen Geschlechtern aufbewahrt. Aus den Händen der Kirche erhielten die Barbaren nun nach und nach eine zeitgemäße, verhältnißmäßige Cultur, wurden durch sie, obgleich anfänglich langsam, doch immer mehr und mehr ihrer gröbsten, der rohen Wildheit eigenen Laster entwöhnt, ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche gemildert und mit den Vorschriften der Religion in Uebereinstimmung gebracht, und sie selbst aus dem Stande wilder Rohheit in einen wahrhaft christlichen, überall den Geist des Christenthums athmenden Socialzustand versetzt; kurz die Kirche reichte den Babaren in allem ihre hülfreiche Hand; sie ward ihnen eine Führerin und Lehrerin, auf deren Stimme sie mit Andacht und Folgsamkeit hörten,

und die sie nun bald für das erkannten, was sie wirklich war, und zu jeder Zeit seyn wird, nämlich für eine liebevolle, sorgsam pflegende und für alle ihre Kinder ängstlich besorgte Mutter. Aber diese zu unterjochen, sie frecher Willkühr zu unterwerfen, dieß konnte ihnen nicht in den Sinn kommen, und schon der Gedanke daran wäre ihnen ein Greuel gewesen. Bei diesen religiösen Gesinnungen der eingewanderten Völker, bei diesem gegenseitigen Zutrauen, und der immer wachsenden Ehrfurcht für die Diener und Lehrer der Religion ward nun auch der freie, naturgemäße Gang der Entwickelung der Kirche auf keine Weise gestört. Von allen, sie im Orient drückenden Fesseln befreit, fand ihre ebenfalls zunehmende Wirksamkeit immer noch häufigere Nahrung, aber zugleich auch immer noch höhern Lohn, und als endlich der bilderstürmische Wahn der griechischen Kaiser die letzten Bande zersprengte, welche Rom und Italien an den Thron von Constantinopel fesselten, und der fromme Sinn der Franken und deren Beherrscher dem römischen Pabste nun auch eine, seiner hohen Bedeutung würdige äußere unabhängige Stellung gab, und der Glanz ihres Oberhauptes auf die ganze abendländische Kirche zurückstrahlte; dann stand diese in ihrer ganzen Herrlichkeit und völligen Vollendung da. Die höchste Stufe ihrer Glorie erreichte sie unter Carl dem Großen, durch dessen, blos einer so großen und starken Seele eigenen Idee eines, alle christlichen Völker umfassenden christlichen Weltreiches, in welchem ein von ihm geknüpftes Band religiöser Liebe die beiden höchsten Mächte der Welt, die geistliche und weltliche innigst und unauflöslich umschlingen sollte. Konnte auch nachher unter dem Einfluß einer Menge störender und hemmender Ereignisse des großen Carls erhabener Gedanke sich nie ganz, ja nicht einmal zur Hälfte verwirklichen; so blieb doch seine große Idee immer noch, nur bald mehr bald weniger wirksam und verschwand viele Jahrhunderte hindurch nie völlig aus dem Leben der Völker; und erst dann feierte der Feind Gottes und der Menschen einen, des Geistes der Zerrüttung und des Zerwürfnisses würdigen Triumph, als Blödsinn und Unverstand es wagten, Kirche und Staat als zwei sich völlig fremde Objekte neben und an einander zu ordnen.

Aber ein noch ungleich glänzenderes Freudenfest gab die Hölle, als es endlich gar dem Unglauben und der Bosheit gelang, Kirche und Staat als zwei sich nothwendig bekämpfende Wesen einander feindlich gegen über zu stellen. Hierdurch entstand jene unselige Kluft, die, immer sich weiter ausdehnend, endlich da, wo sie noch mehr sollte erweitert werden, ganz gewiß, wie einst in dem Orient, auch hier Staat und Kirche verschlingen wird. Man werfe nur einen Blick auf Deutschlands Schicksale seit dessen, für das öffentiche wie für das Privatleben so unheilschwangeren kirchlichen Trennung.

2. Da während Basils letztern Regierungsjahren der Janustempel wenigstens für den Orient geschlossen ward, und die Grenzprovinzen des Reiches nichts von den Sarazenen zu befürchten hatten; so wandte Leo gleich nach seiner Thronbesteigung seine ganze Aufmerksamkeit auf Unteritalien, diesem traurigen Schauplatz anarchischer Verwirrung und eines eben so zweck- als endlosen Krieges Aller gegen Alle. Noch waren ganz Calabrien und ein Theil von Apulien griechische Besitzungen. Aber die Griechen, eine im finstern schleichende, einer großen Macht unwürdigen Politik verfolgend, und daher bald mit diesem, bald mit jenem kleinen Fürsten Italiens, bisweilen selbst mit den Sarazenen im Bunde, fochten gröstentheils höchstens blos mit wechselndem Erfolge. Constantin, Leo's Feldherr ward bei Bari geschlagen, und diese Stadt, der Mittelpunkt und die Niederlage der griechischen Macht in Unteritalien, ging verloren. Aber Constantin sammelte sein zerstreutes Heer, schlug das verbündete Heer der Beneventaner und afrikanischen Sarazenen, eroberte nach hartnäckiger Belagerung wieder die Stadt Bari; und in dem Jahre 891 machten sich die Griechen sogar Meister von Benevent, woraus sie jedoch,

wie wir schon an einem andern Ort erzählt, nach dreijährigem Besitze von Herzog Guido von Spoleto wieder vertrieben wurden. Leo's Kriege in dem, von den Quellen griechischer Streitkräfte zu weit entfernten Italien führten durchaus zu keinem ernstlichen Resultat. Der Territorialmacht der Griechen in Unteritalien brachten sie keinen Gewinn, und jene blieb immer auf den Besitz von Bari, und der durch den Krieg verheerten Küstenstrecken der beiden Calabrien beschränkt. Die einzige Wohlthat, die Leo seinen italiänischen Besitzungen erzeigte, und erzeigen konnte, bestand blos darin, daß er eine Colonie von einigen hundert Familien, größtentheils Leibeigene nach Calabrien verpflanzte, um dort die, durch den Krieg völlig verödeten Strecken wieder zu bevölkern und anzubauen. Noch unglücklicher war Leo in seinen Unternehmungen auf Sicilien, die, nach einer verlorenen blutigen Seeschlacht, mit dem Verluste einer ganzen Flotte und der einzigen den Griechen in Sicilien noch gehörigen Stadt Taurominium sich endeten (902).

3. Zum gerechten Vorwurfe gereicht es diesem Kaiser, daß er während seiner Regierung die griechische Marine völlig vernachlässigte. Im Besitze aller Elemente einer großen und furchtbaren Seemacht, Herr von so vielen weit hingestreckten Küstenländern, die ihm treffliche Matrosen liefern konnten, im Besitze so vieler Inseln und Häfen und bei einer ungemein zahlreichen, nach den entferntesten Inseln und Ländern schiffenden Handelsmarine *), dabei auch noch im engsten Bunde mit

*) Eine bedeutende Handelsmarine war von jeher, wie

dem damals immer mächtiger werdenden Seestaate Venedig, hätte die griechische Flagge auf allen das Reich umspühlenden Meeren drohend und gebietend wehen müssen. Aber Leo wußte alle diese Vortheile nicht zu benutzen. Seine Flotten zählten nur wenige eigentliche, gewöhnlich mit 3 bis 400 Mann, theils Matrosen, theils Seesoldaten bemannte Kriegsschiffe von größerm und festerm Bau. Gröstentheils bestanden jene blos aus leichten griechischen Galeeren, Dromonen genannt. Diese faßten nur ungefähr hundert bis hundert zwanzig Mann, die aber, was gewiß das ungeschickteste dabei war, zugleich Soldaten- und Matrosen-Dienst versehen mußten. Zudem waren die verschiedenen Schiffsabtheilungen nichts weniger als sehr zweckmäßig stationirt. Der bei weitem größeste Theil der kaiserlichen Flotte lag in den Häfen des Bosphorus vor Anker, und obschon mittelst der aufgerichteten Signale die Nachricht von einer feindlichen Landung auf irgend

---

sie es auch noch jetzt ist, die Wiege und zugleich Erzieherin einer Kriegsmarine. Jene beschäftiget Jahr aus Jahr ein auf ihren Kauffahrteischiffen eine Menge Matrosen, die, nach allen Weltgegenden schiffend, mit allen Gewässern bekannt, dem stürmischen Elemente immer mehr vertraut, in allen ihren mannigfaltigen, mit unter auch oft sehr gefährlichen Dienstverrichtungen eingeübt, stets bei sich ereignendem Falle auf der Kriegsflotte verwendet werden können. Der Matrose kann nicht wie das Fußvolk eines Landheeres in wenigen Wochen eingeübt werden. Mehrere Jahre werden dazu erfodert; auch sind die Uebungen in den Häfen und die kleinen Seefahrten von einem Hafen in den andern noch lange keine hinreichenden Schulen für Matrosen, die nur auf den großen, das Weltmeer durchsegelnden Kauffahrteischiffen ihre wahre Befähigung und vollkommene Bildung erhalten können.

einem Punkte schon in wenigen Stunden in Constantinopel seyn konnte; so waren dennoch die Kriegsgaleeren nicht gleich zum Auslaufen bereit, liefen daher bisweilen so spät aus, daß, bis sie sich der bedrohten Küste nähern konnten, die Räuber mit ihrer Beute längst schon wieder verschwunden waren. Unter keiner frühern Regierung waren daher die Barbaren auch zur See so kühn und frech geworden, als jetzt. Orientalische und afrikanische Sarazenen eroberten oder plünderten die bevölkertesten und reichsten Inseln, bedroheten und ängstigten unaufhörlich die Küsten Griechenlandes und Kleinasiens, wagten öftere Landungen, streiften tief in das Innere des Landes, kehrten gewöhnlich ungestraft und mit reicher Beute wieder zu ihren Schiffen zurück, und das griechische Feuer, einst der Schrecken der Barbaren verbürgte seinen Erfindern jetzt nicht mehr den Gewinn einer Seeschlacht.

4. Aber einer der grösten Flecken in Leo's Regierungsgeschichte ist unstreitig die Eroberung und unerhört grausame Behandlung Thessalonichs durch die Sarazenen *). Nach Constantinopel war Thessalonich die erste und volkreichste Stadt in Europa. Unter einem lachenden, beinahe stets unumwölkten Himmel, und in einer ungemein fruchtbaren Gegend am Meere gelegen, gehörte sie zu den grösten, blühendsten und reichsten Städte

*) Die umständlichsten und sichersten Nachrichten darüber enthält des Ioannis Cameniatae de excidio Thessalonicensi narratio. Cameniates war Kaplan bei der Hauptkirche von Thessalonich und Augenzeuge der Begebenheiten, die er erzählt. (apud Combefis Script. post Theoph.)

des morgenländischen Reiches. Die Genüsse, die der eigene Boden ihr nicht darbot, gewährte ihr ein nach allen Erdgegenden ausgebreiteter Welthandel. In ihrem eben so sichern als geräumigen Hafen sah man die Schiffe aller Nationen, und die zahllose Menge von hohen Masten erschien von ferne dem getäuschten Auge gleich einem Wald, der die Stadt gegen Südosten begrenzte. An Glanz und an Kostbarkeit aller Gegenstände des Luxus, wie an Menge und Pracht der Tempel und Paläste wetteiferte sie selbst mit Constantinopel, und die vielen auf der Landseite gelegenen prachtvollen Landhäuser, anmuthige Gärten und Haine verkündigten dem, von dieser Seite der Stadt sich nähernden Fremden schon den Reichthum und blühenden Wohlstand der in Ueberfluß und ungestörter Sicherheit schwelgenden Einwohner *). Aber gerade die ungeheuern, in Thessalonich aufgehäuften Schätze reitzten jetzt die Raubsucht des Emirs von Tripoli in Syrien. Derselbe, ein geborner Phrygier, hieß Leon, war ein kühner und erfahrner Seemann, aber

*) Reichthum und Ueberfluß erzeugen den Müssiggang und dieser sinnliche Wollust im Gefolge aller nur möglichen Laster. Cameniates betrachtet daher die Eroberung Thessalonichs, als ein, über die Stadt verhängtes göttliches Strafgericht. »Unusquisque« sagt er, »desideriis nostris ambulabamus, ad omnia licenter »scelera procurrentes; et viam quæ ad virtutem »ducat, pro nihilo habentes. Quod enim malitiæ, ut verum dicamus, in nobis non exercebatur? Fornicationes, adulteria, immunditiæ, odia, mendacia, furta, lites, contentiones, convicia, iræ, rapinæ, injustitiæ, et malorum omnium genera, invidentia, commune omnium studium »et quotidianum, atque forensis meditatio erat« etc.

ein schändlicher Renegat und, weil an Christo, seinem Gott und Herrn zum Verräther geworden, nun auch einer der gefährlichsten und grausamsten Feinde der Christen. Eine für die damalige Zeit ungeheure Flotte von vier und fünfzig großen Schiffen ward also jetzt von ihm ausgerüstet, und mit einem Gemische wilder barbarischer Nationen: mit syrischen Sarazenen, Arabern, Aethiopern, Afrikanern ꝛc. ꝛc. bemannt. Um seinen Plan auf Thessalonich zu maskiren, verbreitete er das Gerücht, seine Zurüstungen seyen gegen Constantinopel, der Hauptstadt des Reiches gerichtet. Mit seiner Flotte segelte er also, sobald sie die Häfen von Syrien verlassen konnte, nach dem Hellespont. Auf die erste Nachricht von der Annäherung einer feindlichen Flotte, sandte Leo sogleich den Drungarius *) Eustatius mit der kaiserlichen Flotte nach dem Archipel. Aber die griechischen leichten Galeeren vermochten nichts gegen die großen feindlichen Schiffe. Eustatius wollte demnach keine Schlacht wagen; sandte daher einen Schnellsegler nach Constantinopel, um dem Kaiser die wahre Lage der Dinge zu berichten, und zog sich hierauf nach dem Hellespont zurück. Der Tripolit folgte ihm auf dem Fuße, drang in den Hellespont, plünderte die beiderseitigen Ufer, und verfolgte die sich zurückziehenden Griechen bis an die Einfahrt in den Propontis. Indessen hatte Leo, in der Meinung, daß es dem Eustatius an Muth und Sachkunde fehle, den Himerus, einen sehr tapfern und

*) Drungarius war der Titel des zweiten obersten Befehlshabers der kaiserlichen Kriegsmarine. Der erste hieß Groß-Drua, der zweite Drungarius, und auf diesen folgten erst die Admiräle.

erfahrenen Seeofficier gesandt, um den Oberbefehl über die Flotte zu übernehmen. Nun zog sich der Tripolit seiner Seits zurück, nahm seinen Lauf rechts, durchschiffte die Meerenge zwischen den Inseln Imbros und Samothrace, erreichte Thasus, und stellte dort seine Flotte in Schlachtordnung. Als jetzt Himerus die Stärke der Feinde, und deren große, stark bemannte, mit Kriegsmaschinen jeder Art versehene Schiffe sah, glaubte er ebenfalls sich in kein Seetreffen einlassen zu dürfen, hielt es überhaupt für unmöglich, gegen eine solche überlegene Macht die See halten zu können, und kehrte daher in größter Eile mit seinen leichten Galeeren wieder nach Constantinopel zurück, um wenigstens das Einlaufen der feindlichen Schiffe in den Hafen dieser Stadt zu verhindern. Aber der Tripolit, der nichts weniger als die Absicht hatte, Constantinopel zu bedrohen, folgte ihm nicht nach, sondern segelte bei dem Vorgebirge Athos vorüber, und steuerte dann mit vollen Segeln auf Thessalonich zu.

4. Bevor noch Himerus mit seiner Flotte wieder bei Constantinopel angelangt war, hatte ein Ueberläufer von dem Heere der Sarazenen dem Kaiser die wahre Absicht der feindlichen Flotte und des sie befehligenden Emirs entdeckt. Leo sandte sogleich den Petronas, einen sehr tapfern und kriegskundigen Officier, nach Thessalonich, um dort einstweilen den Oberbefehl zu übernehmen, bis er einen andern Befehlshaber würde ernannt haben. Aber Schrecken und Verzweiflung verbreiteten sich in der ganzen Stadt, als die in den Waffen ungeübten, an langen Frieden gewöhnten und durch ihren Wohlstand verweichlichten Einwohner die, ihrer Stadt drohende Gefahr erfuh-

ten. Eine Menge derselben verließ die Stadt und begab sich nach verschiedenen, tiefer im Lande liegenden Städten und Dörfern, während andere mit Hinterlassung ihrer ganzen Habe in weniger entfernte Wälder und unzugängliche Gebirgsschluchten sich flüchteten. Indessen gelang es doch dem braven Petronar, den größten Theil der Einwohner zurückzuhalten. Er stellte ihnen vor, daß, wenn sie jetzt ihre Stadt verließen, nicht nur ewige Schande, sondern auch die tiefste Armuth ihr unausbleibliches Loos seyn würde. Nichts ist für den Reichen schrecklicher, und nichts reitzt ihn daher so sehr zu tapferem Widerstande, als die Vorstellung drückender Armuth. Alle schwuren demnach ihrem entschlossenen Anführer, bis auf den letzten Blutstropfen für ihre Vaterstadt, für Weib und Kinder zu kämpfen. Aber nun traf auch Petronar die zweckmäßigsten Vertheidigungs-Anstalten. Von der Landseite war Thessalonich trefflich befestigt. Es hatte hohe und starke Mauern, tiefe, stark verpalisadirte Gräben, und mehrere Thürme und Kastelle flankirten hier jede Frontlinie der Stadt. Aber von der Meeresseite war Thessalonich beinahe ganz offen. Der Hafen, in den seit vielen Jahren blos friedliche Kauffartheischiffe einliefen, war ohne alle Vertheidigung gegen eine feindliche Flotte, und die Stadtmauer auf dieser Seite, von der man sagte, daß sie zu Xerxes Zeiten wäre erbaut worden, so zerfallen, daß ihre Höhe kaum mehr jene des Vordertheiles eines Schiffes erreichte. Die Einwohner wollten die Mauer ausbessern und erhöhen. Aber offenbar war hiezu die Zeit viel zu kurz. Petronar ließ demnach den Hafen mit Ketten sperren, und befahl, in dem Meere, in der Entfernung eines Pfeilschusses von der Mauer, einen jedoch blos bis

zur Höhe des Wassers reichenden Damm von Steinen zu errichten. Diese Vorkehrung war trefflich, und würde wahrscheinlich die Stadt gerettet haben. Mit der größten Thätigkeit und voll Hoffnung eines glücklichen Erfolges legten auch sogleich alle Einwohner Hand an das Werk. Schon waren eine Menge Steine, und besonders die zahllosen um Thessalonich herum befindlichen, meistens blos aus einer einzigen ungeheuren Steinmasse verfertigten Grabmäler in das Meer gesenkt, und die Arbeit hatte schon ziemliche Fortschritte gemacht, als unglücklicher Weise der neue, vom Kaiser ernannte Oberbefehlshaber, Namens Leo anlangte. Diesem fehlte es zwar ebenfalls weder an Muth noch an Einsicht; aber theils aus kleinlicher Eifersucht auf Petronax, theils auch um sogleich seine Gewalt und seine ganzes Ansehen als Oberbefehlshaber zu entfalten, verwarf er alle von seinem Vorfahren getroffene Verfügungen. Mit dem Dammbau mußte also eingehalten, und dafür mit Ausbesserung und Erhöhung der Mauer angefangen werden. Die Thessalonicher, denen Petronax schon das Zwecklose dieser Arbeit begreiflich gemacht hatte, wurden im höchsten Grade misvergnügt, stellten sich daher gewöhnlich sehr sparsam ein, und arbeiteten nur mit Widerwillen und Saumseligkeit. Wenige Tage darauf kam noch ein anderer Feldherr, Namens Nicetas an. Er war Leo's vertrauter Freund, und der Kaiser, der es wußte, daß ein enges Band der Freundschaft längst schon beide mit einander vereine, hatte ihn vorsätzlich dem Leo nachgeschickt, und zu dessen Erleichterung ihm denselben an die Seite gesetzt. Leo, voll Freude, als er hörte, daß Nicetas sich der Stadt nähere, schwang sich auf sein Pferd, um dem Freunde entgegen zu eilen. Aber das Pferd

ward unter Weges scheu; stürzte von einer ansehnlichen Höhe herab; Leo brach ein Bein, mußte sich in einer Sänfte zurücktragen lassen, und so übernahm nun Nicetas ganz allein den Oberbefehl in der Stadt.

5. Um seinen Freund nicht zu kränken, änderte Nicetas nichts an dessen Verordnungen. Die Arbeit an der Mauer ward also fortgesetzt. Aber noch war beinahe nichts oder nur weniges geschehen, als man an einem Sonntag des Morgens von den Thürmen der Stadt die feindlichen Segel in der Ferne erblickte. Wirklich lief auch noch am Abend desselben Tages die ganze Flotte der Sarazenen unter dem wilden Jubelgeschrei der Barbaren in den Hafen ein, und legte sich nicht sehr ferne von der Mauer vor Anker. Seit einigen Wochen hatte man die Einwohner täglich in den Waffen geübt, sie in Schaaren und Banden eingetheilt, und jeder Abtheilung den von ihr zu vertheidigenden Theil der Mauer angewiesen. Alles befand sich demnach jetzt auf seinem Posten. Als die Sarazenen nun in der Nähe den ungeheuern Umfang der Stadt, und die zahllosen, wohl bewaffneten Bürger auf der Mauer erblickten, wurden sie nicht wenig erschüttert, und die frohe Zuversicht, mit der sie in den Hafen eingelaufen waren, schien nach und nach sie zu verlassen. Dieß entging dem Tripoliten nicht. Er befahl daher sogleich auf den folgenden Tag einen Hauptsturm. In einem seiner leichten Schiffe hatte er die Stadt recognoscirt, und unglücklicher Weise für dieselbe gerade den Theil zu seinem Angriffspunkt gewählt, wo der von Petronax aufgeführte, und schon zu einer ziemlichen Höhe gelangte Steindamm sich endigte, auch die Mauer am niedrigsten war.

Mit Sturmleitern reichlich versehen, wogten mit anbrechendem Morgen die feindlichen Schiffe gegen die Stadt. Entschlossen und unerschrocken erwarteten sie die Einwohner; denn die Größe der Gefahr, die sie blos gefürchtet, als sie noch entfernt war, hatte nun alle in Helden verwandelt. Mit einem furchtbaren, von beiden Seiten die Luft durchzischenden Pfeilregen begann jetzt der Kampf. Unter den Belagerten befanden sich viele Sclavonier, treffliche Bogenschützen. Jeder Schuß von ihnen traf stets seinen Mann. Aber auch die auf den Mauern aufgepflanzten Ballisten und Katapulten trieben ein ununterbrochenes, dem Feinde mörderisches Spiel. Aller Anstrengungen ungeachtet konnten die feindlichen Schiffe sich doch nicht so sehr der Mauer nähern, daß die Stürmenden die Sturmleitern hätten anlegen können. Ueberall wo die Gefahr am größesten war, erblickten die Thessalonicher ihren geliebten Feldherrn Nicetas. Auch Leo, obgleich dessen Beinbruch noch nicht geheilet war, ließ sich in einer Sänfte auf der Mauer herumtragen, und befeuerte durch Wort und Beispiel den Muth der Belagerten. Aus den vordern Schiffen der Feinde sprangen endlich mehrere Schaaren in das Meer, bedeckten den Kopf mit ihren Schilden, zogen Sturmleitern neben sich her, und suchten schwimmend den Fuß der Stadtmauer zu gewinnen. Aber auch diese kühne That führte nicht zum Zweck; denn theils unter den auf sie herabgeschleuderten centnerschweren Steinen, theils auch in den Wellen des Meeres fanden sie sämmtlich den Tod. Dieser Unfall dämpfte die Hitze des Feindes. Sein erster Sturm ward demnach völlig abgeschlagen, und der Tripolit, schäumend vor Wuth lies zum Rückzuge blasen; wo=

rauf sämmtliche Schiffe sich auf die Weite eines Ballistenwurfes von der Stadt zurückzogen.

6. Für jetzt gaben die Sarazenen den Angriff von der Seeseite auf. Der Renegat lies daher am folgenden Tag einen großen Theil seines Heeres landen, um die Stadt vielleicht auf dieser Seite zu erstürmen. Aber gerade hier war Thessalonich am besten befestiget; die Mauern waren höher und stärker, und durch die aus ihnen hervorspringenden Thürme und Kastelle gedeckt. Auch der Sieg des vorigen Tages beseelte die Einwohner mit noch größerm Muth, und so leisteten sie jetzt abermals einen so tapfern Widerstand, wie man ihn selbst von den geübtesten und abgehärtesten Kriegern kaum hätte erwarten können. Unter dem Schutz einer Menge groben Geschützes, das die Sarazenen vor ihrer Frontlinie aufgeführt hatten, gelang es ihnen jedoch endlich eine ganze Reihe von Sturmleitern an die Mauer anzulegen. Eine Menge Feinde stiegen schnell dieselben hinauf, und schon glaubten sie sich im Besitze der Stadt, als die jetzt so furchtbar drohende Gefahr mehrern der Einwohner eine beinahe übernatürliche Stärke gab. Mit nervigtem Arm ergriffen sie die Sturmleitern, schleuderten dieselben wieder hinab; nnd zerschmettert lagen am Fuße der Mauer alle Sarazenen, die dieselben schon bestiegen hatten. Die meisten wurden im Hinabstürzen durch ihre eigenen Waffen getödtet oder tödtlich verwundet. — Jetzt zogen sich die Feinde zurück; aber blos um sich andere Punkte zu ihrem Angriff zu suchen. Diesen richteten sie nun gegen eines der grösten und weitesten Stadtthore. Dieses war jedoch ungemein fest, und ganz mit Eisen überzogen. Während also Belagerer und Belager-

ten sich mit ihren Schußwaffen von Ferne den Tod sandten, zogen einige der verwegensten Afrikaner zwei große, mit ganz dürrem, dabei dicht mit Schwefel überzogenem Holze, und noch einer Menge anderer brennbarer Materialien schwer beladene Wagen dicht an das Thor, befestigten sie an demselben, steckten hierauf beide in Brand, und eilten dann, den Erfolg abwartend, zu ihrer in einem Hinterhalt liegenden Schaar zurück. Bald äußerte sich die ganze Wuth des Feuers; um es zu löschen, fehlte es den Tapfern, die hier ihren Posten hatten, an dem nöthigen Vorrath an Wasser. Aber schnell sprang jetzt ein Theil derselben von der Mauer herab, und wälzte mit einer Geschäftigkeit und Anstrengung, wie die Natur sie nur im drohendsten Moment der Gefahr gibt, eine Menge großer Steine auf einander, so daß als endlich das Thor und dessen Pfeiler einstürzten, die dadurch entstandene Oeffnung schon wieder durch einen Steinwall geschlossen war. Mit ungleich verminderter Lebhaftigkeit ward nun mit den Schußwaffen noch einige Zeit fortgekämpft, bis endlich die völlige Ermüdung der Kämpfenden, die den ganzen Tag über mit der grösten Anstrengung gefochten, und von den glühenden Sonnenstrahlen — es war im Monat Julius — und brennendem Durst über alle Vorstellung gelitten hatten, dem Kampfe ein Ende machte. Die Sarazenen zogen sich in ihr Lager zurück; aber die Belagerten, einen nächtlichen Ueberfall befürchtend, daher sich auch nur abwechselnd eine kleine Ruhe gönnend, blieben die ganze Nacht über auf der Mauer. Am folgenden Tage stürmten die Feinde noch einmal von der Landseite; jedoch mit nicht besserm Erfolge. Sie ließen daher diesmal sehr bald von dem Sturm ab, und die ganze Heeres-

abtheilung, welche gelandet hatte, schiffte sich wieder ein.

7. Die bisher so sehr geängstigten Einwohner fingen nun wieder an, freier zu athmen. Drei Stürme hatten sie glücklich zurückgeschlagen, die Feinde großen Verlust erlitten; und so lebte nun alles der frohen Hoffnung, daß schon am folgenden Tage die ganze feindliche Flotte unverzüglich unter Segel gehen werde. Aber leider nur zu bald wurden die armen Thessalonicher aus ihrem süßen Traume wieder aufgeschreckt. Eine neue Erfindung der Sarazenen sollte über die unglückliche Stadt gerade an dem Tage, an welchem sie sich von dem Feinde befreit zu sehen hoffte, grenzenloses Verderben bringen. Der Tripolit ließ nämlich je zwei und zwei Schiffe mit starken Stricken und Tauen fest an einander binden, dann dicke Bretter und Balken darauf legen, und auf diesen holzene Thürme, die er mit Soldaten besetzen konnte, errichten. Da die Barbaren bei Fackelscheine die ganze Nacht daran arbeiteten; so konnten die, welche auf der Meersseite die Wache auf der Mauer hatten, alles was auf der Flotte vorging, genau unterscheiden. Sie erriethen bald die Absicht des Feindes, und nun bemächtigten sich Furcht und Schrecken aller Gemüther. Die, welchen der Muth völlig entsank, verließen die Mauern, und an der Erhaltung der Stadt verzweifelnd, eilten sie, um ihre Frauen und Kinder zum letztenmale zu umarmen. Viele der Beherzteren blieben jedoch auf ihrem Posten, und sorgten blos für hinreichende Vorräthe von Pech, Schwefel und andern brennbaren Materien, in der Hoffnung, die von den Barbaren erbauten Thürme vielleicht damit zu verbrennen. Mit

Anbruch des Morgens setzten sich die feindlichen Schiffe unter der angestrengten Arbeit einer Menge Ruderer in Bewegung. Zwar kam ihnen wieder ein dichter Regen von Pfeilen, Steinen und Wurfspiesen entgegen; aber die Barbaren deckten sich mit ihren Schilden, und ein günstiger Wind, der sich gegen Tag erhoben hatte, trieb sie schnell und ohne großen Verlust an die Mauer. Da mit dieser jetzt die Thürme von gleicher Höhe waren; so begann nun ein schrecklicher Kampf Mann gegen Mann wie auf ebenem Boden. Die Belagerten thaten Wunder der Tapferkeit. Verzweifelung bei dem Anblick der verwilderten feindlichen Gesichter, auf denen auch nicht eine Spur von Menschlichkeit zu finden war, gab ihrem Arme neue, beinahe mehr als menschliche Kraft. Aber leider verminderte sich immer ihre Zahl, während jene des Feindes durch neu ankommende Truppen sich jeden Augenblick vermehrte. Schaarenweise sprangen endlich diese aus den Thürmen auf die Mauer, stürzten die wenigen, die noch darauf waren, hinab, und gleich einem reisenden Strome, der alle Dämme durchbrochen hatte, drang nun der wüthende, wegen des langen Widerstandes auf das äußerste erbitterte Feind in die unglückliche Stadt. Thessalonich ward jetzt ein Schauplatz der graunvollsten schrecklichsten Scenen. Stromweise floß das Blut in allen Straßen. Viele Einwoher suchten durch das entgegengesetzte, nach der Landseite führende Thor zu entfliehen. Aber ihrer waren es so viele, daß sie sich unter dem Thor so sehr drängten und drückten, daß beinahe keiner sich weiter bewegen konnte. Unglücklicher Weise kam auch noch dazu eine feindliche Abtheilung, welche die Stadt auf dieser Seite umgangen hatte. Diese hieb mit ihren lan-

gen scharfen Säbeln so lange auf die Wehr- und Beweglosen hinein, bis sie dieselben sämmtlich nieder gemetzelt hatte. Schwarzer, schändlicher Verrath vermehrte noch das Unglück der bejammernswerthen Einwohner. Eine Menge derselben wollte durch das obere Burgthor entfliehen. Hieher kamen die wilden Eroberer erst später, und jene Unglücklichen hätten Zeit genug gehabt zu entkommen. Aber der Anführer der Sclavonier, welche hier die Wache hatte, ließ das Thor alles Flehens ungeachtet nicht öffnen. Er selbst jedoch entfloh durch dasselbe, ließ es aber, sobald er mit seinen Gefährten außerhalb desselben war, auf das neue wieder schließen. Die Getäuschten, nachdem sie lange gewartet hatten, kehrten wieder in die Stadt zurück, und fanden dort in den Straßen auf mancherlei Weise einen grausamen Tod. — Ungefähr drei hundert Einwohner hatten sich in die Klosterkirche zum heiligen Gregorius dem Märtyrer geflüchtet. Aber dahin kam natürlicher Weise nun ebenfalls sehr bald eine Schaar der jetzt nach nichts als Blut dürstenden Sieger. Der Anführer ließ die Thüren aufsprengen, trat in die Kirche, sprang auf den Altar, und setzte sich dort, nach orientalischer Art, mit kreuzweise in einander geschlagenen Beinen nieder. In seiner Hand hielt er ein noch von Blut triefendes Schwert. Um Gnade zu ihm flehend lag der ganze Haufe der hierher Geflüchteten zu seinen Füßen. Sein wilder Blick weidete sich einige Zeit an dem Jammer der Unglücklichen. Mit kaltem Blut sprach er hierauf das Todesurtheil über Alle aus, und unter höllischem Hohngelächter fielen nun auf seinen Wink die halb nackten Aethiopier über die Menge her, und erwürgten sie sämmtlich unter den Augen des Unmenschen.

Das Morden dauerte den ganzen Tag bis gegen Abend fort. Aber grausamer als die wildesten Bestien, ward die Mordlust der Barbaren stets nur dann erst völlig befriediget, wenn sie den unglücklichen, in ihre Hände gefallenen Schlachtopfern durch mancherlei Marter einen zehnfach schmerzhaften Tod hatten empfinden lassen *).

*) Neque enim ulla eis miseratio erat, qui pridem rabie exarsissent nostramque internecionem sitirent; sed et senex et florenti adhuc ætate atque juvenis, quisquis denique occurrisset, gladio necabatur. Nec vero lethali statim vulnere feriebant, sed ut diutius doloribus excruciarent, quæ circa dorsum coxasque sunt concidentes tarda eos nece conficiebant. Ac ne sic exsatiabatur eos obsidens furor; sed quod non sæpius mori poterant, immanitatis rabie gravius dolebant etc. (Cameniates p. 264) — — Nur einer besondern Fügung Gottes hatte Cameniates sein Leben zu danken. Gleich so vielen andern der unglücklichen Einwohner Thessalonichs, hatte er ebenfalls mit seinem alten Vater, seinen beiden Brüdern, und noch einigen Verwandten, welche auch Geistliche waren, durch das obere Burgthor entfliehen wollen. Als dieses jedoch geschlossen blieb, und der Sprung von der hohen Mauer herab, den auch nur sehr wenige wagten, allen zu gefährlich schien, lief Cameniates nicht mit der übrigen Volksmenge wieder in die Stadt; sondern ging mit seinen Unglücksgefährten auf der Mauer fort, und verbarg sich mit denselben endlich in einen, an der Mauer angebrachten, und mit einem Thurm in Verbindung stehenden, steinernen Vorsprung. Hier erwarteten sie nun sämmtlich einen gewissen, nunmehr unvermeidlichen Tod. Sie empfahlen daher ihre Seelen Gott; und in dessen allerheiligsten Willen sich vollkommen ergebend, ermunterten sie sich gegenseitig, den Todesstreich mit christlicher Standhaftigkeit zu empfangen. Wirklich kam auch bald ein Trupp wilder Aethiopier bei dem Thurm

8. Einige Zeit vor der Belagerung von Thessalonich hatte der Kaiser einen seiner Käm-

---

an. Aber der Weg in den Vorsprung ging über zwei gar nicht breite, dabei schwankende und schon halb verfaulte Bretter. Als die Aethiopier dies sahen, fingen sie an zu stutzen, und sich zu besinnen, ob sie wohl, ohne große Gefahr zu laufen, diesen unsichern Steig betreten dürften. Cameniates, der dieses in seinem Hinterhalt bemerkte, und sogleich die Ursache ihrer Zögerung errieth, trat nun an eine Oeffnung, rief einen Aethiopier, den er für den Anführer hielt, zeigte diesem einige Goldstücke, und sagte, daß er, wenn man ihm und seinen Genossen das Leben zusichern würde, er ihnen sehr bedeutende, an einem nicht leicht zu entdeckenden Orte vergrabene Reichthümer anzeigen wollte. Geiz und Habsucht waren bei den Sarazenen immer stärker als ihre Mordlust. Der Vorschlag ward also angenommen, und den Seinigen das Leben zugesichert, worauf er dann auch mit denselben unverzüglich seinen Zufluchtsort verließ, und sich ihnen ergab. Die Aethiopier führten ihn nun zu einem ihrer höhern Befehlshaber. Aber unterweges lief er noch einigemal Gefahr von andern herumstreifenden Aethiopiern ermordet zu werden, und es kostete seinen Begleitern stets große Mühe, ihn aus den Händen solcher Unholde zu retten. Bei dem Befehlshaber angekommen — es war dieß derselbe, welcher gleich darauf die in die Klosterkirche zum heiligen Georg geflüchteten Christen sämmtlich niedermetzeln ließ; welchem gräßlichen Schauspiel Cameniates nun ebenfalls zusehen mußte — fragte ihn dieser in barschem Tone, auf welche Weise er und seine Gefährten dem Tode entgangen wären. Cameniates sagte die Bedingung, unter welcher man ihm sein und der Seinigen Leben zugesichert hätte. Der Sarazen ließ sich auf einer Bank nieder, und Cameniates mußte sich vor ihm auf die Erde werfen, worauf er ihm mit der Rückseite seines Schwerts einen leichten Schlag auf den Kopf gab. Ein bei den Mohamedanern übliches und eidliche Verbindlichkeit mit sich führendes Zeichen, daß man ein gemach-

merlinge, Namens Rodophylus, mit einer

tes Versprechen heilig halten werde. Dieser Auftritt hatte in dem Vorhöfe der erwähnten Klosterkirche, und gleich darauf in der Kirche selbst die Hinrichtung der darin eingeschlossenen Christen statt. Als diese Mordscene vorüber war, ward Cameniates mit seinen Unglücksgenossen zu dem Tripoliten, dem obersten Feldherrn der Flotte und des Heeres geführt. Das Zelt desselben stand an dem Gestade des Meeres. Als Cameniates ankam, hatte man gerade das, die Mohamedaner zum täglichen Gebete rufende Zeichen gegeben. Jenes dauerte eine kleine Stunde, die dem Cameniates eine halbe Ewigkeit zu seyn schien. Sobald diese leere Ceremonie geendiget war, ward er sogleich dem furchtbaren obersten Feldherrn vorgestellt. Dieser sprach in ganz mildem Ton zu ihm, fügte jedoch hinzu, er könne die ihm ertheilte Begnadigung nur in so fern bestätigen, als er ebenfalls sein gemachtes Versprechen erfüllen würde. Unter der Begleitung eines vornehmern Sarazenen, und guter Bedeckung ward Cameniates jetzt fortgeschickt, um Ersterem den Ort zu zeigen, wo Geld und Kleinodien vergraben seyn sollten. Unterweges ward er von mancherlei Besorgnissen geplagt, besonders von der Furcht, daß vielleicht zufälliger Weise schon andere den Ort entdeckt, und sich der dort verborgenen Schätze bemächtiget haben könnten. Seine Furcht war jedoch eitel. Alles fand sich, wie er es angegeben hatte. Als er daher zu dem Emir wieder zurückgeführt, und diesem über die vorgefundenen Kostbarkeiten umständlicher Bericht war erstattet worden, erwieß sich der, über diesen Zuwachs von Reichthum erfreute Tripolit sogar freundlich gegen ihn, hieß ihn alle Furcht jetzt ablegen und gutes Muthes seyn. Dieses Letztere war jedoch freilich keine sehr leichte Sache; denn wenige Augenblicke darauf muste Cameniates abermals Augenzeuge der grausamen Hinrichtung des unglücklichen Rodophylus seyn. Indessen hatte er für sein und der Seinigen Leben nichts mehr zu fürchten, ward aber dem ungeachtet gleich den übrigen Gefangenen auf ein Schiff gebracht, und erhielt erst in Tharsus seine völlige Freiheit wieder.

sehr ansehnlichen Summe Gold nach Italien zu Bezahlung des dort stehenden kaiserlichen Heeres geschickt. Während der Seereise ward er krank, trat also bei Thessalonich an das Land, befand sich auch zu seinem grösten Unglück noch allda, als die Stadt von den Sarazenen erobert ward, hatte aber schon vorher und zwar bei der ersten Nachricht von der Annäherung einer feindlichen Flotte das ihm anvertraute Geld ganz in Geheim an Symeon, den Gouverneur der benachbarten Theme vom Strymon *) gesandt. Durch seine Späher hatte der Tripolit dieses erfahren. Er ließ ihn also jetzt vor sich kommen, und foderte in trotzigem Ton die Auslieferung des vom Kaiser ihm anvertrauten Goldes. Rodophylus erwiederte, daß dieß nicht mehr in seiner Macht stehe, indem er die ganze Summe, wie seine Treupflicht gegen den Kaiser es ihm geboten, schon vor der Belagerung an den Befehlshaber einer benachbarten Provinz gesandt habe; übrigens sey er jedoch bereit, durch sein eigenes ganzes Vermögen, welches nicht unbeträchtlich sey, ihn vollkommen zu entschädigen. „Bösewicht" fuhr der Renegat mit Zorn entflammten Augen den schuldlosen Kämmerling an „dieses Gold wäre „mein gewesen. Du hast es mir gestohlen, und

---

*) Themen waren Militair-Gouvernements, in welche das ganze Reich, man weiß nicht genau zu welcher Zeit, wahrscheinlich unter der Herrschaft des Hauses des Heraclius war eingetheilt worden. Der morgenländische Theil des Reiches zählte siebzehen, der europäische zwölf Themen. Bisweilen hatten dieselben noch besondere Namen, die sich dann gewöhnlich auf irgend eine Eigenheit der, als Besatzung darin liegenden Truppenabtheilung bezog.

„dafür mußt du zum warnenden Beispiel jetzt „sterben". Wirklich befahl der Tyrann auf der Stelle ihn mit dicken Stöcken todt zu schlagen. Cameniates war Zeuge dieser schauerlichen Scene, und weiß in seiner Erzählung kaum Ausdrücke zu finden, das Schauderhafte dieser qualvollen Todesart zu beschreiben. — Die Mordlust der Barbaren, obgleich noch lange nicht gesättiget, mußte endlich doch ihrer Raubsucht weichen. Alle noch lebende Einwohner wurden ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts gegen Abend auf den öffentlichen Plätzen zusammen getrieben. Auf Befehl des Tripoliten ward ihnen hier bekannt gemacht, daß alle, welche ihre verborgenen Schätze anzeigen und ausliefern wollten, am Leben gelassen, die aber nichts geben würden, ohne weiteres ermordet werden sollten. Der Raubsucht des Renegaten und seiner Barbaren gelüstete es jedoch nur nach Gold, Silber, edeln Steinen und seidenen Stoffen. Auf alles Uebrige blickten sie mit Verachtung herab; so daß jetzt selbst die seltensten und kostbarsten Kunstwerke zerschlagen oder auf andere Weise zerstört wurden. Natürlicher Weise gab nun jeder willig her, was er von jenen Reichthümern in seiner Wohnung verborgen oder irgendwo vergraben hatte. Wer nichts geben konnte, weil er nichts hatte, ward ohne Erbarmen erwürgt.

9. Endlich ward der Tag festgesetzt, an dem die Flotte wieder unter Segel gehen sollte. Aber die, welche durch Aufopferung aller ihrer beweglichen Habe ihr Leben erkauft hatten, wurden deswegen jetzt doch noch nicht frei. Der Barbar hoffte noch fernern, nicht minder bedeutenden Gewinn von ihnen zu ziehen. Gleich dem Viehe,

wurden daher alle als Gefangene fortgeschleppt, in die untern Schiffsräume geworfen, und diese mit Gefangenen so voll gepackt, daß die Unglücklichen kaum athmen konnten. Wer auf dem Boden lag, vermochte nicht aufzustehen, wer stand, sich nicht niederzulegen, kaum eines seiner Glieder zu bewegen. Die gemachte Beute war so unermeßlich, daß die Schiffe der Sarazenen sie nicht fassen konnten. Die Barbaren nahmen demnach jetzt auch alle Kauffahrteischiffe hinweg, welche sie in dem Hafen von Thessalonich gefunden, auch zogen sie jene aus dem Meere, welche man, um ihnen das Einlaufen zu erschweren, in den Grund gesenkt hatte. — Als der ganze unermeßliche Raub und alle Gefangenen an Bord gebracht waren, befahl der unmenschliche Tripolit, alle Gebäude und Kirchen ohne Ausnahme in Brand zu stecken. Um das Andenken an seinen Aufenthalt an den Ufern des Golfs von Thessalonich zu verewigen, wollte er die große, vor zehen Tagen noch so blühende, prachtvolle Stadt in eine Ruine verwandeln. Zum Glücke war in der Absicht, wo möglich einige der Gefangenen loszukaufen, der oben erwähnte Symeon jetzt in Thessalonich angekommen. Kühn trat dieser vor den Tripolit: „Willst Du" sagte er ihm „alles das Gold, das „der unglückliche Rodolphyl mir vor der Belager„ung gesandt hat; so schone der Stadt. Glaube „ja nicht, daß Du durch irgend eine Art Marter „es mir gegen meinen Willen entreissen könnest. „Wähle also: Wünschest Du das Gold zu be„sitzen; so schone der Stadt" — Der Sarazen nahm den Antrag an; Symeon lieferte ihm das Geld aus, und der Renegat hielt wirklich sein gegebenes Wort. Er erklärte jetzt dem Symeon, daß es von dem Kaiser abhange, den auf den

Schiffen gefangenen Christen Freiheit und Leben zu erhalten; derselbe nämlich dürfe sie nur gegen eine gleiche Anzahl gefangener Sarazenen auswechseln. Würde jedoch der Kaiser diesen Vorschlag nicht eingehen, so werde er sich gegen seine Gefangenen des Rechtes bedienen, das sein siegendes Schwert ihm gegeben. Im Namen des Kaisers willigte Symeon sogleich in die Foderung des Sarazenen, worauf die Stadt Tapsus zum Auswechslungsplatz bestimmt ward. Symeon eilte nun unverzüglich nach Constantinopel zu dem Kaiser; und da auch ein günstiger Wind die Segel der Sarazenen schwellte; so verließ ebenfalls die ganze feindliche Flotte noch an demselben Tage den Hafen von Thessalonich. Ihr Aufenthalt allda hatte eine Dauer von zehn Tagen gehabt; das heißt, sie hatten zehn Tage lang gleich wilden Bestien und höllischen Geistern in der unglücklichen Stadt gemordet, geraubt, und jede andere Greulthat sich erlaubt. (904.)

10. Es geht über alle Vorstellung, welche unmenschliche Behandlung, welche Körper- und Seelen-Leiden die gefangenen Christen auf dieser Seereise zu dulden hatten. Schon vor der Einschiffung wurden durch raffinirte Grausamkeit des Renegaten alle jene schonungslos von einander gerissen, welche selbst die heiligsten Bande der Natur mit einander vereint hatten: der Gatte von der Gattin, der Vater von dem Sohne, die Mutter von der Tochter, der Bruder von der Schwester. Herzzerreissend war das Klaggeschrei, als dieser grausame Befehl in Vollziehung gesetzt ward. Nicht nur eigener grenzenloser Jammer, auch noch marternde Besorgniß um diejenigen, die seinem Herzen am nächsten waren, drückte

jetzt jeden völlig zu Boden. Nun noch in den untern Schiffsräumen gleich den Häringen auf einander gepackt, der frischen Luft beraubt, stets von brennendem Durst gequält, von den Barbaren auf das unmenschlichste vernachlässiget und mißhandelt, erkrankte eine Menge derselben, und beneidet ward jeder, dessen Leiden der Tod jetzt ein Ende machte. — Bei Creta stiegen die Sarazenen an das Land. Der Tripolit musterte die gefangenen Christen; und Weiber und Kinder mit eingeschlossen, belief sich ihre Anzahl blos auf zwei und zwanzig tausend Köpfe; trauriger Ueberrest einer, vor wenigen Wochen noch vielleicht aus mehr als zweimal hundert tausend Seelen bestandenen Bevölkerung! Einen Theil der Gefangenen verkaufte der Renegat an die Sclavenhandel treibenden Cretenser, die sie nachher um weit höhere Preise wieder an die Griechen verkauften. — In den Gewässern von Cypern ward die Flotte von einem heftigen Sturm überfallen. Die gefangenen Christen waren zwar auf allen Schiffen vertheilt; indessen war doch Eines derselben, mit Ausnahme der zu dessen Dirigirung nöthigen Matrosen, ausschlieslich mit Christen angefüllt. Als der Sturm heftiger ward, und man für nöthig fand, die ohnehin so schwer beladenen Schiffe in etwas zu erleichtern, wollte man, um hiezu Raum zu finden, die ganze Ladung jenes Schiffes, nämlich sämmtliche darauf befindliche Christensclaven, über Bord werfen. Schon war man im Begriff, auch diesen mörderischen Befehl zu vollziehen, als plötzlich ein ungemein heftiger Windstoß das Schiff so weit von der Flotte entfernte, daß man es ganz aus den Augen verlor, dasselbe auch nicht eher, als bis der Sturm sich gelegt hatte, wieder zu den

übrigen Schiffen stoßen konnte. — Sobald in Tripoli die ungeheure Beute, die so groß war, daß die öffentlichen Magazine und Waarenlager sie kaum fassen konnten, an das Land gebracht war, ließ der Emir unverzüglich alle Gefangenen nach Tharsus bringen. Mit der nöthigen Anzahl gefangener Sarazenen fand sich auch bald darauf der edle Symeon ein. Die gegenseitige Auswechselung hatte unverzüglich statt, und nach langen, bittern Leiden und harten Drangsalen erhielten nun die ganz abgezehrten, in Lumpen gehüllten Thessalonicher wieder Leben und Freiheit, hatten aber, obgleich ihr ganzes Leben hindurch an Reichthum und Ueberfluß gewöhnt, jetzt nicht, wohin sie ihr Haupt legen konnten. Aber der Kaiser, den der Untergang Thessalonichs tief schmerzte, kam ihnen mit wahrhaft überfließender Milde entgegen. Er that, was er nur thun konnte, um das Schicksal derselben zu erleichtern, ließ ihnen Geld und jede Art der Unterstützung reichen, und schickte sie mit dem Troste seines besondern Schutzes und fernerer Unterstützung wieder in ihre Vaterstadt zurück. Dahin waren auch schon die Tausende wieder zurückgekommen, welche gleich bei der ersten Nachricht einer bevorstehenden Belagerung Thessalonich verlassen hatten. Der Kaiser wieß bedeutende Summen an, der Stadt wieder aufzuhelfen. Auf mehrere Jahre ward sie von allen Steuern und Abgaben befreit, und eine Menge, Handel, Schiffahrt und bürgerliche Betriebsamkeit befördernde Privilegien und Freiheiten ihr ertheilt. Durch alles dieses, in Verbindung mit ihrer glücklichen, sie zu einem Stapelplatz und einer Niederlage aller Waaren Macedoniens und Griechenlandes machenden Lage, blühte Thessalonich

zusehends wieder auf, und nach einer einzigen Generation waren schon alle Spuren dieses schrecklichen Unfalls völlig verschwunden. Aber bei allem dem konnte dennoch Thessalonich sich nie mehr zu der Höhe seines vorigen Wohlstandes und frühern Glanzes erheben *). Mit dem Betragen des Symeons war der Kaiser sowohl zufrieden, daß er, um demselben einen Beweis der Anerkenntniß seiner Verdienste zu geben, ihn zu der Würde eines Patriciers erhob.

11. Für die, in der mit so unerhörter Grausamkeit verbundenen Plünderung Thessalonichs dem Kaiser zugefügte Schmach war es indessen eine, obgleich noch bei weitem nicht hinreichende Genugthuung, daß sein Heer bald darauf unter der Anführung des tapfern Andronikus Ducas in die Provinzen des Kaliphats einfiel, sie plünderte, auch dabei mehrere Siege erfocht; und endlich daß in dem folgenden Jahre auch die kaiserliche Flotte, von dem einsichtsvollen Himerus befehliget, über die Flotte der Sarazenen bei der Insel Samos einen so vollständigen Sieg erfocht, daß beinahe die ganze feindliche Flotte vernichtet ward. Dieses mit so vielem Erfolge gekrönte Seetreffen war für die

*) Thessalonich, jetzt Salonicki, ist auch heute zu Tage noch eine bedeutende, mit einem Kastell und mehrern Forts befestigte Handelsstadt. Sie zählt über siebenzig Tausend Einwohner, hat eine Menge Moscheen, griechische Kirchen und Klöster, auch eine katholische Kirche, und treibt einen sehr gewinnreichen Activhandel, indem sie jährlich für fünf Millionen und 190,000 Piaster Waaren ausführt, und die Einfuhr sich nur auf drei Millionen 112,000 Piaster beläuft.

Griechen um so glorreicher, als sie schon seit mehrern Jahren auf der See nur von Niederlagen zu erzählen hatten. Was aber den Glanz dieses Sieges nicht wenig wieder trübte, war der dadurch herbei geführte Untergang des Andronikus, einer der allertreuesten, redlichsten und tapfersten Männer im ganzen Reiche. Der Kaiser hatte ihm nämlich befohlen, mit einigen Schiffen zu der Flotte des Himerus zu stoßen, und diesen mit seiner Einsicht und Erfahrung zu unterstützen. Andronikus hätte keinen Augenblick gezögert, den kaiserlichen Befehl zu vollziehen; aber mit diesem erhielt er zu gleicher Zeit aus Constantinopel von einem Verräther, der früher seine Freundschaft zu erschleichen gewußt hatte, ein Schreiben, in welchem derselbe ihn warnte, sich ja vor dem Himerus in Acht zu nehmen, indem diesem der Kaiser auf Anstiften des Samonas den Befehl gegeben hätte, ihm, sobald er ihn in seiner Gewalt haben würde, die Augen ausstechen zu lassen. Der Urheber dieser höllischen Kabale war niemand anders, als eben dieser Samonas selbst. Derselbe war ein geborner Mohamedaner und das in dem, den Sarazenen unterworfenen Theile von Armenien liegende Melitene seine Vaterstadt. Unter der Regierung des Basilius kam er nach Constantinopel, ließ, um dort sein Glück zu machen, sich taufen, und ward bald darauf seines wohlgestalteten Körperbaues wegen unter die Famulistik des Palastes aufgenommen. Heuchler und Schmeichler und kein, zu seinem Zwecke führendes Mittel, wie schlecht es auch seyn mochte, verschmähend, gewann er bald die Gunst seiner Obern, und schwang sich in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Stelle in der, die Person des Monarchen unmittelbar umgebenden Dienerschaft empor;

und als es ihm endlich gelang, eine gefährliche gegen das Leben des Kaisers gerichtete Verschwörung zu entdecken, bei welcher Entdeckung er jedoch eine ziemlich zweideutige Rolle spielte, ernannte ihn der Kaiser zu seinem ersten Kämmerling, und schenkte ihm nach und nach sein ganzes Zutrauen. Von jetzt an ward Samonas die Seele und der Mittelpunkt aller und der ekelhaftesten Intriguen des Hofes nnd des Palastes; und die Entfernung manches treuen und brauchbaren Dieners war das Werk dieses Elenden. Indeßen wußte er seine Stellung trefflich zu benutzen, um Schätze zu sammeln, und da der Kaiser ihm oft kostbare Geschenke machte, zudem auch sehr große Einkünfte hatte anweisen lassen, so sah er sich schon nach wenigen Jahren im Besitze ganz ungeheurer Reichthümer. Da Samonas weder dem Kaiser noch irgend jemand wahrhaft ergeben war; so ging er jetzt damit um, mit allen seinen Schätzen das Reich zu verlassen, zu den Sarazenen zu gehen, und wahrscheinlich dort wieder ein Jünger Mohameds zu werden. Unter künstlich ersonnenem Vorwandt erhielt er wirklich von dem gutmüthigen Kaiser die Erlaubniß, sich auf eine kurze Zeit nach seiner Vaterstadt Melitene zu begeben. Mit einem zahlreichen Gefolge von Leuten, auf die er sich verlassen konnte, trat er also die Reise an, und war schon ganz nahe an den Grenzen des sarazenischen Gebietes, als er von des Andronikus ältestem Sohne Constantin angehalten und wieder nach Constantinopel zurückgebracht ward. Schon daß er nicht den Weg nach Melitene, sondern nach Bagdad eingeschlagen hatte, erregte gegründeten Verdacht, und noch mehr ward dieser bestätiget durch die Menge der Kostbarkeiten und anderer Papiere, die man

bei ihm fand. Der Kaiser über seines bisherigen, mit Wohlthaten gleichsam überschütteten Günstlings schwarzen Undank im höchsten Grade aufgebracht, verordnete sogleich eine strenge gerichtliche Untersuchung. Dieses reuete jedoch bald wieder den ungemein gütigen, gar nicht zum Strafen geneigten Leo, und da Samonas durch verstellte Reue, erkünstelte Thränen und wohl ersonnene Ausflüchte — denn im Lügen hatte er es zur Meisterschaft gebracht — den Kaiser schon so ziemlich wieder besänftiget hatte, so äußerte dieser gegen Constantin den Wunsch, daß er dem Samonas vor Gericht ein günstiges Zeugniß geben möchte. Natürlicher Weise fügte sich Constantin dem Willen seines Herrn. Samonas ward demnach losgesprochen, und erhielt in kurzer Zeit wieder die völlige, ungetheilte Gunst des Monarchen.

12. Aber gegen Constantin glühete nun in seiner Brust ein unauslöschlicher Haß; und da er keine Gelegenheit fand, sich an ihm zu rächen, so suchte er um so sorgfältiger eine Veranlassung, dem Andronikus, dem Vater des Constantins, seine Rache fühlen zu lassen. Diesen, einem Menschen wie Samonas, so willkommenen Augenblick glaubte er jetzt gefunden zu haben. Wie zwischen edeln Seelen, eben so existirt auch zwischen Schelmen eine gewisse geistige Affinität; so daß einer den andern stets sehr leicht erräth. Mit großen Summen erkaufte also Samonas einen vorgeblichen Freund des Andronikus, diktirte demselben den Brief, den er dem Letztern schicken sollte, und um diesen desto leichter zu täuschen und in die Falle zu ziehen, mußte der bestochene Bösewicht seinem so schändlich verrathenen Freunde

auch noch in dem Briefe bemerken, daß der Kaiser jenen grausamen Befehl gegen ihn blos auf Antrieb des Samonas ertheilt habe. Andronikus, wohl wissend daß Samonas jedes Frevels fähig sey, zweifelte nun keinen Augenblick mehr an der Wahrheit der erhaltenen Nachricht, und befolgte daher auch nicht den Befehl des Kaisers. Aber nun den Zorn des Monarchen fürchtend, wagte er es nicht nach Constantinopel zu gehen, und als er bald darauf hörte, daß Himerus auch ohne ihn einen so glänzenden Sieg über die Sarazenen bei Samos erfochten habe, ergriff ihn eine Art von Verzweiflung, und über die Ungerechtigkeit des Hofes laut klagend, warf er sich, jedoch blos seiner eigenen Sicherheit wegen, mit den treuesten seiner Anhänger in das feste Schloß Cabala, nicht ferne von Iconium in der Provinz Lycaonien. Diesem an sich etwas unbesonnenen Schritte wußte Samonas bei dem Kaiser alle Farben einer förmlichen gefährlichen Empörung zu geben. Unverzüglich ward also ein bedeutendes Heer zusammen gezogen, und nach Cabala gegen den Andronikus gesandt. Dieser, der an keine eigentliche Empörung gedacht, auch keine Belagerung lange hätte aushalten können, entfloh mit seinem Sohne und übrigen Freunden zu den Sarazenen. Andronikus kriegerischer Ruhm hatte sich in dem ganzen Orient verbreitet. Von dem damals in Bagdad herrschenden Emir-al-Omra (Großvezier) ward also Andronikus mit allen Beweisen der höchsten Achtung und des ausgezeichnetesten Wohlwollens aufgenommen. Ungemein erfreut, einen so kriegskundigen und tapfern Mann in dem Dienste des Kaliphats zu wissen, kam der Großvezier allen Wünschen desselben zuvor, und in dem Schoße des Ueberflusses, und

von seinen Verräthern und falschen Freunden umlagert, hätte Andronikus um so leichter ein undankbares Vaterland vergessen können, als die Christen in Bagdad eine Kirche hatten, er daher in der Ausübung aller Pflichten seiner Religion nicht im mindesten gestört war. Aber Leo selbst fühlte bald sehr schmerzhaft den Verlust eines so ausgezeichneten Feldherrn. Längst schon hatte er den Andronikus als einen redlichen, unbestechbar treuen Diener erkannt; und so stieg nun nach und nach der Gedanke in ihm auf, daß der ihm, gegen seinen braven Feldherrn beigebrachte Argwohn gar leicht blos das Werk der Feinde desselben, oder vielleicht auch einer allzugroßen Aengstlichkeit und Sorgsamkeit des Samonas sein könnte. Er entschloß sich also denselben wieder zurückzurufen, und schrieb eigenhändig dem Andronikus einen Brief, in welchem er ihm nicht nur volle Begnadigung und sein ganzes voriges Zutrauen, sondern auch unverzügliche Beförderung zu noch höhern Ehrenstellen versprach; nur möchte er ungesäumt zu seinem, ihn so sehr schätzenden und seine Verdienste anerkennenden Monarchen wieder zurückeilen. Leider gab der Kaiser diesen Brief dem Samonas. Dieser sollte ihn in der Höhle einer Wachskerze verbergen, dann einem gefangenen Sarazenen die Freiheit schenken, und unter dem Versprechen glänzender Belohnung denselben dahin zu gewinnen suchen, die Wachskerze mit dem Briefe, sobald er in Bagdad angekommen seyn würde, dem Andronikus ganz in Geheim zu übergeben. Statt sich dieses Auftrages in dem Sinne seines Herrn zu erledigen, ließ Samonas den Sarazen bei nächtlicher Weile heimlich zu sich kommen, verpflichtete ihn sich durch eine bedeutende Summe Goldes, und erklärte ihm, wie

er in seinem Herzen noch immer ein warmer Anhänger Mahomeds sey, daher auch jetzt ihm entdecken müßte, daß des Kaisers Brief an den Andronikus höchst gefährliche Anschläge gegen ihre gemeinschaftliche Religion enthalte. Er möge also denselben ja nicht dem Andronikus, sondern unmittelbar dem Großvezier selbst übergeben, und diesen vor den verrätherischen Planen des Andronikus recht ernstlich warnen. Der Sarazen, der es jetzt als eine Gewissenssache betrachtete, that pünktlich, wie Samonas ihm geboten hatte; worauf der Großvezier mehr noch durch die mündlichen Mittheilungen des Sarazens, als durch den Inhalt des Briefes gegen Andronikus erbittert, diesen sammt seinem Sohne und allen übrigen Gefährten sogleich ergreifen, und in einen der schrecklichsten, blos zur Aufnahme großer Verbrecher bestimmten Kerker werfen ließ. Mehrere Wochen lang wurden hier die Unschuldigen auf die grausamste Weise mißhandelt, Tag und Nacht auf mancherlei Weise unaufhörlich gequält. Einige davon erkauften sich dadurch ihre Freiheit, daß sie dem Christenthum entsagten, und sich zu Mahomeds Lehre bekannten. Andronikus jedoch blieb seinem Charakter getreu, erduldete mit christlicher Standhaftigkeit jede auch noch so harte Behandlung, erlag endlich seinen Leiden, und starb im Gefängniß. Dem Sohne des Andronikus, dem Constantin, gelang es, mit noch einigen seiner Freunde aus dem Kerker zu entkommen; und obgleich von den Sarazenen heftig und oft so sehr in der Nähe verfolgt, daß er sich einigemal in ein Gefecht mit ihnen einlassen mußte, kam er doch endlich glücklich auf dem römischen Gebiete an. Er ging sogleich nach Constantinopel zu dem Kaiser, der ihn ungemein gnädig empfing, sich

herzlich freuete, doch wenigstens den tapfern Sohn des unglücklichen Andronikus jetzt wieder zu sehen, gab sogar seinem Hofe, dem Constantin zu Ehren, ein glänzendes Freudenmal, unterhielt sich nach der Tafel noch einige Zeit sehr vertraulich mit ihm, drückte ihm die Hand, beschenkte ihn mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit, und erhob ihn zur Würde eines Patriciers. Des Samonas boshaftes Lügengewebe, womit er den braven Andronikus umstrickt, und in doppeltes Verderben gestürzt hatte, blieb für jetzt noch ein Geheimniß, denn wir finden, daß er beinahe noch zwei Jahre lang das unumschränkte Zutrauen seines Monarchen genoß. Wahrscheinlich wird er den Einzigen, der das Bubenstück hätte entdecken können, nämlich jenen Verräther, dessen er sich als eines Werkzeuges zu seinem Frevel bedient hatte, unter irgend einem Vorwand aus Constantinopel entfernt, vielleicht gar in eine entlegene Provinz verbannt haben *).

*) Um auf den unwürdigen Günstling nicht mehr zurückkommen zu müssen, wollen wir hier nur in der Kürze bemerken, daß Samonas endlich doch in einer von ihm selbst gelegten Schlinge gefangen ward. Ein junger Mensch, Namens Constantin, ward unter die Dienerschaft der Gemahlin des Leo aufgenommen, und gewann durch seine Aufmerksamkeit und seine Sitten in kurzer Zeit die Gewogenheit des Kaisers, wie der Kaiserinn. Dieses erregte den Neid des Samonas, und um seinen vermeintlichen künftigen Nebenbuhler zu stürzen, beschuldigte er denselben eines unerlaubten Umganges mit der Kaiserin. In der ersten Aufwallung seines Unwillens ließ Leo den Constantin nach einem Kloster bringen, aber auf die Fürbitte der Kaiserin, die die Verläumdung des Samonas leicht widerlegen konnte, ihn bald darauf wieder

13. Der Krieg zu Land zwischen dem Kaiser und den Sarazenen führte auf keiner Seite zu einem ernsthaften Resultat. Eigentlich waren

---

an den Hof zurückkommen. Samonas verfertigte nun eine beißende Schmähschrift auf den Kaiser und die Kaiserin, gleichsam als wenn die strafbare Verbindung der Letztern mit Constantin schon das Stadtgespräch von ganz Constantinopel sey. Diese legte er nun in die Sacristei der Kirche, in welche der Kaiser an demselben Tage zu gehen pflegte, und zwar so, daß man sie nicht übersehen konnte. Wirklich bemerkte auch Leo bei seinem Eintritt sogleich das Papier, las es, und im höchsten Grade erzürnt, befahl er die schärfeste Untersuchung anzustellen, um den Verfasser der Schandschrift zu entdecken. Nun ergab es sich, daß Samonas kurz vor dem Kaiser in der Sacristei gewesen; daß, bevor jener dahin gekommen, die Pasquill, die doch an dem Ort, wo sie gelegen, keinem Auge hätte entgehen können, von Niemand sey gesehen worden, mithin kein Anderer als Samonas selbst sie könnte verfertiget, und in die Sacristei gelegt haben. Samonas ganzes, und zwar nicht kleines Lügentalent vermochte jetzt nicht ihn wieder aus der Grube, in welche seine eigene Schalkheit ihn gestürzt hatte, zu ziehen. Dieser abermalige Verrath an seinem erhabenen Wohlthäter sollte diesmal nicht ungestraft bleiben. Zu Folge seiner natürlichen Milde ließ zwar Leo ihn nicht aufhenken, auch weder Nase noch Ohren ihm abschneiden; wohl aber alle seine Schätze, beweglichen wie unbeweglichen Güter confisciren, ihm selbst den Kopf scheren, und zu lebenslänglichem Gefängnisse in einem Kloster ihn verurtheilen. Samonas, obgleich im Herzen ein starrer Mohamedaner, dabei Heuchler und Schleicher, und zu jedem Frevel, sobald sein vermeintliches Interesse es erfoderte, stets geneigt, hatte dennoch, weil es damals so Mode war, ein paar Klöster gestiftet, und nun traf es sich, daß er gerade in einem der von ihm gegründeten Klöster für seine ganze noch übrige Lebenszeit eingesperret ward.

es blos verheerende Raubzüge; stießen jedoch beide Heere aufeinander; so schlugen jene des Kaisers die der Sarazenen in die Flucht, und verwüsteten dann so arg als möglich deren Gebiet, wofür diese aber gewöhnlich gleich im folgenden Jahre in irgend einem Theil des griechischen Reiches einfielen, und dort Gleiches mit Gleichem vergalten; so daß die Grenzprovinzen beider Theile sich immer mehr entvölkerten und verödeten. Mit der den Griechen eigenen Uebertreibung erzählen indessen doch ihre Geschichtschreiber, Leo habe die Grenzen des Reiches am Euphrat erweitert. Es ist wahr, drei kleine, jenseits des Stromes herrschende Emirs ergaben sich ihm freiwillig. Aber diese Acquisition war höchst unbedeutend, schmeichelte jedoch der griechischen Eitelkeit so sehr, daß der Kaiser diesen kleinen ganz unbeträchtlichen Canton zu einer Reichsprovinz erhob, und dieser den Namen: Theme von Mesopotamien gab *).

---

*) Es war eine ganz besondere Eigenheit der Griechen, daß sie sich für den Verlust wirklicher Realitäten stets durch deren Schatten entschädigen zu können glaubten. Ward ihnen irgend eine Besitzung entrissen; so trugen sie den Namen derselben auf irgend ein kleines Stückchen Landes über, und nun ward sogleich der Verlust, und die damit verbundene Schmach vergessen, weil noch immer der Name der verlornen Provinz unter den übrigen Reichsprovinzen sich fand. Als die Sarazenen ganz Sicilien erobert hatten, und auch nicht ein Maierhof auf der Insel den Griechen mehr gehörte, nannten sie einen kleinen, halb verödeten Strich von Calabrien die Prätur von Sicilien. Auf kurze Zeit im Besitze von Benevent und eines Theiles des beneventanischen Gebietes, machten sie eiligst eine Theme der Lombardei daraus. — —

14. Noch weniger ersprieslich für das Reich und ehrenvoll für die Griechen war Leo's blutige Fehde mit den Bulgaren. Dieser Krieg, der im vierten Regierungsjahr des Kaisers ausbrach, war ganz allein das unselige Werk des Zauzas Stylianus, den blos die Schönheit seiner Tochter, und des Kaisers leidenschaftliche Liebe zu derselben zum ersten, alles vermögenden Minister, gleichsam zu Leo's Genossen in der Herrschaft erhoben hatten. — Schon seit langer Zeit waren die Bulgaren, ohne jedoch vieles von ihrem kriegerischen Geiste zu verlieren, ein handeltreibendes Volk geworden. Der ganze Handel zwischen dem Osten und Süden und den nördlichen Ländern ging durch ihre Hände. Zwischen ihnen und den Griechen bestanden schon seit länger als sechzig Jahren Handelsverträge, denen zu Folge sie zu Constantinopel eigene Handelsgesellschaften errichtet, diese Stadt, die ohnehin damals der große Marktplatz aller Land- und Seehandel treibenden Nationen war, zu ihrem Stapelplatz und Hauptniederlage ihrer Waaren gemacht hatten, und nun von da aus den ganzen Handel zwischen dem Norden und Osten beinahe auschlieslich betrieben. Unter dem gegenwärtigen Kaiser, bald nach dessen Regierungsantritt, fielen zwei griechische Kaufleute aus Athen auf den Gedanken, für den-

---

Wenn einmal alle Ordnung der Begriffe völlig verkehrt und umgekehrt ist, bedarf es nur der Erfindung eines neuen Wortes, um Schande in Ehre und Unrecht in Recht zu verwandeln, und selbst alles Gehässige und Empörende einer offenbar völkerwiderrechtlichen Handlung, durch das ihr angelegte neue Wortgewandt, den Augen der Welt — freilich blos den blöden — zu entziehen.

selben Handel jetzt auch eine griechische Handelsassociation in Constantinopel zu errichten. Natürlicher Weise konnte die neu entstehende griechische Handelsgesellschaft nur auf den Ruinen der bulgarischen Handelshäuser sich zu einem gewissen Flor erheben. Ihr Streben ging also dahin, die Bulgaren in den, ihren Handel so sehr begünstigenden Privilegien immer mehr zu beschränken, sie ihnen nach und nach völlig zu entreissen. Um diesen Zweck zu erreichen, gewannen sie mit einer Summe Geldes und dem Versprechen noch größern Gewinnes einen in Diensten des Zauzas stehenden Verschnittenen. Derselbe hieß Musikos. In dem Palaste des Ministers stellte er ungefähr das nämliche vor, was man heute zu Tage einen Kammerdiener nennen würde, und wie man weiß, war und ist zum Theil auch jetzt noch die Protektion dieser Leute gewöhnlich von sehr großem, bisweilen sogar von entscheidendem Gewicht. Bald bewirkte also Musikos bei seinem Herrn, daß der bulgarische Stapelplatz von Constantinopel nach Thessalonich verlegt ward. Dies war schon gegen die bestehenden Verträge; auch wurden die Bulgaren dadurch nicht wenig in ihrem Handelsinteresse gekränkt, indem sie jetzt nicht mehr wie vorhin den größten Theil der Waaren aus erster Hand einkaufen konnten. Hiezu kam nun noch, daß die bulgarischen Kaufleute jetzt ungleich mehr als vorher den Plackereien und Bedrückungen der Zollbeamten ausgesetzt waren, auch wegen ihrer Entfernung vom Hofe nicht so leicht Abhülfe zu hoffen hatten, und diese nun selbst in Constantinopel um so seltener und schwerer erhielten, da Musikos, der sich mit aller Wärme für die griechischen Handelsgesellschaften interessirte, den bulgarischen Handel immer mehr niederzudrücken suchte.

Die Bulgaren wendeten sich endlich mit ihren gerechten Klagen an ihren eigenen König Simeon. Derselbe war in jedem Betracht ein trefflicher, unternehmender Prinz. In früher Jugend aus seinem Reiche vertrieben, hatte er sich nach Constantinopel geflüchtet. Hier erhielt er griechische Bildung, und machte bei ungewöhnlichen Anlagen des Geistes große Fortschritte in den Wissenschaften damaliger Zeit. Begierig nach jeder Art des Unterrichts, gelangte er nach und nach zu einer eben so richtigen als bestimmten Ansicht über die Verfassung und wahre Lage des griechischen Reiches, über alle äußere und innere Verhältnisse desselben, über dessen Vorzüge wie über dessen Gebrechen. Nach Erlöschung der herrschenden Linie in Bulgarien, von der Nation selbst und dem Rechte seiner Geburt endlich wieder zurückgerufen und auf den Thron erhoben, hatte er nichts an sich, was nur von weitem einem Barbaren ähnlich sah, und herrschte nun schon seit einigen Jahren mit eben so viel Weisheit als Gerechtigkeit über sein Volk.

15. Simeon ordnete Gesandte nach Constantinopel, um von dem Kaiser schleunige Abhülfe aller, die bestehenden Verträge verletzenden Bedrückungen zu erbitten. Aber Leo von Zauzas bethört, betrachtete diese Angelegenheit als eine höchst unbedeutende Kleinigkeit, überließ daher deren Leitung dem Zauzas, der die Gesandten mit trotzigen Worten abfertigte, und ohne genügende, den Zwist nur einigermaßen vermittelnde Antwort zu ihrem König wieder zurückgehen ließ. Als Simeon sah, daß auf gütigem Wege von dem Hofe in Constantinopel nichts zu erhalten sey, zog er sein Heer zusammen, und

rückte in das römische Gebiet. Unter der Anführung zweier ausgezeichneten Feldherren, nämlich des Crinites und Curtices, schickte Leo den Bulgaren ein nicht minder zahlreiches Heer entgegen. In Macedonien stießen beide Heere auf einander. Sogleich erfolgte ein entscheidendes Treffen. Die Griechen wurden völlig geschlagen. Ihre beiden Feldherren blieben in dem mörderischen Treffen, und die Anzahl der Gefangenen war eben so groß wie jene der Getödteten. Um die seinen Gesandten zugefügte Schmach zu rächen, ließ Simeon vielen der Gefangenen die Nasen abschneiden, und schickte sie so verstümmelt dem Kaiser zurück. Der grauenvolle Anblick so vieler gräßlich entstellter Menschengesichter empörte jede Brust, am meisten das an sich so mitleidige Herz des Kaisers. Aber nicht minder tief gebeugt und schmerzhaft verwundet fühlte sie nun auch noch der, durch den Verlust dieser Schlacht und die grausam höhnende Behandlung der Gefangenen so sehr gedemüthigte griechische Stolz. Außer Stand, dem tapfern Bulgaren-König jetzt sogleich wieder allein die Spitze zu bieten, dabei von leidenschaftlichem Zorne verblendet, ließ Leo sich nun zu einer That hinreissen, die nachher seine Nachfolger mehr als einmal zu bedauern Ursache hatten. Er sandte nämlich den Nicetas Selerus mit großen Summen Geldes an die Ungarn, um deren Beistand gegen die Bulgaren damit zu erkaufen. Die wilden Ungarn, denen Krieg und Raub ihr eigentliches Element war, nahmen sogleich den Vorschlag an, stellten auch unverzüglich hinreichende Bürgschaft für die Sicherheit treuer Erfüllung des mit ihnen geschlossenen Vertrages; worauf Selerus ihnen das Geld übergab, und mit den, von ihnen erhaltenen Geißeln wieder nach Con-

stantinopel zurückeilte. Um die Bulgaren und deren König unter einem doppelten Angriff von zwei verschiedenen Seiten völlig zu erdrücken, ordnete jetzt auch Leo ein neues Heer gegen dieselben. Den Oberbefehl darüber übergab er dem Nicephorus Phocas, einem sehr erfahrnen, kriegskundigen Feldherrn. Zu gleicher Zeit sandte er eine Flotille nach der Donau, um den Ungarn den Uebergang über diesen Fluß zu erleichtern.— Bei der ersten Nachricht von der Annäherung eines griechischen Heeres, rückte Simeon demselben sogleich entgegen. Aber kaum hatte er einige Tagmärsche zurückgelegt, als er die unerwartete Kunde erhielt: ein zahlloser Schwarm Ungarn sey über die Donau gegangen, in sein Reich eingefallen, und verheere jetzt Alles mit Feuer und Schwert. Dem gefährlichsten Feinde glaubte Simeon zuerst entgegen eilen zu müssen. Er brach also sein Lager ab, und zog mit seinem Heere die Donau aufwärts. Aber diesmal ward das Kriegsglück an ihm zum Verräther. In einem lange dauernden, blutigen Treffen wurden die Bulgaren so gänzlich geschlagen, daß beinahe ihr ganzes Heer zu Grunde gieng. Kaum daß Simeon selbst sich noch retten, und nach der wohlbefestigten Stadt Dorostella entfliehen konnte. Die außerordentliche Menge von Gefangenen, die die Ungarn gemacht hatten, boten sie dem Kaiser zum Verkaufe an; und Leo, der sich seinen neuen siegreichen Bundesgenossen gefällig erzeigen wollte, kaufte wirklich mit ungeheuern Summen sie ihnen sämmtlich ab.

16. Aber der Verlust einer Schlacht vermochte noch lange nicht den Muth des tapfern Bulgarenkönigs zu brechen. Ihm war es jetzt

blos darum zu thun, Zeit zu gewinnen. Die Griechen suchte er demnach durch allerlei Friedensvorschläge hinzuhalten und zu entwaffnen. Es kostete ihm nicht viel Mühe, den ohnehin Friede liebenden Kaiser zu täuschen. Leo zog sein Heer aus Bulgarien, und ließ bloß dem Könige sagen, daß er nächstens Gesandte an ihn ordnen werde, welche ihm die Friedensbedingungen vorschreiben, und dann auch wegen des Lösegelds für die den Ungarn abgekauften Gefangenen mit ihm unterhandeln würden. Die Abreise der Gesandten von Constantinopel ward wie gewöhnlich wieder ungemein verzögert, und bevor sie noch bei Simeon ankamen, hatte dieser durch seine rastlose Thätigkeit schon wieder ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen, ging damit plötzlich über die Donau, überfiel die unvorbereiteten Ungarn, besiegte sie in mehrern kleinen Gefechten, schlug sie endlich in einer entscheidenden Schlacht auf das Haupt, verheerte und verwüstete weite Strecken ihres Gebietes, und kehrte dann mit unermeßlicher Beute an Vieh und Gefangenen triumphirend wieder in sein Land zurück. Simeons glänzender Sieg über ein damals so sehr gefürchtetes Volk schreckte den Kaiser von allem fernern Kriegführen ab. Er selbst wünschte jetzt recht ernstlich den Frieden; aber nun war es Simeon, der nicht nur die Friedensbedingungen gebieterisch vorschrieb, sondern auch noch den Kaiser zwang, die mit so vielem und schwerem Gelde den Ungarn abgekauften bulgarischen Gefangenen ohne alles Lösegeld unverzüglich wieder in ihr Land znrückzuschicken.

17. Zwischen den Griechen und Bulgaren war zwar jetzt Friede geschlossen, jedoch das

gegenseitige Zutrauen unter beiden Völkern beinahe völlig verschwunden, mithin auch die schon seit fünf und siebenzig Jahren bestandene, durch keine Handelseifersucht gestörte Eintracht lange noch nicht wieder hergestellt. Keine volle zwei Jahre waren demnach verflossen, als schon wieder ein neuer bulgarischer Krieg ausbrach. Simeon behauptete, der Kaiser habe ihm nicht alle Gefangene zurückgesandt, und rüstete sich zum Krieg. Dasselbe that auch Leo, aber mit ungleich grösserer Thätigkeit und Anstrengung als sonst. Der gröste Theil der asiatischen Legionen ward eingeschifft, und zu dem in Europa stehenden Heere gestoßen. Sogar mehreren Tausenden gefangener Sarazenen wurden jetzt Waffen gegeben, und eine eigene Schaar aus ihnen gebildet, die, obgleich aus lauter Jüngern Mohameds bestehend, sich dennoch gar nicht abgeneigt zeigte, auch unter den Fahnen eines christlichen Monarchen zu fechten. Unglücklicher Weise war der eben so redliche, als kriegserfahrne Nicephorus Phocas kurz vorher bei dem Kaiser, oder vielmehr bei dem Zauzas Stylianus in Ungnade gefallen, seiner Stellen beraubt und von dem Hofe entfernt worden *).

*) Zauzas befürchtete, daß seiner Tochter strafbarer Umgang mit dem Kaiser endlich doch einmal sichtbare Folgen haben könnte. Er machte also dem Nicephorus den Antrag, sich mit Zoë, so hieß diese Tochter Babilons, zu vermählen, jedoch blos dem Namen nach ihr Gemahl zu seyn, und wenn sie einst gebären sollte, sich Vater des Kindes nennen zu lassen. Diesen eben so sündhaften, als schmachvollen Antrag wieß natürlicher Weise der edle Nicephorus mit Unwillen zurück, worauf er sogleich in Ungnade fiel und von allen Geschäften entfernt ward. Indessen konnte man desselben doch nicht lange ent-

Den Oberbefehl über das Heer übertrug man demnach dem Theodosius und Leo Catacales: beide sehr brave Offiziere, aber an Feldherrntalent dem Nicephorus weit nachstehend. Um frische Lorbern zu sammeln hatte der gröste Theil des jungen Adels in Constantinopel sich in den Legionen des Kaisers einreihen lassen. Auf den Grenzen beider Reiche stießen die feindlichen Heere auf einander. An Zahl waren sie einander gleich, eben so auch an Tapferkeit und Kampflust der Truppen, aber wie es scheint, war die größere Feldherrnintelligenz auf Seite der Bulgaren. Nach dem lebhaftesten, tapfersten Widerstand wurden daher auch jetzt wieder die Griechen mit ungeheuerm Verlust auf das Haupt geschlagen. Die beiden Feldherren Theodosius und Catacales nebst vielen Edeln blieben auf dem Schlachtfelde, und das ganze griechische Lager, sammt allem Gepäcke und einer Menge Gefangener fiel in die Hände der Sieger. Diese schreckliche Niederlage hatte jedoch einen schleunigen Frieden zur Folge; aber unter welchen Bedingungen der Kaiser ihn schloß, davon sagen uns die griechischen Geschichtschreiber nichts. Allem Ansehen nach hatte der Bulgaren-

---

behren. Die Sarazenen zwangen bald, durch ihre wiederholten Einfälle, den Kaiser, einen so brauchbaren Feldherrn wieder herbeizurufen. Leo gab ihm also eine Feldherrn-Stelle in Asien, wo er verschiedene Siege über die Sarazenen erfocht, und so lange er in jenen Gegenden befehligte, die Reichsgränze gegen alle Einfälle des Emirs von Syrien, besonders des furchtbaren Tripoliten zu schützen wußte. Aber an den Hof kam Nicephorus nie mehr zurück. Er starb vor dem Kaiser, und sein Tod warf einen dichten Trauerflor über alle morgenländischen Provinzen des griechischen Reichs.

könig bei dieser abermaligen Schilderhebung keinen andern Zweck, als erstens die Griechen noch einmal recht zu demüthigen, und dann seine Schätze auf Kosten des Kaisers zu vermehren. Durch den von ihm erfochtenen, glänzenden Sieg war nun der erste jener Wünsche erfüllt, und höchst wahrscheinlich wird der Kaiser auch den zweiten nicht unerfüllt gelassen haben. Bemerkt zu werden verdient, daß die Sarazenen-Schaar sich in der Schlacht ungemein auszeichnete, und daß nachher die Griechen selbst ihr den Preis der Tapferkeit an jenem unglücklichen Tage zuerkennen mußten. Aber bei allem dem erntete sie statt des Dankes blos Undank; denn da man sie ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen jetzt nur noch mehr fürchtete; so ward sie nach geschlossenem Frieden sogleich wieder aufgelößt. Die Sarazenen wurden einzeln in den Provinzen vertheilt, sie aber auch eben dadurch für die Zukunft zu fernern ähnlichen Thaten wahrhaftig nicht sehr ermuntert.

18. Nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung starb Leo endlich im Jahre 911. Die Krankheit, welche ihn zum Tode führte, war das, beinahe unter den meisten byzantinischen Kaisern gleichsam erblich gewordene Uebel der Dissentrie. Während seiner ganzen Regierung pflegte Leo, zu Folge eines uralten, aber von den Kaisern längst schon nicht mehr beobachteten Herkommens, jedes Jahr am Anfang der Fasten an den Senat und die Großen seines Hofes eine Rede zu halten, in welcher er dieselben ermahnte, ihren Blick jetzt von dem Irdischen abzuwenden, das Gemüth zu dem Ueberirdischen zu erheben und die nun eintretende Zeit der Gnade und Buße in dem wahren Sinne der Kirche zu ihrem

ewigen Heil zu benutzen; sich nicht blos durch äußere Werke, die ohnehin, wenn nicht Glaube und Liebe sie heiligen, vor Gott keinen Werth haben können, sondern durch wahre Bekehrung und völlige Umänderung des innern Menschen zur Feier des großen Festes der Auferstehung des Herrn vorzubereiten. Freilich mag wohl nur selten; vielleicht sogar nie auf den gekrönten Prediger sich die Kraft heiliger Weihe ergossen haben. Indessen war doch diesmal Leo's Rede nicht ohne Rührung. Schon lange an seinem Uebel leidend, daher abgezehrt, völlig entkräftet, und einem dahin wallenden Schatten mehr ähnlich als einem lebenden Menschen, machten seine mit schon beinahe völlig erloschener Stimme ausgesprochenen Worte, in welchen er den Anwesenden sein nahes Ende verkündigte, auf alle Gemüther nur einen desto tiefern Eindruck: „Schwerlich" sagte Leo „werde ich „noch bis Ostern leben, und in Gemeinschaft mit der „Kirche und allen Gläubigen die Feier des hohen „Festes begehen können. Stets war ich Euch ein „milder und gütiger Gebieter; und wollt Ihr mir „jetzt einen Beweis eurer Dankbarkeit geben; so „höret auf die letzte Bitte eures sterbenden Kai„sers, in welcher er seine nun bald in tiefe Trauer „versenkte Gemahlin, nebst seinem jetzt kaum noch „sechsjährigen Sohn eurer Liebe, eurer Treue „und Anhänglichkeit dringend empfiehlt." — Hier brach ihm die Stimme; mehr vermochte er nicht zu sprechen, und tief in ihrem Innern bewegt, verließen hierauf alle den Palast. — Leo lebte noch ein paar Wochen länger, als er geglaubt hatte, und starb erst am 11. Mai des so eben erwähnten Jahres.

19. Leo war ein gelehrter, milder und,

so oft er einen eigenen Willen hatte, auch stets das Beste seiner Völker wollender Monarch. Unter seiner Regierung stand es demnach, die wenigen schon angeführten Unfälle ausgenommen, mit dem Reiche im ganzen genommen nichts weniger als übel. Weil eine nur zu zärtliche Liebe zu seinen schönen Gemahlinnen ihn stets in seinem Palaste in Constantinopel, oder in seinen anmuthigen, jenseits des Bosphorus gelegenen Lustschlössern festhielt, und er diese, obgleich nur von Rosen gewundenen Fesseln dennoch nicht zu zerbrechen vermochte; so führte er nie selbst seine Heere gegen die Feinde des Reiches; liebte daher auch gar nicht den Krieg; und da noch überdieß alles Waffen- und Kriegs-Geräusch selbst aus weiter Ferne ihn schon in den süßen Träumen seiner, leider nur allzuvielen Schäferstunden störte; so ward der hierin so schwache Monarch auch von ganzem Herzen friedfertig; und bei des Kaisers ungemein großer Liebe zum Frieden befanden sich nun die Unterthanen vielleicht ungleich besser, als sie sich wahrscheinlich bei den glänzendsten Siegen eines Eroberers würden befunden haben. — Zu noch größerm Verdienste gereicht es diesem Kaiser, daß er durch seine Liebe zu den Wissenschaften ein thätigeres wissenschaftliches Streben unter seinen Unterthanen erregte, und durch seine Basilika das Studium der Rechte auf das neue wieder bei den Griechen belebte. Leider war aber des Kaisers eigener Wandel nichts weniger als ein treuer Dolmetscher seiner Gesetze. Kebsweiberei und Ehebruch hatte er strenge verboten; Er selbst lebte jedoch, obgleich schon Gemahl der tugendhaften Theophano, dennoch öffentlich mit einer Buhlerin. Alle losen Künste der Zauberei und Wahrsagerei waren durch seine Gesetze verboten;

Er selbst aber überließ sich dem, obgleich weniger gottlosen, doch nicht minder verderblichen Wahn der Sterndeuterei, und die Orakelsprüche im Rufe stehender Astrologen hatten auf seine Entschließungen gewöhnlich einen bedeutenden, sehr oft entscheidenden Einfluß. Eben so hatte er durch ein Gesetz schon die dritte Ehe verboten; Er selbst jedoch ging nicht nur die dritte, sondern sogar die vierte Ehe ein, gab dadurch seinem an dem todten Buchstaben des Gesetzes hangenden Volke große Aergerniß, und veranlaßte besonders durch seine vierte Ehe in der griechischen Kirche eine, im Anfange große Besorgniß erregende Trennung und Verwirrung, die jedoch weit weniger dem Kaiser, als der unverständigen Hartnäckigkeit des rücksichtlos strengen Patriarchen Nicolaus zuzuschreiben sind *). Da die vier Vermählungen

*) Nach kirchlichen und weltlichen Gesetzen war bei den Griechen nur die zweite Ehe erlaubt; und schon die dritte erschien in den Augen der griechischen Kirche blos unter der niedrigen Gestalt eines erlaubten Concubinats. Wer sie einging, ward auf eine gewisse bestimmte Zeit einer ziemlich strengen Kirchenbuße unterworfen, die Ehe jedoch nicht getrennt. Aber in Ansehung der vierten Ehe war die orientalische Kirche unerbittlich. Eine solche Verbindung ward durchaus nicht erlaubt. Diejenigen, die sie schlossen, wurden ohne Nachsicht excommunicirt, und konnten nur unter der Bedingung, sich augenblicklich von einander zu trennen, wieder Lossprechung von dem Banne erhalten; auch hatte man bis zu den Zeiten Leo's VI. kein einziges Beispiel einer unter dem Adel oder dem Volke eingegangenen vierten Ehe. — Die römische Kirche, die menschliche Schwachheit mit ihrer gewöhnlichen liebevollen Duldsamkeit berücksichtigend, urtheilte hierin viel milder, und erlaubte unbedingt jedem Theile, dessen Gatte oder Gattin gestorben war, zu einer neuen Ehe zu schrei-

dieses Kaisers nicht ohne Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches blieben; so möchte es nicht überflüssig seyn, von den vier Gemahlinnen, die nach und nach an Leo's Seite den Thron bestiegen, hier obgleich so kurz als möglich noch eine nähere Erwähnung zu machen.

20. Seine erste Gemahlin, die geistvolle Theophano, hatte Leo aus den Händen seines Vaters empfangen. Unglücklicher Weise entflammte er bald darauf in unlauterer Liebe zu Zoë, der Gattin des Patriciers Guniazizes, und Tochter des Zauzas *) Stylianus. An blendender Schön-

---

ten. Das in der griechischen Kirche diesfalls bestehende Verbot war demnach gewißer Maßen blos Menschensatzung. Indessen muß man doch gestehen, daß mehrfache bis zum vierten Male eingegangene Ehen dem wahren, nichts als Reinheit und Heiligkeit athmenden Geiste der Religion Jesu nicht ganz zu entsprechen scheinen. Unsere heilige römische Kirche sieht und fühlt dieses sehr wohl; aber die Gebrechlichkeit ihrer Söhne und Töchter bemitleidend, duldet sie das nicht ganz Gute, blos um dem positiv Schlechten dadurch desto besser zu steuern. Unstreitig gibt es übrigens Umstände und Verhältnisse, unter welchen auch der, welcher sogar eine vierte Ehe eingeht, auf Nachsicht und Schonung Anspruch machen darf, und dies war wirklich, wie wir bald sehen werden, der Fall bei Kaiser Leo VI.

*) Die griechischen Kaiser setzten eine besondere Politik darein, unaufhörlich neue Ehrenämter und Ehrentitel einzuführen. Unter den Commenen ward diese Manie bis auf das höchste getrieben. Auch Zauzas war eine, unter dem Kaiser Theophilus eingeführte, wahrscheinlich den Sarazenen entlehnte Benennung eines Hofbeamten, dessen wahrscheinlich blos in läppischem Ceremonienwesen bestehende Funktionen

heit überstralte Zoë alle Damen am Hofe und in der Stadt; aber in dem nämlichen Grade gebrach es ihr an innerer Schöne, und in dem entzückend schönen Körper wohnte eine häßliche, von Gott und der Tugend völlig entfremdete Seele. Damit Leo's aufkeimende Liebe zu ihr kein Hinderniß, keine Schranke mehr fände, tödtete sie ihren Gemahl, den edeln Guniazizes mit Gift, und wußte nun bald durch alle Künste einer feinen Buhlerei das unbewachte Herz des bethörten Prinzen mit ihrem Zaubernetze völlig zu umstricken. Schon zu Lebzeiten seines Vaters überließ sich Leo, obwohl ganz in Geheim, den Umarmungen dieser reitzenden Verführerin. Aber kaum hatte Basilius die Augen geschlossen, und er selbst den Thron bestiegen, als er seine strafbaren Verirrungen den Augen seiner Völker öffentlich zur Schau stellte, und die Zoë feierlich in seinen Palast einführte. Hier genoß sie beinahe alle, nur einer Augusta gebührende Ehrenbezeugungen; aber je tiefer der ganze Hof sich vor ihr beugte, desto grausamer und schmerzhafter ließ sie ihre Herrschaft über das Herz des schwachen Kaisers dessen frommer und tugendhafter Gemahlin fühlen. Diese Fürstin war eine wahre, seltene Perle ihres Geschlechts. Mit einem Gleichmuth und einer Stärke, wie sie nur der Geist der Religion Jesu zu geben vermag, ertrug sie alle Ausschweifungen ihres verblendeten Gemahls, und

---

man nur wenig kennt. Da Stylianus, bevor er der Vater des Kaisers ward, ein Zauzas gewesen, so geben auch die griechischen Geschichtschreiber ihm stets noch diesen Beinamen. Daß übrigens ein Zauzas nicht zu den niedrigern Palastbeamten gehörte, erhellt daraus, daß eine Tochter des Zauzas Stylianus mit einem römischen Patricier war vermählt worden.

während derselbe in einem seiner Paläste jenseits des Bosphorus, oft Wochen lang in den Armen seiner Zoë schwelgte, brachte Theophano in stiller Einsamkeit ganze Tage und Nächte mit Gebet, Betrachtung, Herz und Geist erhebender Lektüre, wie mit Ausübung zahlloser Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit zu, und nie entschlüpfte ihren reinen Lippen auch nur ein leises Klagewort über die Untreue ihres Gemahles, oder die stolze, demüthigende Behandlung, die sie von Seite ihrer unwürdigen Nebenbuhlerin zu erdulden hatte. — Schnell nach einander ward nun der bisherige Zauzas Stylianus von einer hohen Ehrenstelle zu einer immer noch höhern befördert, endlich gar eine ganz neue Würde für ihn erfunden, und ihm der Ehrfurcht einflößende Titel: Basileopator (Vater des Kaisers) ertheilt. Beinahe alle Gewalt lag jetzt in den Händen dieses Elenden. Aber der Geschäfte unkundig, nur auf die Erhöhung seines Hauses bedacht, und gleich allen schwachen Emporkömmlingen von seiner, ihn am nächsten umgebenden Dienerschaft beherrscht, ward Stylianus, ohne es zu wissen, oft in den wichtigsten Angelegenheiten blos ein willenloses Werkzeug in noch ungleich unwürdigern Händen; und da alle seine Leute ebenfalls ihre Creaturen, und diese wieder die ihrigen hatten; so artete nicht selten Stylianus Ministerium in ein wahres Lakaienregiment aus. — Als endlich in dem Jahre 892 die fromme, eines edlern feiner fühlenden Gemahls würdige Theophano gestorben war, vermählete sich Leo öffentlich mit Zoë, ließ sie feierlich krönen, und schmückte sie mit dem Titel einer regierenden Augusta. Aber Zoë genoß nicht lange ihres Triumphes, und starb noch vor Ablauf des zweiten Jahres nach

ihrer Erhöhung. Der tief trauernde Gemahl ordnete der Verstorbenen ein ungemein prachtvolles Leichenbegängniß. Die Leiche wurde jedoch blos einstweilen in der gewöhnlichen Kaisergruft beigesetzt; denn um Leo's verliebter Thorheit ein bleibendes Denkmal zu setzen, ward auf seinen Befehl, zur Aufnahme des entseelten Körpers der Geliebten, eine eigene neue Kirche erbaut; und da es wirklich in dem römischen Martyrologium eine heilige Zoë gibt, die in der diocletianischen Verfolgung mit ihrem Blute für die Wahrheit der Religion Jesu gezeugt hatte; so ließ jetzt nach dieser wahrhaft heiligen Märtyrin auch Leo seine neue Kirche benennen, wahrscheinlich in der gar nicht ungegründeten Hoffnung, daß in der Folge das Volk, der Kirchengeschichte nicht so genau kundig und durch die Aehnlichkeit des Namens getäuscht, seine ehemalige Beischläferin, die lüderliche Zoë noch lange Zeit als eine Heilige verehren werde. Eine schändliche Profanation, zu welcher nur leidenschaftliche Verblendung verleiten kann. — Durch Zoës Tod hatte Stylianus seine zwar sehr feste, aber auch einzige Stütze verloren. Es dauerte also nicht lange, so fiel er in die Ungnade des Kaisers, und da der bisher an abgöttische Verehrung gewöhnte Günstling dieses Unglück, wie er es nannte, nicht ertragen konnte; so folgte er bald darauf seiner Tochter in das Grab *).

---

*) Das Murren aller Klassen der Nation über den Einfluß der Dienerschaft des Stylianus in allen Zweigen der Verwaltung war endlich zu den Ohren des Kaisers gelangt. Leo wollte sich selbst davon überzeugen, begab sich also ganz unvermuthet und unerwartet in die Wohnung des Stylianus. Gleich im ersten Vorzimmer fand er mehrere jener Geschöpfe, welche alle

21. Jede Liebe, die, nicht in Gott gegründet, nur ein Spiel der Sinne, oder auch blos die Frucht eines feinern Selbstgenusses ist, verfliegt wie Spreu, sobald nur ein auch noch so leiser Wind sich erhebt. Zoë ward demnach bald vergessen, und ihr Verlust durch eine dritte Gemahlin ersetzt. Dieselbe hieß Eudokia, war aus Phrygien gebürtig, stand noch in der ersten Blüthe ihres Lebens, und ihre sich immer schöner entfaltenden Reize fesselten nun bald auf immer Leo's weiches, für schöne weibliche Formen nur zu sehr empfängliches Herz. Aber auch diese holde Gefährtin seines Lebens verlor er sehr bald. Schon am Ende desselben Jahres ward sie ihm durch den Tod entrissen, nachdem sie ihn kurz vorher zum Vater einer Tochter gemacht, die jedoch ebenfalls gleich nach der Mutter starb.

22. Leo, nun einmal gewöhnt, sein ganzes Leben hindurch von einer zarten weiblichen Hand am Gängelbande der Liebe geleitet zu wer-

---

Hände voll Bittschriften und andere ihnen so eben eingereichte Memoires hatten. Leo ließ solche ihnen sogleich abnehmen, sie selbst aber in ein Kloster abführen. Als er in das zweite Zimmer trat, traf er dort wieder andere gleichen Gelichters an, welche sogar nicht unwichtige, auf unmittelbare Staatsangelegenheiten sich beziehende Staatspapiere in den Händen hielten. Auch diesen geschah jetzt, wie den Erstern war geschehen. Voll Unwillen auf seinen Minister, wollte der Kaiser denselben gar nicht sprechen, und kehrte mit zürnender Miene sogleich wieder in seinen Palast zurück. Als Stylianus alles dies erfuhr, fühlte er daß sein Fall unvermeidlich sey; und von diesem Gedanken mächtig ergriffen, erkrankte er beinahe noch in derselben Stunde, und starb wenige Tage darauf.

den, konnte einer Gemahlin durchaus nicht entbehren. Hiezu kam nun auch noch der sehr vernünftige Wunsch, durch einen Thronerben alle bange Besorgnisse wegen der Ungewißheit der Thronfolge bei seinen Völkern zu verscheuchen. Diejenige, die jetzt sein Herz gewann, und seine Sinne in Brand steckte, hieß ebenfalls Zoë. Sie war eine Urenkelin des auch als Geschichtschreiber berühmten, heiligen Abtes Theophanes. Lieblich und blühend wie ein schöner Maitag verdrängte sie bald in Leo's Brust das Bild seiner frühern, nicht minder geliebten Gemahlinen. Demungeachtet wollte er sie nicht eher zu seiner Gemahlin erheben, als bis er Beweise ihrer Fruchtbarkeit hätte, führte sie jedoch in seinen Palast ein, und so begann nun ein beinahe drei Jahre dauerndes, höchst strafbares, weil Gottes und der Kirche Gebot zuwiderlaufendes Verhältniß. Endlich gebar Zoë den Prinzen Constantin. Trunken von Freude über die Geburt eines Prinzen, lud Leo zur Feier der Taufe des Neugebornen den ganzen Senat sammt allen Großen seines Hofes ein, und Alexander, der Bruder des Kaisers, ward der Pathe des so sehr und so lange schon ängstlich ersehnten Kindes. Aber der Patriarch Nicolaus, mit dem Beinamen Mystikus, ein Mann eben so streng gegen andere, als gegen sich selbst, und in Allem, was ihm recht schien, von unbeugsamem Starrsinn, wollte durchaus nicht eher der heiligen Handlung sich unterziehen, als bis er dem Kaiser das unsinnige Versprechen abgedrungen hatte, gleich nach der Taufe des Prinzen sich von Zoë zu entfernen, und sie aus dem Palaste zu entlassen *). Unmöglich konnte

*) Eine unverständigere und abgeschmacktere Forderung

es dem Kaiser mit diesem Versprechen Ernst seyn; aber wäre es dem auch so gewesen; so war sicher eine einzige Thräne in dem Auge der schönen Zoë, oder ein einziger Blick auf den in der Wiege liegenden Säugling mehr als hinreichend, einen solchen Entschluß wieder über den Haufen zu werfen. Wirklich erklärte auch Leo, schon am dritten Tage nach der Taufe, dem Patriarchen seinen festen Willen, sich mit der Mutter des neugebornen Kindes zu vermählen, und als der strenge Nicolaus, allen Bitten des Kaisers ungeachtet, die Trauung verweigerte; so empfing das kaiserliche Paar von einem der Hofkapläne, Namens Thomas, die priesterliche Ein-

---

als die des Patriarchen läßt sich nicht leicht denken. Wurden Leo und Zöe jetzt getrennt, so machte der Flecken, welcher alsdann auf Constantins Geburt haftete, denselben der Thronfolge unfähig. Bei der bekannten Schwung- und Herrschsucht so vieler reichen und mächtigen Großen würden gewiß nach Leo's Tod sogleich mehrere derselben als Kroncompetenten aufgetreten und blutige, vielleicht lange dauernde, innere Kriege die unausbleiblichen Folgen davon gewesen seyn. Eben so unumhüllt lag auch in diesem Falle das künftige Schicksal des so eben zu der größten Freude des Vaters zur Welt gekommenen Prinzen vor Augen, der ganz gewiß, wenn einst zu reiferm Alter gelangt, blos zwischen dem Grabe oder einem Kloster die Wahl gehabt haben würde. Welche Härte des Charakters gehört dazu, um an das Vaterherz eines Monarchen eine solche Foderung zu stellen, und welcher unbegreifliche Unverstand, blos wegen übertrieben strenger Beobachtung einer Menschensatzung ein ganzes Reich allen Gefahren blutiger Zerrüttung und Zerfleischung Preis zu geben? — Nie wird ein sogenannter frommer, aber weder von Liebe noch von Einsicht geleiteter Eifer dem Gott unendlich erbarmender Liebe wohlgefällig seyn.

segnung, worauf der strenge Nicolaus den Caplan sogleich seiner Würde entsetzte, den Monarchen mit dem Banne belegte, und ihm den Eingang in die Kirche verbot. Leo benahm sich jetzt mit vieler Klugheit und Mäßigung. Da der gröste Theil der Bischöfe auf die Seite des Patriarchen trat; so wollte er keinen Scandal in der Kirche veranlassen; fügte sich also dem gegen ihn ergangenen Verbote, kam nur durch eine geheime verborgene Thüre in die Kirche, und wählte sich dort einen Platz, wo er von dem Volke nicht gesehen werden konnte; appellirte aber zugleich von dem Spruche seines Patriarchen an den römischen Stuhl. Da nun die römische Kirche in Ansehung der Mehrfachheit der Ehen andern Grundsätzen folgte, als die griechische Kirche, deren Unduldsamkeit der dritten und vierten Ehe offenbar blos auf Menschensatzung beruhte, auch jetzt die wichtigsten, auf das Gesammtwohl des Reiches sich beziehenden Gründe Leo's Vermählung mit der Mutter seines Kindes wahrhaft gebieterisch erheischten; so entschied Pabst Sergius III. ganz zu Gunsten des Kaisers. Aber selbst die Entscheidung des Oberhaupts der Kirche vermochte nichts über die Hartnäckigkeit des Patriarchen; eben so wenig auch der Bischöfe Abfall von seiner Parthei, die jetzt sämmtlich, nachdem die päbstliche Entscheidung bekannt gemacht worden, wieder auf die Seite des Kaisers traten. Auf den Rath des Samonas gab endlich Leo vielen Senatoren und allen Großen seines Hofes ein festliches Mahl. Auch der Patriarch ward dazu eingeladen. Gegen das Ende der Tafel fingen, wie es verabredet war, alle Gäste an, den Patriarchen auf das neue mit Bitten zu bestürmen. Selbst der Kaiser ließ sich so weit herab, daß er

den Patriarchen in den demüthigsten Ausdrücken zu bewegen suchte, ihn wieder von dem Banne zu lösen. Einige der Anwesenden warfen sich sogar dem harten Manne zu Füßen, ihm alle Gefahren zu Gemüthe führend, denen das Reich und Millionen von Menschen würden ausgesetzt werden, wenn man des Kaisers mit der Mutter seines Prinzen eingegangene Ehe wieder trennen wollte. Aber alles war umsonst; Nicolaus blieb taub bei den dringendsten Bitten, wie bei den wichtigsten Vernunftgründen. Als man sah, daß von dem Starrsinnigen durchaus nichts zu erhalten war, änderte sich nun auch auf einmal die Scene. Auf ein gegebenes Zeichen trat nämlich jetzt der Stadtpräfekt mit einer kleinen Schaar seiner Leute in den Saal, nahm ohne weiters den Patriarchen in Empfang, wanderte mit ihm nach dem Bosphorus, ließ ihn dort eine Barke besteigen, und setzte ihn am jenseitigen Ufer, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, an das Land. Ohne Begleiter und Führer mußte Nicolaus in der Dunkelheit einer kalten Nacht und bei dem stürmischsten Wetter sich einen Zufluchtsort suchen. Nach einigem Herumirren erreichte er ein nicht sehr ferne liegendes, früher von ihm selbst erbautes Kloster, das ihn sogleich willig aufnahm, ihm aber auch schon am folgenden Tage zu seinem von jetzt an unabänderlichen, lebenslänglichen Aufenthalt angewiesen ward. Statt des Nicolaus ward ein Mönch, Namens Enthimius zum Patriarchen gewählt. Derselbe war ein wahrhaft frommer Mann, nahm daher die Patriarchenwürde auch nur an, um einem höchst traurigen Schisma vorzubeugen, welches die gewaltsamen Entschlüsse, zu welchen der Kaiser sich gezwungen glaubte, nothwendig würden herbei ge-

führt haben. Enthimius fügte sich demnach der Entscheidung des römischen Stuhles, löste den Kaiser von dem Bann, und erkannte dessen Verbindung mit Zoë für eine rechtmäßige, den Gesetzen der allgemeinen Kirche nicht zuwiderlaufende Ehe; worauf nun auch sogleich alles in das alte, ruhige Geleise wieder zurückkehrte. — Durch Zoës Einfluß stieg auch Samonas zu der Höhe, auf welcher wir ihn in einem der vorigen Paragraphen erblickten. Er hatte sich wirklich um diese Fürstin, besonders zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem Kaiser, sehr verdient gemacht; ward jedoch nachher von ihr wieder gestürzt, nachdem er sie, wie wir schon erzählt, bei ihrem Gemahl zu verläumden gesucht, und seine tolle Eifersucht auf den, im Dienste der Kaiserin stehenden Constantin ihn zu einer Schlechtigkeit verleitet hatte, die er unter jedem andern Monarchen, wo nicht mit dem Verluste seines Kopfes, doch wenigstens seiner Augen, oder Ohren und Nase hätte büßen müssen. Zoë überlebte ihren Gemahl um mehrere Jahre, daher auch in der Folge von ihr noch einigemal die Rede seyn wird.

22. Leo's Vater, Kaiser Basilius, hatte, nachdem er den Thron bestiegen, es seine ganze übrige Lebenszeit stets schmerzhaft und tief empfunden, daß eine eiserne, imperiöse Nothwendigkeit, nicht blos seine eigene Selbsterhaltung, sondern vorzüglich das Wohl des, durch die Thorheiten eines halb wahnsinnigen Despoten schon am Rande des Abgrundes schwankenden Reiches, so wie die Würde und Majestät des Thrones, auf welchen Michäel III. in seinen beinahe täglich sich wiederholenden Anfällen von Verrücktheit die schlechtesten und niedrigsten Men-

schen, selbst einen von der Galeere genommenen Ruderknecht zu erheben im Begriffe stand, ihn endlich zum Mörder seines Wohlthäters gemacht hatten. Für die von dem Schöpfer seiner Größe und irdischen Hoheit, nämlich von eben diesem Michäel empfangenen Wohlthaten erlosch nie das Dankgefühl in seiner Brust. Dieses schöne Gefühl erbte sich auch auf seinen Sohn Leo fort. Sobald also dieser die Regierung angetreten hatte, entschloß er sich, jene schönen Empfindungen durch einen feierlichen Akt öffentlich zu beurkunden, und der Asche wie dem Andenken des, obgleich blos durch eigene Schuld und grenzenlose Verirrungen unglücklichen Monarchen die letzte Ehre auf eine, seine eigenen Gefühle kundgebende Weise zu erzeigen. Drei prachtvoll geschmückte, aber in die Farbe der Trauer gehüllte Galeeren liefen demnach aus, um Michäels Gebeine aus dem, auf einer Insel des Propontis liegenden Kloster nach Constantinopel zu bringen. Von dem am Gestade des Meeres stehenden Volke, obgleich zahllos versammelt, ward die Leiche in feierlicher Stille mit ehrfurchtsvollem Schweigen empfangen. Alle Patricier, der ganze Senat und alle Großen und Mächtigen am Hofe mußten, mit brennenden Wachskerzen in der Hand, den Leichenzug begleiten. Von der gesammten, so zahlreichen Geistlichkeit, welche ein kaiserlicher Prinz, nämlich der fromme Patriarch Stephanus anführte, wurden Psalmen und Bußlieder gesungen, und eine, alle Gemüther zu tiefer Trauer stimmende Musik unterbrach öfters den heiligen Gesang. Selbst der Kaiser und dessen Bruder Alexander waren bei dieser so sehr erschütternden, obgleich mit aller Pracht umgebenen Ceremonie gegenwärtig, und in allen Gesichtszügen des Erstern war der Aus-

druck ungeheuchelten Schmerzes unverkennbar. Noch nie ward vielleicht die Leiche eines Monarchen, der sein ganzes Leben hindurch nur ein Gegenstand des Hasses und der tiefsten Verachtung war, mit so vieler Theilnahme, so vielem Pomp, und unter einer so allgemeinen Trauer in die Gruft gesenkt. Die Kirche zu den heiligen Aposteln in Constantinopel nahm jetzt Michaels Ueberreste in ihren Schoß auf, und ein auf Leo's Befehl, von der Hand eines der grösten Künstler jener Zeit, aus Marmor errichtetes prachtvolles Denkmal verkündete den Nachkommen mehrere Jahrhunderte hindurch den Ort, wo die Gebeine des einst gekrönten, so bejammernswerthen Thoren nunmehr ruheten.

23. Obgleich Leo, von Natur aus mild, gütig, stets zum Verzeihen geneigt, nichts weniger als einem Tyrannen, blos einem weichen, in dem Zauberkreise sinnlicher Liebe stets festgehaltenen schwachen, jedoch ungemein gutmüthigen Monarchen ähnlich sah, entspannen sich doch während seiner Regierung mehrere Verschwörungen gegen sein Leben. An der Spitze der einen stand sogar ein Sohn des von dem Kaiser mit so vielen Wohlthaten überhäuften, so hoch erhobenen Zauzas Stylianus. Es war auf nichts geringeres angesehen, als den Kaiser des Nachts in seinem Bette zu ermorden, und die Erhaltung seines Lebens hatte er jetzt ganz allein der erstern Zoë zu danken. Nur Lust und Freude athmend, schlief Leo in einem Palaste jenseits des Bosphorus ganz unbesorgt an der Seite seiner Geliebten, als diese, durch ein fernes Geräusch aufgeschreckt, sich leise erhob, und an ein Fenster des Gemaches trat. Zu ihrem grösten Erstau-

nen sah sie jetzt mehrere bewaffnete Männer dem kaiserlichen Schlafgemach zueilen. Zoë schöpfte Verdacht, und weckte schnell den Kaiser. Nur halb gekleidet entflohen beide durch eine lange Gallerie, welche mittels einer Wendeltreppe zu dem, auf der andern Seite des Palastes längs dem Bosphorus liegenden Garten, und durch diesen an das Gestade des Meeres führte. Hier lagen stets einige kaiserliche Galeeren und Barken in Bereitschaft. In eine derselben warfen sich Leo und Zoë, und kamen glücklich noch vor Anbruch des Tages in ihrem Palaste in Constantinopel an. — Es ist möglich, daß Zoë in der Dunkelheit der Nacht ihren Bruder nicht erkannt, vielleicht auch ihn gar nicht hat erkennen wollen. Indessen lastete doch großer Verdacht auf Stylianus und dessen ganzem Hause, zu welchem durch wechselseitige Heirathen schon seit einiger Zeit mehrere der Vornehmsten am Hofe gehörten. Wirklich durfte auch Stylianus in den ersten Tagen gar nicht vor dem Kaiser erscheinen. Um jedoch nicht strafen zu müssen, ließ der gutmüthige Monarch keine nähere Untersuchung anstellen, begnügte sich blos den an jenem Tage Dienst thuenden Officier der Leibwache seines Dienstes zu entlassen. Leo und Stylianus wurden bald darauf wieder mit einander ausgesöhnt; aber Letzterer von jetzt an von einem seiner eigenen Anverwandten, den Leo für sein Interesse völlig gewonnen hatte, so genau beobachtet, daß jeder seiner Schritte dem Monarchen sogleich hinterbracht, und diesem nun dadurch wegen seines so übermüthig gewordenen Günstlings jede fernere Besorgniß benommen ward *).

*) Der kaiserliche geheime Späher hieß Nicolaus, und

24. Eine von Basilius, einem Enkel des Stylianus, nach dessen Tode angezettelte blutige Verschwörung ward, wie schon erwähnt worden, von Samonas entdeckt. Auch dem Basilius verzieh der nachsichtsvolle Leo; um ihn jedoch unschädlich zu machen, ward sein Vermögen confiscirt, er selbst nach Griechenland verbannt, wo er einige Jahre im grösten Elende starb *). Die Familie des Stylianus hatte nun schon mehr als einmal gegen den Kaiser ihre feindseligen, dessen Tage bedrohenden Gesinnungen faktisch erwiesen. Die Vorsicht gebot, gegen fernere ähnliche Versuche dieses Hauses Masregeln zu ergreifen. Alle Glieder desselben wurden also jetzt in den Fall des Basilius verwickelt, und sämmtlich vom Hofe und aus Constantinopel entfernt. Einige gingen in Klöster und wurden von jenen Furien, welche mit ihren blutigen Geißeln sie bisher unstet in dem Gewirre der Welt herumtrieben, nämlich von Stolz, Herrschsucht, und Begierde nach Reichthümern dort endlich erlößt.

war der Schwiegersohn des Stylianus. Aber Ehrgeitz und Herrschsucht zerreissen selbst die zartesten und heiligsten Familienbande. Eifersüchtig auf die Macht seines Schwiegervaters, hatte er längst schon gesucht, ihn bei dem Kaiser zu verdrängen. Da ihm dieses nicht gelungen war, griff er jetzt desto gieriger nach der Gelegenheit, durch geheime, obgleich wenig ehrenvolle Dienste, sich in der Gunst des Monarchen wenigstens auf gleiche Linie mit Stylianus zu erheben. Aber auch hierin fand er sich am Ende sehr getäuscht. Statt das Zutrauen des Kaisers zu gewinnen, zog er sich blos dessen Verachtung zu. Zwar bediente sich Leo desselben, so lange Stylianus lebte. Sobald aber dieser gestorben war, entfernte er den zweideutigen Diener auf immer von seiner Person.

*) Basilius war der älteste Sohn des so eben erwähnten Nicolaus.

25. Aber den ärgsten und gefährlichsten Frevel gegen das Leben des Kaisers wagte in dem Jahre 902, um die Zeit des Pfingstfestes ein Mensch aus der niedrigsten Klasse des Volkes. Zwischen Ostern und Pfingsten pflegten die griechischen Kaiser jedes Jahr eine feierliche Prozession nach der Kirche zum heiligen Moccius zu begleiten. Auch Leo wohnte in dem erwähnten Jahre dieser Feierlichkeit bei. Als er, in der Kirche angekommen, um sich nach der für ihn errichteten Tribüne zu begeben, an der Kanzel vorüber ging, sprang plötzlich aus derselben ein darin versteckter Kerl hervor, und führte mit einer mit Eisen beschlagenen Keule einen so gewaltigen Streich nach dem Haupte des Kaisers, daß Leo, hätte nicht ein großer Armleuchter die Gewalt des Schlages gebrochen, ohne Rettung verloren gewesen wäre. Völlig betäubt stürzte er demungeachtet zu Boden, und häufig floß das Blut aus der ihm beigebrachten Kopfwunde, die man anfänglich für tödtlich hielt, es jedoch glücklicher Weise nicht war. In Verwirrung und der grösten Bestürzung floh das geschreckte Volk aus der Kirche, und beinahe wäre jetzt der Mörder entwischt, hätten nicht Einige aus dem Gefolge des Kaisers den Fliehenden ergriffen. Es lag offenbar am Tage, daß dieser Elende nicht aus irgend einem eigenen Beweggrunde, sondern blos von einer fremden höhern Impulsion dazu getrieben, den Mordversuch gewagt habe. Alle und selbst die grausamsten Künste der Tortur wurden also in Anwendung gebracht, um von ihm das Bekenntniß zu erzwingen, wer der Urheber dieser Greulthat sey. Aber alle Qualen vermochten während einer dreitägigen peinlichen Untersuchung nicht, ihm ein auch nur in etwas befriedigen-

des Geständniß zu entreissen. Auf Befehl der Stadtobrigkeit ward er in dem Cirkus, nachdem man ihm Arme und Beine abgehauen, lebendig verbrannt. — Alexander hatte seinen Bruder, den Kaiser, bei der Prozession nicht begleitet, und die selbst des größten Frevels fähige Seele dieses in jeder Immoralität versunkenen Prinzen schien ganz Constantinopel zu dem Verdacht zu berechtigen, daß er dem schrecklichen Mordanschlag nicht fremd gewesen sey. Um ihren Abscheu vor diesem unerhörten Verbrechen öffentlich kund zu geben, hoben der Patriarch und die Geistlichkeit von Constantinopel die an jenem Tage jedes Jahr übliche Prozession auf immer und für alle künftigen Zeiten auf.

26. Im ganzen genommen, gehört Leo VI. zu den bessern byzantinischen Kaisern. Seiner wirklichen Verdienste, wie der seinem Charakter eigenen Tugenden haben wir schon erwähnt, aber auch dabei seine großen Fehler und Schwachheiten nicht verschwiegen. Durch seine Milde, seine Herablassung und Freigebigkeit gewann er die Herzen aller seiner Unterthanen, die während seiner Regierung in dem ganzen Reiche, nur mit Ausnahme der Grenzprovinzen, eine ihren Vätern unbekannte Ruhe genossen. Aufrichtig beweinten sie daher auch Leo's Tod, und zwar um so mehr, als ihr trauernder Blick jetzt einer äußerst trüben, verhängnißvollen Zukunft entgegen schauete.

## III.

1. Alexander. Constantin VII. Romanus Lecapenus und dessen Söhne. —

Alexander, längst schon Augustus, und dem Namen nach auch seines verstorbenen Bruders Genosse in der Herrschaft, übernahm wegen seines Neffen allzuzarten Alters nun allein die Regierung. Mit aller Zärtlichkeit eines liebevollen Vaters hatte ihm Leo auf seinem Sterbebette seinen Sohn empfohlen. Alexander, obgleich keiner edeln oder sanften Empfindung fähig, zeigte doch wenigstens keine Abneigung gegen seinen Neffen, übergab auch dessen Erziehung zwar nicht sehr geschickten aber doch wahrhaft getreuen Händen, bekümmerte sich aber dann ferner eben so wenig um ihn, wie um die Angelegenheiten und das Wohl des Reiches. An Lastern und Thorheiten jeder Art, an Religionsverachtung und Verspottung alles Heiligen suchte Alexander selbst Michaël III. zu überbieten*). Dieser übertrug wenigstens die Regierung seines Reiches, wo nicht tugendhaften, doch kräftigen und einsichtvollen Männern; jener aber schenkte blos dem schlechtesten Gesindel sein Vertrauen, und nur Diener seiner Lüste und Genossen seiner Ausschweifungen standen jetzt an der Spitze der Geschäfte. Am höchsten in seiner Gunst stand ein gewisser Basilizes; diesen, was freilich

*) Wenn alles, was die griechischen Geschichtschreiber von diesem Kaiser erzählen, gegründet ist; so war er ein offenbarer Feind des Christenthums, und soll nach dem Zeugnisse des Erzbischofes Aretas von Cäsarea heidnische Gebräuche geübt, dem Bachus geopfert, und einmal, wie Erempert erzählt, als er bei mehreren Bildsäulen heidnischer Gottheiten vorüberging, und sie einige Augenblicke schweigend betrachtet hatte, sogar lästernd ausgerufen haben: „Ach, als die Römer diese Götter verehrten und anbeteten, waren sie das mächtigste, stets unüberwindliche Volk!“

weder von dessen intellektuellem noch moralischem Werth uns einen hohen Begriff beibringen kann, liebte und schätzte Alexander so sehr, daß er schon Willens gewesen seyn soll, seinen Neffen Constantin entmannen zu lassen, und den Basilizes zum Cäsar und Thronfolger zu ernennen *). Zum Glück für das Reich machte der Tod der Regierung wie dem wüsten Leben dieses Kaisers bald ein Ende. Als er starb (912. 6. Jun.) hatte er seinen Bruder Leo nur dreizehn Monate überlebt **). — Das Einzige nicht ganz unmerkwürdige, was unter seiner Regierung geschah, war

*) Vollkommen erwiesen ist dieß jedoch nicht; denn die Griechen, die davon Erwähnung machen, setzen gewöhnlich hinzu: ut rumor est.

**) Der so eben erwähnte Aretas erzählt (ap. Baron. ad 912. §. 2) daß, als man den Körper dieses Kaisers zum Begräbniß trug, der Sarg, man weiß nicht wie, plötzlich zerbrochen, und der darin liegende Cadaver einen solchen pestilentialischen Geruch verbreitet habe, daß selbst die vielen kostbaren Aromaten, welche bei dem Leichenbegängnisse brannten, gegen diesen unausstehlichen Gestank nichts mehr vermochten. Alexanders Tod war blos Folge seiner Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Wie gewöhnlich, berauscht stand er am 6. Junius von der Tafel auf, und ging nach einem kurzen Schlaf mit stark überladenem Magen zum Ballspiel. Als er sich kaum einige Augenblicke damit belustiget hatte, fühlte er plötzlich einen so schneidenden Schmerz im Unterleibe, daß er sich nach seinem Palaste mußte zurück tragen lassen. Hier ward er von einem heftigen Nasenbluten überfallen, wobei jedoch das Blut auch noch aus einem andern Theile seines Körpers stromweise hervorfloß. In diesem eben so schrecklichen als schmerzhaften Zustande starb er einige Stunden darauf noch am Abend desselben Tages.

die Zurückberufung und Wiedereinsetzung des Patriarchen Nicolaus Mystikus. Mit der größten Zufriedenheit legte Euthymius seine Würde nieder, freute sich sogar aufrichtig über des Nicolaus Wiederherstellung auf dem Stuhle von Constantinopel. Demungeachtet verfuhren der Kaiser und dessen Patriarch mit vieler Härte gegen ihn. Letzterer ließ es sogar geschehen, sah es vielleicht gerne, daß in seiner Gegenwart einige Cleriker niederer Ordnung den frommen Mann gröblich mißhandelten. Euthymius endete bald darauf in einem Kloster, in welchem er mehr ein Gefangener, als ein Glied der Gemeinde war *).

2. Nach Alexanders Tod bildete sich, zu Folge einer von demselben hinterlassenen schriftlichen Verordnung, unter der Präsidentschaft des Patriarchen Nicolaus eine vormundschaftliche Regierung, die natürlich jetzt blos aus jenen, welche der verstorbene Kaiser vorzüglich begünstiget und

*) In einem Schreiben an den Pabst sagt zwar Nicolaus, daß auf seinem Sterbebette Kaiser Leo selbst ihn zurückberufen, und seine Wiedereinsetzung auf den Patriarchenstuhl angeordnet habe. Aber was vermag die Versicherung dieses ohnehin in Ansehung seiner Moralität so zweideutigen Patriarchen gegen das einstimmige Zeugniß aller griechischen Geschichtschreiber? — Uebrigens könnte die große Gunst, in welcher Nicolaus bei dem Kaiser Alexander stand, gar leicht den Verdacht erzeugen, daß jener Strenge, mit welcher der Mystikus gegen den Kaiser Leo verfuhr, als dieser durch eine vierte Ehe die Geburt seines Prinzen Constantin legitimiren, mithin ihn auch der Thronfolge fähig machen wollte, wohl etwas ganz Anderes, als blos warmer Eifer für Erhaltung der bestehenden kirchlichen Gesetze zum Grunde liegen mochte.

zu den höchsten Ehrenstellen erhoben hatte, mithin gerade aus lauter schlechten, kopf- und herzlosen Menschen bestand. Unter sich selbst nicht einig, mithin ohne Einheit im Plane, dabei ein jeder blos mit seinem persönlichen Interesse beschäftiget, war gleich nach einigen Wochen ihre völlige Unfähigkeit zu regieren für Niemand mehr ein Geheimniß. Constantinopel fing schon an leise zu murren; als aber jetzt noch die in der ganzen Stadt nichts als Schrecken verbreitende Nachricht einlief, daß der so sehr gefürchtete Bulgarenkönig Simeon sich auf das neue zum Krieg gegen die Römer rüste, ward der Wunsch, daß ein kräftiger Mann sich an die Spitze der Regierung stelle, bald der allgemeine und laute Wunsch von ganz Constantinopel *). Mehrere der Vornehmsten vom Adel warfen ihre Augen auf den Constantinus Ducas, Sohn des edeln, wie man sich erinnern wird, in sarazenischer Gefangenschaft gestorbenen Andronikus Ducas. Sie schrieben

*) Die Veranlassung zu diesem neuen Krieg war die höchst unanständige, Simeons königliche Würde selbst beschimpfende Behandlung der bulgarischen Gesandten, welche der König gleich nach Kaisers Leo Tod nach Constantinopel gesandt hatte, theils um dem neuen Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, theils auch die mit dessen Vorfahrer geschlossenen Verträge zu erneuern. Alexander fuhr sie hart an, erlaubte sich schmähende Ausdrücke gegen ihren König, und ließ sie, ohne ihnen längern Aufenthalt zu verstatten, oder auch nur für ihre dringendsten Bedürfnisse zu sorgen, wie es doch in den Verträgen klar und deutlich bestimmt war, schmählig aus Constantinopel hinausweisen. Ein solches völkerwiderrechtliches Verfahren konnte freilich ein kriegerischer Fürst, wie Simeon nicht ungeahndet lassen.

ihm und forderten ihn auf, an der Spitze einer auserlesenen Schaar nach Constantinopel zu kommen, den Purpur anzulegen, und zum Wohl des Reiches, wie zum besten des noch unmündigen Kaisers als dessen Genosse in der Herrschaft sich der Regierung zu bemächtigen *). Constantin war dem macedonischen Hause mit Treue ergeben, erinnerte sich wahrscheinlich auch der von Kaiser Leo ihm gegebenen, wahrhaft wohlwollenden Warnung, lehnte also anfänglich mit allem Ernste den Antrag von sich ab. Als aber wiederholte, immer dringender werdende Aufforderungen an ihn ergingen, und selbst einige Glieder der Regentschaft ihn zu einem entscheidenden Schritt ermunterten, ward der edle Constantin endlich seinen Grundsätzen untreu. An der Spitze einer kleinen auserlesenen Schaar kam er mit Anbruch der

*) Zonaras und Cedrenus und noch andere erzählen, daß der Patriarch Nicolaus selbst gleich nach Alexanders Tod an Constantin geschrieben, ihn zur Uebernahme der Herrschaft zu bereden gesucht, und sich hiezu eines gewissen Artabastus als eines geheimen Emissärs bedient habe. Dieses sey jedoch geschehen, bevor des verstorbenen Kaisers letzter Wille bekannt war. Als Nicolaus nach Eröffnung des kaiserlichen Testaments gesehen, daß er darin ernannt sey, an die Spitze der vormundschaftlichen Regierung zu treten, hätten seine Ansichten in Beziebung auf das Beste des Staates sich völlig verändert. Wirklich ward nun auch der Patriarch, wie wir sogleich sehen werden, einer der wüthendsten Verfolger aller Anhänger Constantins. Ueberhaupt spielt Nicolaus eine durchaus höchst widerliche Rolle, und sein Mysticismus, von welchem er den Beinamen erhielt, muß von einer ganz eigenen, aber wahrhaftig weder mit hoher Erleuchtung von Oben, noch mit besondern höhern Tugenden verbundenen Art gewesen seyn.

Nacht nach Constantinopel, zog durch ein, von seinen Anhängern ihm offen gelassenes Thor in die Stadt, und stieg in der Wohnung seines Schwiegervaters des Patriciers Gregoras ab. Dahin begaben sich nun sogleich eine Menge Edle, Patricier, Senatoren und andere Staatsbeamten, und alle begrüßten Constantin schon als ihren künftigen Beherrscher. Aber von der Regentschaft erschien Niemand. Dies erregte bei ihm einige Besorgniß, welche jedoch bald wieder verschwand, als aus mehreren Quartieren der Stadt, in denen indessen Constantins Ankunft war kundbar worden, eine Menge Volkes mit Waffen, wie der Zufall sie ihnen dargeboten, vor dem Palast des Gregoras erschien, den Constantin laut zum Kaiser ausrief, und nach dem Cirkus führte. Mit Anbruch des Tages zog Constantin gegen den Hauptpalast, Kalke genannt. Dieser war eine Art kleiner Festung, mit doppelten Ringmauern umgeben, und von der Regentschaft, welcher Constantin unkluger Weise mehrere Stunden Zeit gelassen hatte, sich einigermaßen in Vertheidigungsstand zu setzen, mit einer ziemlich zahlreichen Besatzung, größtentheils aus trefflichen Bogenschützen bestehend, versehen. Constantin hatte an nichts weniger als an eine förmliche Empörung gedacht, war blos auf mehrfach wiederholte Aufforderungen, mit welchen er den größten Theil der Regentschaft einverstanden glaubte, gekommen, und hoffte jetzt durch eine Art von Composition mit der Regierung die Herrschaft zu überkommen. Als er bei dem Palaste ankam, fand er jedoch sämmtliche Thore geschlossen. Er ließ eines derselben aufsprengen, und drang mit seinen Leuten in den ersten Vorhof. Ohne Blut zu vergießen glaubte er noch immer seinen Zweck erreichen zu können. Zu den auf

der zweiten Mauer stehenden Soldaten sprach er demnach friedliche und freundliche Worte. Statt aller Antwort kam ihm ein Hagel von Pfeilen und Wurfspiesen entgegen. An seiner Seite ward sein Stallmeister getödtet. Jetzt befahl Constantin zu stürmen; aber indem er mit Stimme und Gebährde seine Schaar zum Kampf ermunterte, stürzte sein Pferd, und zugleich ward er von einem Pfeile in die linke Hüfte getroffen. Als Constantins Leute ihren Anführer fallen sahen, ergriffen sie die Flucht, und suchten, von panischem Schrecken getrieben, das einzige ihnen zu ihrem Rückzuge offen stehende Thor zu gewinnen. Aber in demselben Augenblick macht die Besatzung einen wüthenden Ausfall. Das unter den Fliehenden bei dem Thore entstandene Drängen erleichtert den Soldaten der Regentschaft um vieles ihre blutige Arbeit. Ohne Widerstand zu finden, ermorden sie alle, die sie noch innerhalb der Schloßmauern finden. Constantin selbst wird übermannt, gefangen genommen, ihm auf der Stelle der Kopf abgeschlagen, und dieser dem jungen Kaiser in dem goldenen Triclinium (Speisesaal) überreicht *). Noch in allen Straßen von Con-

*) Als Kaiser Leo, wie man sich erinnern wird, dem Constantin zu Ehren, nach dessen Rückkehr aus der Gefangenschaft in Bagdad, seinem Hofe ein festliches Mahl gab, und nach aufgehobener Tafel noch einige Zeit ganz vertraut mit ihm sprach, soll er, wie erzählt wird, denselben auch gewarnt haben, sich nie nach dem Reiche gelüsten zu lassen; denn sollte er ja dies thun, und die ihm jetzt gegebene Warnung vergessen; so würde ganz gewiß einst in dem nämlichen Saale, in welchem er gegenwärtig mit ihm spreche, sein abgeschlagenes Haupt gebracht werden. — Da Kaiser Leo sich gerne und oft mit Astrologie und Astro-

stantinopel werden die Fliehenden verfolgt, überall zusammen gehauen; keines Einzigen wird geschont, und mehr als drei tausend Menschen werden in wenigen Stunden das Opfer dieses durchaus nicht gehörig vorbereiteten und mit so wenig Vorsicht gemachten Versuches.

3. Auf diese Metzelei folgte nun bald eine andere Art nicht minder blutiger Scenen. Auf Befehl der Regentschaft wurden Constantinopels sämmtliche Thore mehrere Tage geschlossen, alle Anverwandten, Freunde oder Anhänger Constantins auf das sorgfältigste aufgesucht, wo sie nur immer verborgen seyn mochten, durch die zahllosen gegen sie ausgesandten Späher entdeckt, und sämmtlich grausam bestraft. Längs dem Bosphorus wurden eine Menge Galgen errichtet, und ohne Unterschied Gemeine und Edle, selbst Senatoren und Patricier daran aufgehenkt. Viele andere wurden in dem Cirkus öffentlich enthauptet, wieder Andern die Augen ausgestochen, und eben so viele mit Verlust aller ihrer Güter in die entferntesten Provinzen verbannt. Noch lange wäre vielleicht die Wuth der siegenden Parthei nicht besänftiget worden, hätte nicht ein Glied der Regent-

---

logen beschäftigte, und in dem Rufe stand, große Fortschritte in dieser geheimnißvollen Wissenschaft gemacht zu haben; so wissen auch die Griechen sehr vieles von den Prophezeihungen dieses Kaisers zu erzählen. Mehrere dieser sogenannten prophetischen Verkündigungen haben sie uns aufbewahrt; aber sie sind alle gerade eben so dunkel, verworren und sinnlos, als die ihnen, nach dem jedesmaligen Ereigniß, von den Griechen gegebenen Deutungen gezwungen, absurd und lächerlich sind.

schaft endlich seine Collegen auf die gefahrvollen Folgen dieser unaufhörlichen, einander so schnell folgenden Hinrichtungen aufmerksam gemacht, und ihnen um ihrer eigenen Selbsterhaltung willen, mehr Schonung und Mäßigung empfohlen. Dieser vernünftige, von Klugheit und Menschlichkeit gebotene Rath kam jedoch nicht, wie es sich geziemt hätte, von Seite des Patriarchen, der im Gegentheil, wenigstens nach dem Zeugniß mehrerer Geschichtschreiber, gerade am strengsten und unerbittlichsten gegen alle Theilnehmer an einer Unternehmung verfuhr, wozu er doch selbst den ersten Gedanken in der Seele des unglücklichen Constantins geweckt hatte.

4. Kaum waren Ruhe und Ordnung in Constantinopel wieder hergestellt, als der Bulgarenkönig Simeon mit seinem Heere vor den Thoren der Stadt erschien. Aber bei dem Anblick der starken und hohen Festungswerke, der zahlreichen Besatzung, und der vielen auf den Mauern befindlichen Kriegsmaschinen, an denen es jetzt den Bulgaren gänzlich gebrach, wagte Simeon keinen förmlichen Angriff auf die Stadt. Es kam zu Unterhandlungen, die jedoch, obgleich während derselben Simeon mit dem Kaiser speiste, auch dem Patriarchen, dessen hohen priesterlichen Charakters wegen, große Ehrerbietung erzeigte, dennoch nicht einmal zu einem Waffenstillstand, viel weniger zu einem dauerhaften Frieden führten. Simeon zog sich zwar wieder zurück; aber nicht nur Constantinopels auf der Landseite so schöne und reiche Umgebungen, sondern auch alle Städte und Gegenden, durch welche die Bulgaren ihr Rückzug führte, wurden von denselben jetzt ganz gemächlich geplündert und verheert, ohne daß die traurige Regentschaft den min-

desten Versuch gemacht, oder irgend ein Mittel in Bereitschaft gehabt hätte, den Uebermuth der Feinde nur einigermaßen zu zügeln. Aber durch diese entschiedene Kraftlosigkeit entfremdete sie sich auch wieder auf das neue alle Gemüther. Das Verlangen nach einer Regierungsänderung ward immer allgemeiner und heftiger. Der Patriarch selbst gab seinen Collegen den Rath, dem Sturm zu weichen, der allgemeinen Meinung nicht länger zu trotzen, den Pöbel nicht endlich zu einem Aufstand zu reizen. Diesen Augenblick allgemeiner Gährung wußte der junge Kaiser trefflich zu benutzen. Mit Kindesliebe hing er an seiner Mutter, die Alexander gleich in der ersten Stunde nach angetretener Regierung aus dem Palaste entfernt hatte, und bis jetzt noch immer entfernt geblieben war. Mit der größten Festigkeit bestand jetzt Zoës Sohn darauf, daß ihm seine geliebte Mutter müsse wieder zurückgegeben werden. Constantin hatte bereits sein fünfzehntes Jahr zurückgelegt. Immer näher rückte die Zeit seiner Volljährigkeit. Man wagte es nicht länger, seinem Willen sich zu widersetzen. Constantins Mutter kam also wieder zurück, und mit ihrer Rückkehr ward das ganze bisherige Regierungssystem über den Haufen geworfen.

5. Zoë trat jetzt selbst an die Spitze der Regierung. Es kostete ihr wenig Mühe, eine überall so verächtlich gewordene Regentschaft aufzulösen. Der Patriarch war der erste, den sie gänzlich von allen Geschäften entfernte, und ausschließlich blos auf seinen bischöflichen Wirkungskreis beschränkte. Noch weniger Umstände machte man mit des verstorbenen ausschweifenden Kaisers ehemaligen lustigen Gesellen, und an ihre Stelle traten nun doch wenigstens Männer von achtbaren Na-

men. Freilich gab es auch manche unter ihnen, die weniger ihrem Talente, als der Gunst der Kaiserin ihre Aemter zu danken hatten, doch fanden sich darunter auch wieder mehrere würdige Rechtsgelehrte, und andere, die in der Verwaltung einzeler Provinzen sich schon Ehre und Zutrauen erworben hatten. Vielleicht aus guten Gründen hatte jedoch Zoë keinen ihrer vorzüglichsten Generäle in den Staatsrath aufgenommen. Wahrscheinlich hatten die vielen in der Geschichte gesammelten Erfahrungen sie belehrt, daß besonders in einem despotischen Reiche, und während einer stürmischen Minderjährigkeit, gerade der tapferste Soldat nur gar zu leicht auch ein glücklicher Thronräuber werden könne. Es konnte nicht fehlen, diese völlige Ausschließung des Kriegsstandes von aller Theilnahme an der Staatsgewalt mußte bald großes Mißvergnügen erzeugen, und der beleidigte Patriarch ließ es sich nun recht angelegen seyn, den in mancher Brust glimmenden Funken in Geheim immer noch mehr anzufachen, und endlich zu einem, die Regentin und ihren ganzen Anhang verzehrenden Feuer zu entflammen. Indessen war Zoë doch so klug, daß sie zweien vorzugsweise angesehenen und bei dem Heere beliebten Feldherren gleiche Gunst, und dem äußern Scheine nach auch gleiches Zutrauen schenkte. Durch dieses Betragen, wodurch sie in jedem Hoffnungen nährte und nach Gutbefinden steigerte, aber eben dadurch auch beide desto leichter in der Unterwürfigkeit erhielt, war Zoë sicher, gegen jede allenfalls mögliche Unternehmung des Einen stets in der Eifersucht des Andern das erfoderliche Gegengewicht zu finden. Die beiden auf dem Schauplatze der Hofpolitik jetzt so bedeutende Rollen spielenden Männer waren Leo Phokas und Romanus Lacapenus. Erste-

rer war aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter, zählte mehrere unter seinen Ahnen, die an der Spitze römischer Heere sich Ruhm und Verdienst um das Reich erworben, und stand jetzt als oberster Feldherr sämmtlichen Legionen des Orients vor. Der andere, von ganz niederer Geburt, war der Sohn eines gemeinen Soldaten, Namens Theophylaktus, der aber einst dem Kaiser Basilius das Leben rettete, und dadurch den Grund zu seines Sohnes schnell auf einander folgenden Beförderungen legte. Von der niedrigsten Stufe war er in kurzer Zeit bis zur Würde eines Groß-Dunga (Reichsadmiral) emporgestiegen. Einst selbst gemeiner Soldat blieb er stets der Liebling der Soldaten, und hatte auch die Liebe des Volkes, vielleicht weniger verdient, als durch mancherlei Künste zu erwerben gewußt. An Ehrgeiz, Tapferkeit und Kriegskunde war er dem Leo gleich, übertraf ihn aber an Weltklugheit und tückischer Schlauheit.

6. Durch Constantins Ducas mißlungenes Wagstück, zu ähnlichen Unternehmungen mehr aufgemuntert, als davon abgeschreckt, erhoben beide ihre Wünsche bis zum Purpur, und jeder nährte in Geheim die Hoffnung, unter dem Vorwand, den jungen Kaiser zu schützen, Thron und Herrschaft mit demselben zu theilen. Jeder suchte also die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, auch am Hofe selbst mächtige Stützen zu gewinnen. Den Leo schützte Constantin, oberster Kämmerer und Günstling der Kaiserin*). Ein anderer hoher

*) Derselbe Constantin, der die Eifersucht des Samonas so gewaltig erregt hatte, und nachher den Sturz dieses, unter Kaiser Leo so allmächtigen Günstlings herbiei führte.

Staatsbeamte, Namens Theodor, war der Protector des Romanus, der jedoch eine noch mächtigere Stütze an Zoë selbst hatte, auf deren Herz, wie erzählt wird, Romanus männliche Körperschöne einigen Eindruck gemacht haben soll. Aber während die Kaiserin, ihre Minister, der Hof und alle Großen in ein Labirinth von Intriquen und Hofcabalen verwickelt waren, wußte der rastlose Bulgarenkönig die Zeit einer in Constantinopel hin und her schwankenden Regierung trefflich zu benutzen. Er wieß alle Anträge eines bleibenden Friedens zurück, verkaufte jeden kurzen Waffenstillstand um ungeheure Preise, zog bald in dieser bald in jener Provinz mit seinem Heere raubend umher, drang bis in das Herz von Griechenland, und eroberte endlich sogar Adrianopel, in Europa die zweite Hauptstadt des Reiches, jedoch blos durch Verrätherei eines gewissen, noch von Kaiser Leo zum Befehlshaber in Adrianopel ernannten Armeniers, Namens Pancratucas. Der Verlust dieser Stadt zog wieder eine kurze Waffenruhe nach sich. Aber durch dasselbe Mittel, dessen Simeon sich bedient hatte, um Adrianopel zu gewinnen, erhielt es auch die Kaiserin wieder zurück. Sie bezahlte nämlich dem Bulgarenfürsten eine Summe Geldes, dreimal stärker als die, welche er zu Bestechung des griechischen Stadtcommandanten hatte ausgeben müssen.

7. Gegen den jetzt den Griechen so furchtbaren Bulgarenkönig entschloß sich die Kaiserin endlich, des Reiches ganze Macht aufzubieten, und diese noch durch ein Bündniß mit den Pazinazen oder Petschenegen bedeutend zu verstärken. Dieses kriegerische Nomadenvolk war vor noch nicht langer Zeit aus seinen Steppen am Ural gegen Ruß-

land vorgedrungen, hatte sich aber, von dem damaligen Großfürsten abgekauft, wieder westlich gezogen, sich in der Moldau und Bessarabien niedergelassen, bis an die Ausflüsse der Donau verbreitet, und den Bulgaren, wie selbst den Ungarn sich schon furchtbar gemacht. Gleich allen Barbaren, verkauften auch die Petschenegen ihren Beistand jedem, der ihn zu bezahlen vermochte, aber höher stand bei ihnen der Kaufpreis, als bei irgend einem andern scythischen Volke. Da Zoë kein Geld sparte, kam das Bündniß bald zu Stande, und die Petschenegen stellten die von ihnen diesfalls geforderten Geißeln. Aber um die gesammten Streitkräfte gegen die Bulgaren concentriren zu können, mußte auch zwischen den Sarazenen und Griechen ein friedliches Verhältniß wieder statt haben. In Italien schloß Eustatius, Befehlshaber in Calabrien mit den afrikanischen Sarazenen einen Friedensvertrag, dem zufolge die Kaiserin dem Kaliphen von Cairvan ein jährliches Geschenk von zwanzig tausend Goldstücken zu machen versprach. Noch ungleich leichter und auch unter vortheilhaftern Bedingungen ward mit den Sarazenen des Orients Friede geschlossen. Seit mehrern Jahren bestanden die Kriege zwischen den Griechen und Sarazenen nur in vorübergehenden, planlosen räuberischen Einfällen; natürliche Folgen des beide Völker trennenden Religionshasses. Die zwei nach Bagdad geschickten griechischen Gesandten Rodianus und Taxares fanden daher keine große Schwierigkeit, einen auf mehrere Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand zu erwirken, und hierauf wegen Auslösung der Gefangenen zu unterhandeln. Diese wurden sämmtlich Mann für Mann gegen einander ausgewechselt. Da aber die Anzahl der in griechischer Gefangenschaft befindlichen Sarazenen weit

größer war, als die der gefangenen Christen, so zahlte der Kaliph noch hundert und zwanzig tausend Goldstücke an die griechische Regierung; und die östlichen Grenzen des Reiches hatten nun auf lange Zeit keinen feindlichen Anfall mehr zu befürchten.

8. Nicht ganz unmerkwürdig sind die Berichte sowohl der Griechen, als auch der arabischen Geschichtschreiber über die geflissentlich ausgezeichnete, glänzende Aufnahme der griechischen Gesandten am Hofe des Kaliphen *). Aber nicht minder schneidend und selbst zum Theile widerlich ist auch der Contrast zwischen der nun unter den Augen der Griechen zur Schau gestellten ungeheuern Pracht, und der grenzenlosen innern Zerrüttung und dem immer zunehmenden Verfall des nun schon so sehr zersplitterten, von seiner ehemaligen Höhe so tief herabgesunkenen Kaliphats. Der an sich gutmüthige aber schwache Moktador saß damals auf dem Throne von Bagdad, und Er und sein Vezier suchten hinter einem blendenden Schein äußerer Größe und Pracht des Reiches Schwäche und Ohnmacht wenigstens vor fremden Augen zu verbergen. Vor den Thoren von Bagdad in einer weiten Ebene fanden die Gesandten des Kaliphen ganzes, aus hundert und sechzig tausend Mann bestehendes Heer in Schlachtordung aufgestellt; und während die Griechen bei demselben vorüberzogen, wurde sämmtlichen Truppen aus einer Menge goldener Beutel der Sold ausgezahlt. Als die Gesandten den Thoren der Stadt sich näherten, erblickten sie des Kaliphen zwölf tausend Mann starke Leibwache. Ihre Rüstung strotzte von Gold

*) Abulfeda, ad. A. H. 305. A. D. 917.

und Silber, und die edelsten Steine blitzten und funkelten auf ihren Wehrgehängen. Auf ihrem Wege nach dem Palaste gewährte ihnen auch der, durch die Stadt fließende und die Gärten des Kaliphen bespülende Tigris ein nicht minder prachtvolles Schauspiel. Eine unzählbare Menge Barken und Bote, alle mannigfaltig verziert und auf das reichste geschmückt, bedeckten den breiten Strom, und eine kriegerische Musik tönte ihnen aus allen Fahrzeugen entgegen. — In dem äusserſten Vorhofe des Palastes stand wieder ein ganzes Heer von Verschnittenen, vier Tausend schwarze und drei Tausend weiße. Hierauf folgten die Thürhüter, sieben hundert an der Zahl, und endlich ein noch größerer Haufe von Sclaven und Dienern des Palastes von verschiedenem Range. Hundert Löwen, Symbole der Stärke und Macht, wurden von ihren Wärtern, deren jedes dieser grimmigen Thiere seinen eigenen hatte, vor den Augen der Gesandten vorübergeführt. Noch größere, selbst jedes an Schimmer schon gewöhnte Auge blendende Pracht herrschte in dem Innern des Palastes. Um in den Audienzsaal des Kaliphen zu gelangen, mußten die Gesandten an der Seite des Großvezirs eine beinahe endlose Reihe von Gemächern durchwandern, und in jedem derselben erregte irgend ein noch nie gesehener Gegenstand des ausgesuchtesten Luxus ihr Erstaunen. Es schien, als wenn alle Schätze und Reichthümer des Orients hier aufgehäuft wären. Acht und dreissig tausend Tapeten, unter welchen zwölf tausend ganz von Seite und Gold gestickt, schmückten die Wände der Gemächer, und zwei und zwanzig tausend reich gewirkte Teppiche bedeckten die Fußböden. Aber nichts erfüllte die Gesandten mit größerer Bewunderung, als jenes, dem Leser

durch einen der frühern Bände schon bekannte Kunstwerk, unstreitig eines der seltensten, die je noch das Genie eines Menschen erdacht, und die geübten Hände des größten und sinnreichsten Mechanikers hervorgebracht hatten. Es war nämlich jener, in achtzehen starke Aeste sich ausbreitende Baum von gediegenem Gold, auf dessen zahllosen Zweigen und Blättern von eben demselben kostbaren Metall eine Menge theils aus Gold theils aus Silber verfertigter Vögel ruhete. Unten an dem Baum war eine Maschinerie angebracht. Diese ward, sobald die Gesandten in dieses Gemach traten, in Bewegang gesetzt, und nun ließen alle diese Vögel, jeder den, seiner Art von der Natur in die Kehle gelegten Gesang den staunenden Griechen hören. Des Kaliphen um viele Stufen erhöheter Thron war sammt diesen ebenfalls aus gediegenem Golde. Die feinsten Perlen und größten Juwelen bedeckten das Gewand des Kaliphen, und sein Thron und sein über alle Begriffe kostbarer Schmuck wären allein schon hinreichend gewesen, das verarmteste Volk auf einmal zur reichsten Nation des ganzen Abendlandes zu machen. — Wer möchte glauben, daß derselbe Kaliph, dessen Macht und Größe alle diese unermeßlichen Schätze und Reichthümer zu verkünden schienen, dennoch blos der Sclave seiner Sclaven war, von ihnen zweimal ab- und wieder eingesetzt, zum drittenmale endlich ermordet, und sein auf die Straße hingeworfener Körper von einem vorübergehenden, armen aber mitleidigen Curden begraben ward.

9. Nach geschlossenem Frieden mit den Sarazenen wurden alle im Orient stehende Legionen nach Europa übergeschifft. Ueber das nun so zahl-

reiche Heer erhielt Leo Phocas den Oberbefehl. Der Plan war, das Heer der Bulgaren von zwei Seiten anzugreifen, es in die Mitte zu nehmen, und unter dem Gewicht einer ganz unverhältnißmäßigen Ueberzahl zu erdrücken. Leo Phocas sollte demnach die Bulgaren von Thracien aus angreifen, Romanus Lacapenus aber mit seiner Flotte die Donau hinab segeln, die Petschenegen auf das andere Ufer hinüber bringen, dann selbst einen Theil seiner Mannschaft an das Land setzen, und in Verbindung mit den Erstern die Feinde in ihrem Rücken angreifen. — Wie es scheint, blieb Lacapenus vorsätzlich mit der Flotte in Unthätigkeit. In der Ebene von Diabasis stieß Leo auf das feindliche Heer. Das Schlachtfeld war den Griechen ungemein günstig; denn da sie an nummerischer Stärke den Bulgaren um vieles überlegen waren; so bedurften sie wirklich einer solchen, beinahe grenzenlosen Ebene, um alle ihre Streitkräfte mit den gehörigen Intervallen gegen die Feinde zu entwickeln. Vor der Schlacht ritt der erste Palast-Kaplan, den man den Protopapa nannte *), die Fronte des griechischen Heeres hinab, zeigte den Truppen einen ächten Partikel von dem Kreuze des Erlösers, ließ Schaar für Schaar auf die Kniee fallen, und bei diesem heiligen Zeichen schwören, entweder zu siegen oder zu sterben. Mit freudigem Muth ward von dem ganzen Heere dieser Schwur geleistet, worauf Leo Phocas ohne zu zögern das Zeichen zum Angriff gab. Zwar wie gewöhnlich leisteten die Bulgaren wieder den tapfersten Widerstand. Aber die Griechen, von religiösem Enthusiasmus entflammt,

*) Palatii primarius sacerdos (ipsi Protopapam vocant) — Cedren. Compend. T. 2 p. 612.

schienen unüberwindlich. Bald ward das feindliche Heer auf mehreren Punkten durchbrochen. Simeon, wohl einsehend, daß die Schlacht verloren sey, ließ sogleich zum Rückzug blasen. Aber mit dem grösten Ungestüm verfolgten die siegenden Griechen den sich zurückziehenden Feind, dessen Rückzug sich daher auch bald in Verwirrung und förmliche Flucht auflößte. Der Sieg war für das kaiserliche Heer schon vollkommen entschieden, als ein unvorhergesehener trauriger Zufall ihm denselben auf einmal wieder entriß. Während des Nachsetzens ward nämlich dem Leo Phocas plötzlich gemeldet, Romanus Lacapenus, statt die verbündeten Petschenegen über die Donau zu setzen, steure mit vollen Segeln nach Constantinopel, um in der Abwesenheit des Landheeres und der vornehmsten Befehlshaber sich der Person des Kaisers, und durch diesen der Herrschaft zu bemächtigen. Um sich von der Wahrheit dieser Meldung zu überzeugen, und noch genauere Kundschaft einzuziehen, eilte Leo Phocas mit einem Geschwader Reiterei unverzüglich nach dem Lager. Als die übrigen Truppen diese Bewegung sahen, glaubten sie ihr Feldherr fliehe, das Heer sey wahrscheinlich in einen ihm verderblichen feindlichen Hinterhalt gerathen. An ein ferneres Verfolgen des Feindes ward nun nicht mehr gedacht. Alles, sowohl Fußvolk wie Reiterei, suchte jetzt in der grösten Unordnung das Lager wieder zu gewinnen. Aber Simeon hatte sich indessen mit seinem geschlagenen Heere auf eine Anhöhe zurückgezogen. Von dieser herab bemerkte er die übereilte rückgängige Bewegung des feindlichen Heeres, sammelte schnell seine Truppen, griff mit erneueter Kraft die jetzt ihrer Seits fliehenden Griechen an, und erfocht nun einen der vollkommensten und

glänzendsten Siege. Der gröste Theil des griechischen Heeres ward erschlagen oder gefangen. Eine Menge Edler und anderer Officiere vom ersten Range blieb auf dem Platz, und nur mit genauer Noth entrann der oberste Feldherr Leo den Händen der Bulgaren, und kam, jedoch nur mit wenigen Begleitern glücklich in Mesembria an. — Simeon, nach diesem errungenen Sieg voll Zuversicht zu seiner Macht, zog auf das neue wieder gegen Constantinopel. Die Nachricht von der Annäherung des, nach der letzten Niederlage der Griechen nur noch furchtbarer scheinenden Feindes setzte, wie man sich leicht denken kann, den Hof und alle Einwohner in die gröste Bestürzung. Zum Glück kam Leo Phocas einige Tage bevor die Bulgaren vor der Stadt erschienen, in Constantinopel an. An der Spitze einiger in der Eile zusammengeraffter Schaaren, denen aber der treffliche Feldherr seinen Muth und seine eigene Kühnheit einzuflößen wußte, machte Leo Phocas nun einen Ausfall nach dem andern, schlug mehrere einzele Heerhaufen der Bulgaren in die Flucht, nahm ihnen die gemachte Beute wieder ab, drängte sie immer weiter zurück, und zwang endlich ihren König, völlig unverrichteter Dinge mit seinem Heere wieder nach Hause zu ziehen. — Bei Diabasis hatte jetzt freilich Leo Phocas eine mörderische Schlacht verloren, aber auch Constantinopel durch eine Reihe glänzender Gefechte von der Schmach einer zweiten Belagerung von den Barbaren befreit; und dieß letztere war offenbar blos das Werk seiner eigenen Tapferkeit, und seines längst schon geprüften Feldherrntalents.

10. Indessen war auch Romanus mit seiner Flotte bei Constantinopel angelangt. Beide

ausgezeichnete, aber gleich ehrgeitzige und schwungsüchtige Männer standen jetzt einander gegenüber, und so begann nun auch gleich ein gegenseitiges, äußerst verworrenes Spiel von verrätherischen Anschlägen, Intriquen und geheimen Hofcabalen, worüber jedoch die lückenhaften, unzusammenhängenden, oft sich widersprechenden Nachrichten der griechischen Geschichtschreiber uns auch nicht einen nur im mindesten befriedigenden Aufschluß geben. Die Endresultate dieser geheimen, von Bosheit, Arglist und Treulosigkeit durchwebten Umtriebe beider Männer haben wir zwar vor Augen, aber die verdeckten Maschinerien, welche hinter den Kulissen standen, und jene hervorbrachten, bleiben uns ein nicht zu enthüllendes Geheimniß. Wie es scheint, behauptete Lacapenus gleich im Anfange eine gewisse Superiorität über den Leo; denn wahrscheinlich war jener es, der durch seine Freunde es bewirkte, daß Letzterer seiner Feldherrnstelle entsetzt, und auf seine Güter in Capadocien verbannt ward. Aber nun wollte der Oberstkämmerer Constantin, Schwager des Leo, wenigstens auch den Romanus von Constantinopel entfernen. Im Namen der Kaiserin gebot er ihm also, unverzüglich die Anker zu lichten und mit der Flotte abzusegeln. Unter dem Vorwand, daß er nicht eher absegeln könne bis Soldaten und Matrosen bezahlt wären, blieb Romanus mit allen seinen Schiffen ruhig vor Anker liegen. In aller Eile brachte Constantin jetzt das Geld zusammen, und um durch das Imponirende seiner Gegenwart die Abfahrt zu beschleunigen, begab er sich mit dem Gelde und einigen Begleitern selbst nach der Flotte. Lacapenus fuhr ihm in einem Boote entgegen, empfing ihn mit allen äußern Zeichen der größten Ehr-

erbietung, erstattete ihm in Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit Bericht über den Zustand der Flotte, und bat ihn endlich auch das Admiralschiff mit seiner Gegenwart zu beehren. Constantin, höchst erfreut über diese ganz unerwarteten Beweise der grösten Ehrfurcht, willigte sogleich ein. Aber so bald Romanus sich mit dem Constantin auf dem Schiffe befand, änderte er auch sogleich seinen bisherigen Ton, und als der hierüber betroffene Oberstkämmerling einige Worte erwiedern wollte, sagte Lacapenus ganz kalt zu einigen der ihm zunächst stehenden Officiere: „Schaffet mir doch diesen Menschen vom Halse"! Sogleich ward Constantin ergriffen, und in den untern Schiffsraum gebracht. — Mit der ganzen Flotte, wie zu einer Seeschlacht gerüstet, lief Romanus am folgenden Tage in dem Hafen Bucoleon nahe bei dem Palaste des Kaisers ein. Beide Rivalen hatten sich gegenseitig verrätherischer Anschläge gegen den Kaiser und dessen Thron beschuldiget, aber, wie es scheint, die von Romanus gegen Leo Phocas vorgebrachten Beschuldigungen mehr Glauben gefunden, denn als derselbe jetzt an das Land trat, ward er von dem jubelnden Volke als der Erretter und Beschützer des jungen Kaisers begrüßt.

11. Vor der Gegenwart des Romanus verschwand nun die ganze bisherige Gestalt des Hofes. Constantin erklärte, das heißt, Romanus ließ ihn erklären, daß er nun selbst die Regierung übernehmen wolle. Die Regentschaft ward also aufgelößt, und der jetzt sogleich zu den höchsten Ehrenstellen erhobene Romanus gleichsam der Depositair der ganzen kaiserlichen Gewalt. Da der Oberstkämmerling Constantin ein Günst-

ling der Kaiserin war, mithin Romanus deren Einfluß auf den Kaiser fürchten zu müssen glaubte; so drang er darauf, daß dieselbe sogleich aus dem Palaste entfernt werde. Weinend warf sich Zoë in die Arme ihres Sohnes und dieser erklärte abermals, daß seine Mutter durchaus bei ihm bleiben müsse. Für jetzt wagte Romanus noch nicht, sich dem so bestimmt erklärten Willen des jungen Monarchen zu widersetzen, gab jedoch der Kaiserin sehr deutlich zu verstehen, daß ihr ferneres Aufenthalt in dem Palaste nur davon abhänge, daß sie sich für die Zukunft in keine Regierungsangelegenheit mehr mische. — Ueber die Vorgänge im Palaste waren indessen, so wohl in Constantinopel wie in den Provinzen mancherlei Gerüchte im Umlaufe. Man sagte, was auch wirklich nicht ganz ungegründet war, der Kaiser sey in seinem eigenen Palaste ein Gefangener des Romanus. Viele rechtliche und auch angesehene Männer verließen heimlich die Stadt, begaben sich zu Leo Phocas, und foderten ihn auf, die rechtmäßige Thronfolge in dem kaiserlichen Haus durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten. Auch die Legionen theilten diese Ansicht. In kurzer Zeit hatte Leo ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen, zog damit gegen Constantinopel, und besetzte das ganze jenseitige Ufer des Bosphorus und Propontis. Romanus befand sich jetzt in einer sehr bedenklichen Lage. Freiwillig, oder vielleicht auch, was das wahrscheinlichere ist, von Romanus dazu gezwungen, erklärte Constantin in offenen Briefen, daß alles Geschehene mit seinem Willen und auf seinen Befehl geschehen sey. Romanus verdiene sein ganzes Zutrauen, Leo Phocas aber sey ein Verräther. Das Heer ward aufgefodert, die Fahnen

eines Aufrührers zu verlassen; und jedem, der zu seiner Pflicht zurückkehren würde, ward Verzeihung und Belohnung zugesagt. Durch verkleidete Emissäre wurden diese Briefe nach der asiatischen Küste geschickt, und unter den Soldaten heimlich vertheilt. Wie das Volk war auch das Heer dem macedonischen Kaiserhause wahrhaft ergeben, und an der Aechtheit jener Briefe und der darin enthaltenen Erklärung keinen Augenblick zweifelnd, glaubten alle dem Kaiser keinen bessern Beweis ihrer Treue geben zu können, als wenn sie unverzüglich das Lager eines Aufrührers verließen. Schaarenweise liefen demnach die Soldaten davon; so daß in wenigen Tagen das ganze zahlreiche Heer sich von selbst aufgelößt hatte. Der unglückliche Leo Phocas entfloh in das feste Schloß Arcas, ward aber bald dort gefangen genommen, auf Befehl des Romanus seiner Augen beraubt, und auf diese Weise zu jedem ähnlichen Unternehmen untauglich gemacht. Alle, welche nur in der entferntesten Verbindung mit Leo gestanden, wurden von der Person des Kaisers entfernt; und auch Zoë mußte es sich gefallen lassen, den Palast zu verlassen, und sich in das Kloster zur heiligen Euphemia zurückziehen.

12. Zwar lag jetzt alle Gewalt in den Händen des Romanus; aber bei des Volkes, während der ganzen Herrschaft der macedonischen Dynastie, sich so oft und so laut aussprechenden Anhänglichkeit an rechtmäßige Thronfolge, war er doch von dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche, nämlich vom Throne noch weit entfernt. Den Weg dahin ebnete ihm nun seine Tochter, die schöne Helena. Um zu dieser dem jungen, in der Liebe noch unerfahrnen Monarchen eine leiden-

schaftliche Neigung einzuflößen, kostete es dem Romanus wenig Mühe. Helena stand in der ersten Blüthe jugendlicher Schönheit, verband mit dem weiblichen Zartgefühle ein sanftes wohlwollendes Herz, war dabei nicht ohne Geist, und bewies in der Folge, daß in der schönen Hülle, wenn Umstände es erfoderten, auch eine männlich starke Seele wohne. Für den ungemein gutmüthigen, aber schwachen Constantin war sie ganz geschaffen. Er wünschte also ihren Besitz. Der Patriarch sprach den Segen darüber, und an dem Tage der feierlichen Vermählung ward Romanus mit dem ehrfurchterweckenden, ihn zu einem Gliede des kaiserlichen Hauses erhebenden Titel: Basileopater beehrt. Bald darauf ließ sich Romanus von seinem kaiserlichen Schwiegersohne zum Cäsar, und einige Wochen nachher zum Augustus und Mitregenten ernennen; worauf der Patriarch ihm unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten die Kaiserkrone auf das Haupt setzte (920). Doch damit noch nicht zufrieden, erhob Romanus schon im folgenden Jahre seinen ältesten Sohn Christoph ebenfalls zur Kaiserwürde, und zwei Jahre nachher auch seine beiden andern Söhne Stephan und Constantin. Aber alle Begriffe überstieg des Romanus sich alles anmaßende Frechheit, als er vier Jahre später sogar in offenen Briefen allen Statthaltern und Obrigkeiten in den Provinzen wie in der Hauptstadt befahl, in den Urkunden wie bei allen andern öffentlichen Gelegenheiten die Namen seiner drei Söhne stets jenem des Constantins voranzusetzen. Das griechische Reich hatte demnach jetzt fünf Kaiser, und unter diesen stand der einzige rechtmäßige Monarch auf der letzten untersten Stufe.

13. Romanus herrschte beinahe fünf und zwanzig Jahre, entfaltete aber auf dem Throne bei weitem nicht mehr jene Thätigkeit und Kraft, durch die er eine Krone errungen hatte. Abwechselnd bald den größten Ausschweifungen, bald wieder frommen Uebungen sich hingebend, gleichsam zwischen Himmel und Hölle schwebend, bauete er jetzt Klöster, wohnte Prozessionen bei, vertheilte große Summen unter die Armen, und schwelgte dann wieder ohne Scheu und Scham in den Armen erkaufter Schönen, bekümmerte sich weder um die Aufführung seiner noch ungleich unwürdigern, wahrhaft lasterhaften Söhne, noch auch um das Wohl des Reiches, und bestrafte jede, gegen seine und seiner Söhne Herrschaft gerichtete Verschwörung stets mit unchristlicher, oft an Grausamkeit grenzender Härte. Nie erschien er jetzt mehr an der Spitze seiner Heere; und da ihn, wie jeden Thronräuber, stets Argwohn und Furcht umlagerten; so trauete er auch seinen besten Feldherren nicht, entfernte sie von ihren Posten, und sandte sie bei der geringsten Veranlassung in die Verbannung. Aber dafür mußte auch er ruhig zusehen, wie der rastlose Bulgaren-König Simeon Thracien von einem Ende bis zum andern verwüstete, endlich selbst wieder vor Constantinopel zog, und diese Stadt enger und ernsthafter als je umlagerte. Alle rund um die Hauptstadt liegende Gebäude wurden dem Erdboden gleich gemacht, endlich auch der kaiserliche Palast in Pegä, und der Palast der heiligen Theodora verbrannt. Gegen das Blacherner-thor hatten die Bulgaren ihren Hauptangriff gerichtet, und die geschreckten Einwohner sahen in banger Erwartung dem Augenblicke entgegen, wo Constantinopel von den Barbaren würde erstürmt werden. Jetzt, wo die Gefahr mit jedem Tage,

ja mit jeder Stunde stieg, entschloß sich endlich Romanus seinen Palast zu verlassen, und dem tapfern Bulgarenfürsten entgegen zu gehen; aber freilich nicht an der Spitze gewaffneter Schaaren, um ihn zu bekämpfen; sondern in Begleitung des Patriarchen und eines Theis der Clerisei. Durch religiöse Vorstellungen suchte er Simeon zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen, und nun gelang es ihm wirklich einen noch so ziemlich annehmbaren Frieden von ihm zu erbetteln. Bald darauf starb Simeon, und sein Sohn Peter folgte ihm in der Regierung. Dieser, nicht achtend des von seinem Vater erst unlängst geschlossenen Vertrages, fiel mit seinem Heere in Thracien ein, sandte aber zu gleicher Zeit Abgeordnete mit Friedensvorschlägen nach Constantinopel. Peter wünschte, durch eine Vermählung mit einer Nichte des Romanus in die engste Verbindung mit dem Kaiserhause zu treten. Seine Gesandten warben also für ihn um die Hand der Prinzessin Marie, Tochter Christophs, ältesten Sohne des Romanus. Mit Freude nahm dieser den Antrag an. Der junge Fürst kam selbst nach Constantinopel. Von dem Patriarchen ward er mit Marien getraut, und diese glückliche, den Frieden zwischen beiden Reichen auf lange Zeit verbürgende Verbindung durch eine Menge glänzender, mehrere Tage dauernder Hoffeste gefeiert. Maria nahm den Namen Irene an. (927) *).

---

*) Bei Gelegenheit dieser Vermählungsfeierlichkeit war es, daß Romanus seinen Söhnen den Rang vor dem Kaiser Constantin zuerkannte. Auf seinen Antrieb mußten nämlich die bulgarischen Gesandten sich förmlich bei ihm darüber beklagen, daß Christoph, der Schwiegervater ihres Königes, dem Constantin nach-

14. In den letzten Jahren der Regierung des Romanus begann jedoch für das Reich eine etwas günstigere Periode. Schon seit einigen Jahren hatte der edle Curcuas mit glänzendem Erfolge am Euphrat und Tigris gefochten, in Syrien und Armenien den Sarazenen viele Städte und Schlösser entrissen, und unter dem Schilde dieses ausgezeichneten Feldherrn hatten die morgenländischen Provinzen keinen feindlichen Einfall mehr zu befürchten. Von den Ungarn, welche in Thracien eingefallen waren, mußte zwar der Friede erkauft werden; doch geschah dieses nicht auf so ganz schmähliche Weise. Nicht blos mit großen Geldsummen, auch mit einem Heere schickte der Kaiser den Barbaren seinen Oberststallmeister Theophanes entgegen, und erst als dieser in mehreren kleineren Gefechten den Ungarn begreiflich gemacht hatte, daß es vielleicht doch in seiner Macht stehen möchte, sie mit Gewalt aus dem Reiche zu treiben, fing er mit ihnen an zu unterhandeln. Die Ungarn zogen das Gewisse dem Ungewissen vor, nahmen das Geld, gaben die Gefangenen zurück, und gingen wieder nach Hause. Aber desto glorreicher für die Griechen waren deren Siege über einen noch ungleich furchtbarern Feind. In Rußland herrschte damals der kriegerische Großfürst Igor. Alle Völker, die sein Vater Oleg sich unterworfen, aber nach dessen Tod sich wieder empört, hatte er auf das neue bezwungen, und wollte nun seine Regierung auch durch einen, ihn und

---

gesetzt werde. Romanus stellte sich, als wenn er, einer an sich so unbedeutenden Sache wegen, seine neuen Freunde und Bundesgenossen nicht beleidigen dürfte, und gewährte ihnen demnach mit erkünsteltem Widerwillen, was sie von ihm verlangten.

sein Volk bereichernden Raubzug gegen die Griechen verherrlichen. Mit einer Flotte von drei tausend, andere sagen von sechs tausend Schiffen erschien also Igor im Jahre 941. am Eingange des Bosphorus *). Um die Küsten Asiens und die Inseln im Archipel zu decken, hatte man die ganze kaiserliche Marine verwenden müssen, und in dem Hafen von Constantinopel lagen jetzt blos noch zwanzig, in ziemlich schlechtem Zustande sich befindliche Galeeren. Zum Glücke hatte der Bulgaren-Fürst den Kaiser noch bei Zeiten von dem Anzug der Russen benachrichtiget. In aller Eile ließ Romanus die zwanzig, ihm noch zu Gebote stehenden Galeeren ausbessern, und schickte sie unter dem Oberbefehl des schon bekannten Theophrastes den Russen entgegen. Als Igor die kleine Anzahl der griechischen Schiffe sah, ließ er sie von seinen Fahrzeugen auf allen Seiten umringen. Aber gerade dieß brachte ihm und seiner Flotte Verderben, denn nicht blos von dem Vordertheile, sondern auch von dem Hintertheile, und den beiden Flanken jedes griechischen Schiffes strömte das flüssige, alles verzehrende Feuer auf die russischen Fahrzeuge, und alle wären verbrannt worden, hätten sie sich nicht, da sie keine große Wasserhöhe erfoderten, sämmtlich nach der Küste geflüchtet, wohin ihnen die weit größern griechischen Galeeren nicht folgen konnten **). — Das rus-

*) Es versteht sich von selbst, daß die russischen Schiffe nur sehr kleine Fahrzeuge waren, wovon die größten kaum vierzig Mann faßten.

**) Gewöhnlich war nur auf dem Vordertheile jedes Schiffes das Rohr, durch welches das flüssige Feuer gegen die feindlichen Schiffe geschleudert ward. Ein Officier stund dabei, dessen Geschäft es war, die Röhre

sische Heer landete hierauf an der Küste von Bithynien, verheerte mit grenzenloser Wuth die ganze Küstenstrecke, und überließ sich Grausamkeiten, wie sie noch keines von allen aus dem nordöstlichen Asien ausgewanderten Völkern je noch ausgeübt hatte. Die Barbaren begnügten sich nicht blos damit, alle Kirchen, Klöster, Dörfer und Maierhöfe zu verbrennen und deren Bewohner zu erwürgen; sondern sie machten sich es noch zur besondern Freude, alle die Unglücklichen, die ihnen in die Hände fielen, durch die ausgesuchtesten Qualen zu tödten. Viele schlugen sie an das Kreuz, Andere spießten sie an Bäume oder an den Boden, und ließen sie in dieser qualvollen Lage eines langsamen, schmerzhaften Todes sterben; wieder Andere banden sie an Pfählen fest, und machten sie zu Zielscheiben, wonach sie zu ihrem Vergnügen mit ihren Pfeilen schossen. Am unmenschlichsten wütheten sie gegen Geistliche und Mönche; diesen banden sie die Hände auf den Rücken, und schlugen ihnen dann große eiserne Nägel durch die Köpfe. — Dergleichen Greueln machte jedoch der tapfere Johannes Curcuas bald ein Ende. Auf die erste Nachricht von der Landung der Russen war er mit einem Theile seines Heeres an die Küste marschirt, überfiel die Barbaren,

zu richten und zu entladen. Da es aber jetzt bei der kleinen Anzahl der griechischen Galeeren vorauszusehen war, daß sie von der Ueberzahl der feindlichen Schiffe bald von allen Seiten würden umringt werden; so waren, zu Folge einiger innerhalb der Galeeren gemachten Veränderungen, nun nach Angabe des Romanus, der selbst ein geübter und erfahrener Seemann war, auch auf dem Hintertheile und den Flanken jeder Galeere dergleichen Röhre angebracht worden.

und schlug sie in einem mörderischen Treffen mit großem Verlust in die Flucht. Das geschlagene Heer eilte zu seinen Schiffen, in der Absicht auf der westlichen Küste zu landen, wo sie, wie sie hofften, leichtere Arbeit finden würden; aber bei dem Wachtthurm oberhalb der Mündung des Bosphorus lauerte Theophanes längst schon wieder auf die russische Flotte, griff sie, sobald er sie zu Gesicht bekam, auf das neue an, und richtete sie diesmal völlig zu Grunde. Eine Menge der Barbaren zog dem Feuertod jenen in den Wellen vor, und stürzte sich in das Meer. Eine, obgleich nicht sehr bedeutende Anzahl feindlicher Fahrzeuge hatte sich theils an die asiatische, theils an die europäische Küste geflüchtet; aber die darauf befindliche Mannschaft durfte es nicht wagen, an das Land zu treten; denn sobald sie auf Nahrung oder Raub ausgehen wollten, wurden sie entweder von den Soldaten des Curcuas, oder jenen des Bardas, der die thrazische Küste besetzt hielt, zusammen gehauen; und von der ganzen zahllosen Mannschaft, mit welcher Igor seinen Zug gegen die Griechen begonnen hatte, brachte er kaum den zehnten Theil wieder nach Hause. Obgleich der gröste Theil der Barbaren entweder durch das Feuer, oder unter dem Schwert der Griechen seinen Tod gefunden hatte, ward doch noch eine bedeutende Anzahl Gefangener nach Constantinopel gebracht, denen aber Romanus, um das wilde Volk wegen seiner auf der asiatischen Küste begangenen, bestialischen Grausamkeit zu bestrafen, sämmtlich die Köpfe abschlagen ließ.

15. Die von den Griechen erhaltene scharfe Lektion hatte den Igor klüger gemacht. Er zögerte also nicht, eine ganze Schaar von Gesandten nach

Constantinopel abzuordnen, um wegen Wiederherstellung des durch ihn so muthwillig gestörten Friedens mit dem Kaiser zu unterhandeln. Die Unterhandlungen dauerten nicht lange, und der Friede kam schon nach wenigen Tagen zu Stande. Die lange schon zwischen beiden Völkern bestandenen Handelsverhältnisse wurden erneuert, zum Theil noch genauer bestimmt, oder auch zu Gunsten der Griechen erweitert. Der taurische Chersones, (heute zu Tage die Halbinsel Krim, aber seit einigen Jahren wieder Taurien genannt) ward von den Russen völlig geräumt; demungeachtet jedoch den Chersonesen freier Fischfang im Dnieper zugestanden, aber den jährlich über das schwarze Meer kommenden, russischen Handelsflotten für die Zukunft untersagt, in der Mündung des Dniepers und noch weit weniger in einem westlichen Hafen des Pontus Euxinus zu überwintern. Schon mit Anfange des Spätjahres sollten sie wieder nach Rußland zurückgehen. — Der Friedensvertrag ward von dem Kaiser und einer Anzahl seiner Großen, und hierauf von den russischen Gesandten beschworen. Jene, die unter ihnen Christen waren, küßten beim Schwören das Crucifix. Die Heiden schwuren bei dem Gott P e r u n, und ihrem Schwert. — Romanus ordnete nun ebenfalls eine Gesandschaft nach Rußland, um dem Igor und dessen Großen den Eid über den abgeschlossenen Friedensvertrag abzunehmen. Mit den rückkehrenden Russen traten auch die Griechen ihre Reise an. An dem Hofe von Kiew fanden sie diesmal eine ausgezeichnet freundliche und wohlwollende Aufnahme. Nachdem man den Großfürsten von dem Inhalt des Vertrages in Kenntniß gesetzt hatte, begab er sich sogleich in Begleitung aller seiner Großen, wie auch der

griechischen Gesandten nach dem Hügel, auf welchem Perun, der heidnischen Russen vornehmste Gottheit, stand. Igor legte vor dem Götzen seinen Schild und seine Waffen nieder, und das Friedensinstrument in der Hand haltend, versprach er dessen treue Befolgung. Dasselbe thaten nun auch alle Großen seines Gefolges, welche noch Heiden waren. Jene, welche die christliche Religion schon angenommen hatten, begaben sich mit den Gesandten in die, von den christlichen Warägern in Kiew erbaute Kirche zum heiligen Elias, und leisteten dort den ihnen vorgeschriebenen Eid *).

16. Indessen war Romanus jetzt schon so ziemlich in Jahren vorgerückt. Das höchste Ziel

---

*) Mit den griechischen Geschichtschreibern stimmen jedoch die russischen Annalen nicht überein. Indessen ist das, was diese vorbringen, offenbar nur eine leere Prahlerei. Sie sagen, Igor, durch die erlittene furchtbare Niederlage nichts weniger als gedemüthiget, habe gleich nach seiner Rückkehr in aller Eile ein noch größeres Heer, und eine noch zahlreichere Flotte zusammengebracht, und sey schon im Begriffe gestanden, gegen die Griechen zu ziehen, als diese, um die ihnen drohende Gefahr abzuwenden, Gesandten mit Friedensvorschlägen nach Kiew geschickt hätten, worauf sogleich der Friede unter den oben erwähnten Bedingungen zu Stande gekommen wäre. Man sieht, daß dies blos eine Wendung ist, der sich die russische Nationaleitelkeit bedient, um nicht gerade sagen zu müssen, daß der geschlossene Friede die Folge einer, mit dem Verluste einer ganzen Flotte und eines ganzen Heeres verbundenen Niederlage gewesen sey. Die Conditionen, welche die Griechen den Russen setzten, sind von der Art, wie nur der Sieger sie vorschreiben, nicht aber der Geschreckte sie erbetteln kann.

seiner Wünsche hatte er erreicht. Da sein Ehrgeiz keine weitere Befriedigung mehr fand, war auch das Feuer seiner Einbildungskraft erloschen. Zudem hatte Uebermaß im Genuß sinnlicher Liebe allmählig seine edelsten und besten Kräfte verzehrt; und Uebersättigung, Erschöpfung und Erschlaffung überlieferten ihn jetzt nicht selten einer Reihe sehr ernster, mitunter sehr tiefbeugender Betrachtungen. Schon der, an seinem rechtmäßigen Herrn begangene Raub einer Krone lastete schwer auf seiner Seele, obgleich dieses drückende Gefühl ihm zum Theile wieder durch das Bewußtsein erleichtert ward, daß doch wenigstens für alle Armen und Nothleidenden im Reiche sein Raub ein wahrer Segen geworden sei. Wirklich übertraf Romanus an Freigebigkeit gegen die Armen beinahe alle seine Vorfahrer, und obschon er Geld und Reichthümer nicht wenig liebte, so wußte er doch, sobald fremde Noth seine Hülfe erheischte, jene das Gemüth so sehr verengende Neigung so vollkommen zu beherrschen, daß seine Hand sich sogleich zum geben öffnete, und er jede Thräne, die Noth und Armuth erpreßten, zu trocknen bereit war. Am schönsten zeigte sich seine überfließende Milde bei Gelegenheit einer, im Jahre 939 nach einem ungewöhnlich langen und harten Winter ausgebrochenen Pest und Hungersnoth. Die Spitäler konnten die Kranken nicht fassen, die alle auf Kosten des Kaisers verpflegt wurden. Romanus ließ eine Menge öffentlicher Gebäude zur Aufnahme von Kranken einrichten, versorgte sie mit allem Nöthigen, und wachte mit ängstlicher Sorgsamkeit über genaue Befolgung seiner menschenfreundlichen, zu liebevoller Verpflegung aller dieser Leidenden gegebenen Befehle. Ganz ungeheure Summen wurden hierzu erfordert, besonders da beide schreckliche Landplagen beinahe das ganze Jahr

ununterbrochen fortwütheten. Als endlich im folgenden Jahre eine reichliche Ernte der Hungersnoth ein Ende gemacht hatte, auch alle Spuren der tödtlichen Seuche verschwunden waren, fand es sich, daß eben jenes unglückschwangere Jahr eine Menge sonst wohlhabender Familien in Schulden und Armuth gestürzt hatte, und die Anzahl der insolventen Schuldner nun eben so groß war, als jene der Gläubiger, die, ohne selbst völlig zu verarmen, ihre dargeliehenen Capitalien nicht verlieren konnten. Gegen dieses doppelte Jammergeschrei blieb das Ohr des Kaisers nicht taub. Er befahl, daß alle Gläubiger die in Händen habenden Verschreibungen nach der Schatzkammer bringen sollten, ließ deren Betrag dort baar bezahlen, und die Schuldscheine hierauf öffentlich verbrennen. — Nicht selten bezahlte Romanus den ganzen jährlichen Miethzins für alle, die denselben aufzubringen nicht im Stande waren. Bei einer so ungeheuern Hauptstadt, wie Constantinopel, deren Bevölkerung sich auf mehr als eine Million Seelen belief, wovon vielleicht kaum der dritte Theil aus Hauseigenthümern bestand, ward zu solchen Beweisen kaiserlicher Freigebigkeit und Milde stets eine Summe von mehrern hundert tausend Goldstücken erfordert. — Auch die vielen von ihm errichteten öffentlichen Gebäude, worunter sich freilich ebenfalls einige Paläste mit anmuthigen Gärten befanden, bezweckten nicht sowohl die Verschönerung seiner Hauptstadt, als vielmehr den Nutzen und die Befriedigung irgend eines dringenden Bedürfnisses ihrer Einwohner. Unstreitig wird des Romanus oft so menschenfreundlicher, wohlthätiger Gebrauch einer, obschon widerrechtlich errungenen Macht seine im Buche des Richters stehende Schuld um vieles vermindert haben.

17. Was aber das Herz des alten Romanus nicht minder schmerzhaft verwundete, war die zügellose Aufführung seiner ungerathenen, von ihm so leichtsinnig auf den Thron erhobenen Söhne. Von Affenliebe verblendet, und daher völlig unbekümmert um ihre moralische Bildung, hatte er sie frühzeitig ohne Stab und Stütze ihrer eigenen Leitung überlassen, ihren verderbten Neigungen nie Schranken gesetzt, und hatte nun ebenfalls alle ihre Verirrungen und Thorheiten auf seiner, ohnehin schon genug belasteten Seele. Den größten und bittersten Vorwurf machte er sich über seine gewaltthätige, den Canons der Kirche so sehr zuwiderlaufende Erhebung seines jüngsten, kaum sechzehnjährigen Sohnes Theophylaktus zur Patriarchenwürde von Constantinopel. Der erste Stuhl des Morgenlandes ward unter diesem, man will nicht sagen, des Priesterthums, sondern jeder kirchlichen Weihe völlig unwürdigen Prinzen ein Sitz der ausgesuchtesten und schändlichsten Schwelgerei; und so lange Theophylakt lebte, — er erreichte ein Alter von vierzig Jahren — blieb er durch seine schandvolle Aufführung und durch sein oft wahrhaft sacrilegisches Betragen, für die Kirche wie für alle Gläubigen ein immerwährender Gegenstand des Anstoßes, des Aergernisses und des Abscheues *). So lange Christoph, der älteste

*) Besser, wie zu einem Bischofe, hätte Theophilaktus sich zu einem Pferdehändler, oder Stallmeister geschickt. Seine Pferdeliebhaberei ging in wahre Tollheit über. Mehr als zwei tausend Stück nährte er in seinen Ställen, und zwar auf eine Art, die einen ganz ungeheuern Aufwand erforderte. Des gewöhnlichen Futters, Heu und Hafer, bekamen sie nur wenig, aber dafür desto mehr der ausgesuchtesten Früchte. Seine

und beste von den Brüdern lebte, wußte Romanus seine Söhne sowohl in Einigkeit unter sich selbst, als auch in einer gewissen Abhängigkeit von dem väterlichen Ansehen zu erhalten. Als aber Christoph in dem Jahre 933 gestorben war, und

Ställe wurden mit wohlriechenden Wassern gereiniget, und die kostbarsten Aromaten darin verschwendet. Dabei war er noch ein leidenschaftlicher Jäger, und nach den Pferden nahmen die Hunde den zweiten Platz in seiner bischöflichen Obhut ein. Sein ganzes Leben brachte er entweder auf der Jagd, oder in seinem Marstall oder an einer üppig und reichlich besetzten Tafel zu. Um die vielen sinnlosen und ausschweifenden Ausgaben bestreiten zu können, verkaufte er bischöfliche wie alle übrigen kirchlichen Würden an die Meistbietenden. — Als er eines Tages an einem hohen Feste schon in priesterlichem Schmuck am Altar stand, um das heilige Opfer darzubringen, kam außer Athem laufend einer seiner Hausbeamten, drängte sich in das Sanktuarium, und brachte seinem Patriarchen die ungemein wichtige Nachricht, daß eine seiner Lieblingsstutten ein Füllen geworfen habe. Jetzt noch länger seine Gedanken auf die heilige Handlung zu sammeln, oder auch nur eine kurze Zeit noch sich mit einigem Anstand zu benehmen, war ihm unmöglich. Mit scandalöser, alle Gemüther der zahlreichen Versammlung empörender Hast verrichtete er das geheimnißvolle Opfer, warf hierauf in der Sakristei seine priesterliche Kleidung ab, eilte nach seinem Stall, und erst nachdem er mit seinen in Pferdesliebe schwimmenden Augen das neu angekommene Füllen einige Zeit lang recht zärtlich betrachtet hatte, kehrte er wieder nach der Kirche zurück, um den noch übrigen Theil des an diesem Tage ganz besonders feierlichen Gottesdienstes zu beendigen. — Theophilaktus starb, wie er gelebt hatte. Da er ein tollkühner Reiter war, rannte eines Tages sein Pferd mit ihm so furchtbar gegen eine Mauer, daß man ihn halb todt nach Hause tragen mußte. Ein heftiges Blutspeien war die Folge dieses Unfalls. Trotz aller Kunst der Aerzte

Theophilakt den Patriarchenstuhl bestiegen hatte; durchbrach der beiden andern Brüder Frechheit bald alle Schranken, die Natur und Dankbarkeit ihnen hätten setzen müssen. Stephan und Constantin, obgleich unter sich selbst uneins, verbanden sich jetzt gegen ihren Vater, mißbrauchten auf das schändlichste dessen Nachsicht und Schwäche, und erlaubten sich Handlungen, die den alten Vater, der sie weder zu verhindern noch zu strafen mehr Kraft genug hatte, immer tiefer und schmerzhafter kränken mußten. So z. B. sah Romanus sich gezwungen, ruhig geschehen zu lassen, daß der edle Johannes Curcuas, der selbst mit den größten und weisesten Männern des alten Roms auf gleicher Höhe stand, den die Griechen nur den zweiten Belisar nannten, der aber wahrhaft noch größere Thaten verrichtete, als Belisar zu verrichten Gelegenheit gehabt hatte, und von dessen Ruhm der ganze Orient erfüllt war, endlich doch als ein Opfer der niedrigsten und schändlichsten Hofkabale, an deren Spitze aber Stephan und Constantin standen, noch fallen mußte. Romanus kannte und ehrte Curcuas, wußte dessen große, ihm und dem Reiche geleistete Dienste gehörig zu würdigen, und wollte, um den größten und tugendhaftesten seiner Feldherren nach Verdiensten zu belohnen, dessen Tochter Euphrosine mit dem jungen Romanus, Sohne des verstorbenen

---

konnte er nicht mehr geheilt werden, schleppte jedoch noch länger als ein Jahr einen siechen höchst elenden Körper herum, und verkaufte sogar in diesen Tagen des Siechthums und der Hinfälligkeit noch immer kirchliche Würden, bis endlich eine Brustwassersucht seinem nicht nur unbischöflichen, sondern auch im höchsten Grade unchristlichen Leben ein Ende machte. (Fleury hist. de l'egl. T. 12 p. 100.)

Christophs vermählen. Sobald der Wille des Kaisers bekannt ward, machten dessen Söhne sogleich die heftigsten Bewegungen dagegen. Gerade des Curcuas seltene Seelengröße und Verdienste waren ein Verbrechen in ihren Augen. Sie und ihr Anhang brachten den ganzen Hof in Aufruhr. Als Curcuas, der mit allen Tugenden eines Helden auch jene eines Christen vereinte, dies hörte, beschloß er von dem besudelten Schauplatz abzutreten. Alle seine Würden und Ehrenstellen legte er freiwillig nieder, und zog sich auf ein kleines, von seinem Vater ererbtes Landgut in Armenien zurück; worauf die beiden unmenschlichen Oheime ihren Neffen, den jungen Romanus, einen hoffnungsvollen Jüngling entmannen ließen.

18. Mitten unter seinen Ausschweifungen, und allen Freveln seines Ehrgeizes, war bei dem Romanus dennoch ein gewisses religiöses Gefühl nie völlig erloschen. War er lasterhaft, so erröthete und trauerte er doch selbst über seine Laster, und Tugend blieb ihm stets ehrwürdig. Fromme Geistliche waren ihm daher zu jeder Zeit ein Gegenstand vorzüglicher Achtung, und jedem derselben, selbst dem niedrigsten, sobald nur sein Wandel ohne Makel war, erzeigte er stets geziemende Ehre. Den heiligen Basilikus den jüngern ließ er mehrmals zu sich kommen; und obgleich dieser ihm über vieles mit dem Ernste eines Apostels sprach, erwieß er sich demselben doch sehr gnädig, und machte ihm für sein Kloster ein sehr bedeutendes Geschenk in Geld, welches jedoch, wie es sich denken läßt, der Heilige nicht annahm. Aber in vorzüglicher Gunst stand bei dem alten Kaiser, besonders in den letzteren Jahren seiner Regierung, ein Neffe des berüchtigten Patriarchen Photius, Namens Sergius, der aber

mit der Gelehrsamkeit seines Oheims die strenge Lebensweise und alle Tugenden eines völlig in Gott lebenden Anachoreten verband. In ihren geheimen Unterredungen hielt Sergius nun oft dem alten Monarchen den Spiegel seines ganzen vergangenen Lebens vor Augen, und natürlicher Weise stralte ihm aus demselben manches Bild entgegen, auf welches er nur mit Reue und Scham zurückblicken konnte. Diese Augenblicke der Erschütterung benutzte nun der gottselige Anachoret, um den Kaiser zu ermahnen, den Gewaltthätigkeiten seiner Söhne Schranken zu setzen, und wenigstens so viel möglich wieder gut zu machen, was er auch jetzt noch zu verbessern im Stande sey. Diese Ermahnungen des Sergius blieben nicht fruchtlos. Romanus entschloß sich ein Testament zu machen, in welchem er dem rechtmäßigen Kaiser Constantin vor den beiden Nebenkaisern wieder den Vorrang, und zwar mit ungleich mehr erweiterter Gewalt anwies. Unglücklicher Weise erfuhren dies die beiden Brüder durch ihre geheimen Späher, und nun ward in dem Rathe der Gottlosen beschlossen, sich des alten Vaters, der den unnatürlichen Söhnen ohnehin zu lange lebte, unverzüglich zu entledigen. Nach der Mittagsstunde, als alle, die nicht Beamten oder Diener des Palastes waren, denselben verlassen mußten, trat Stephanus *) mit bewaffneter Mannschaft in das Gemach seines Vaters, der gerade, weil unwohl, sich zu Bette gelegt

*) Vor dem Gedanken, an den Vater selbst Hand anzulegen, schauderte zwar Constantin zurück. Als aber die That vollbracht war, schloß er sich sogleich dem Bruder an, und verschmähete es nicht, den vermeintlichen Gewinn, den der begangene Frevel bringen würde, mit ihm zu theilen.

hatte. Man bedräuete den alten Herrn mit dem Tode, wenn er das geringste Geräusch oder Geschrei erheben würde, wickelte ihn hierauf in ein großes Tuch, trug ihn unbemerkt durch die Burgwachen hindurch, warf ihn in eine Barke, und brachte ihn nach der im Propontis liegenden Insel Proka, wo ihm das dort stehende Kloster zu seinem fernern lebenslänglichen Aufenthalt angewiesen ward. Bald verbreitete sich in Constantinopel ein dunkles Gerücht von einer im Palaste vorgefallenen Thronrevolution. Die Rede ging sogar, Constantin Porphyrogenetes, der rechtmäßige Monarch sei ermordet. Die ganze Stadt gerieth darüber in Aufruhr. Den Mördern fluchend, ergoß sich das wüthende Volk in alle Straßen. Zahllose Volkshaufen wälzten sich unter tumultuarischem Geschrei gegen den Palast, droheten, ihn auf der Stelle zu stürmen, wenn man ihnen nicht augenblicklich ihren rechtmäßigen Kaiser zeigte. Als der Sturm sich nahete, flohen die beiden Brüder Stephanus und Constantin in eines der abgelegensten Gemächer, und ängstlich und zagend den Ausgang dieser furchtbaren Volksbewegung abwartend, schlossen sie sich dort ein. Aber Constantin Porphyrogenetes trat hervor, zeigte sich dem Volke, ward jubelnd von demselben empfangen, und sobald er nur einige beruhigende Worte gesprochen hatte, legten sich auch sogleich wieder die Wogen des Aufruhrs. Ruhig trennten sich die dichten Massen, und alles Volk ging zufrieden nach Hause.

19. Dieser sprechende Beweis ausschließlicher Volksanhänglichkeit an den rechtmäßigen Kaiser schreckte die beiden Brüder. Ihre eigene Existenz sahen sie bedrohet; und da jeder gelungene Frevel stets zu einem noch größeren Frevel hinreisset; so

sollte nun auch Constantin, Kaiser Leos Sohn, bei einem Gastmahle ermordet werden. Aber Constantins Gemahlin, die wachsame Helena, entdeckte das Complott. Schon seit einiger Zeit hatte sie sich mit den Franken und Longobarden, welche des italiänischen Königs Hugo Tochter nach Constantinopel gebracht, beinahe ausschließlich umgeben, auch gleiches Interesse wie gleiche Gefahr ein festes Band der Freundschaft zwischen Helena und Bertha geknüpft *). Kräftig unterstützten sich nun gegenseitig die beiden Fürstinnen. Heimlich versammelte Helena alle getreuen Anhänger des macedonischen Hauses in dem Palaste. Die Gefahr, in welcher ihr Gemahl schwebte, erlaubte keine Zögerung. Stephan und Constantin wurden, während sie unbesorgt an der Tafel lagen, plötzlich überfallen, des Purpurs beraubt, in Mönchskutten gesteckt, und nach der nämlichen Insel und in dasselbe Kloster gebracht, wohin sie erst unlängst ihren Vater geschickt hatten. An der Landspitze kam ihnen der alte Romanus entgegen, überhäufte die beiden Buben mit gerechten Vorwürfen, und höhnisch lächelnd sagte er ihnen dann: „Da er bisher einen Kaiserthron mit ihnen getheilt, er nun in Zukunft

*) Nach einer ungefähr fünfzehnjährigen unfruchtbaren Ehe hatte Helena endlich ihrem Gemahl einen Prinzen geboren, der von seinem mütterlichen Großvater den Namen Romanus erhielt. Als der Knabe fünf Jahre alt war, begehrte für denselben der alte Romanus, auf Antrag der schlauen Helena, die Prinzessin Bertha, Tochter des Königs Hugo von Italien, zur Gemahlin. Diese kam mit eben so zahlreichem, als glänzendem Gefolge nach Constantinopel. Die Trauung ward vollzogen, aber wegen des noch zarten Alters des Bräutigams das Beilager auf mehrere Jahre hinaus ausgesetzt.

auch gerne seine Kräutersuppe und seinen Wasserkrug mit ihnen theilen wolle. — Ruhig und in stiller Ergebung lebte der alte Romanus noch über drei Jahre. Sein ganzes verflossenes Leben schien ihm ein Traum, aus welchem er jetzt auf einem Eilande in dem Propontis erwacht sei *). Da der gutmüthige Constantin des Lebens der Söhne des Romanus schonte; so ward von ihren obgleich nicht sehr zahlreichen Anhängern ein schwacher Versuch gemacht, sie wieder auf den Thron zu erheben, der Anschlag jedoch bei Zeiten entdeckt, und gebührend bestraft. Beide Brüder wurden hierauf von einander getrennt, und jedem eine andere Insel zum Ort seiner Verbannung angewiesen. Selbst im Mönchskleide nährte Constantin immer noch eitle Hoffnungen. Aus der Insel Samothrace wollte er entfliehen, erschlug bei Gelegenheit eines diesfalls gemachten Versuchs einen seiner Wächter, und ward hierauf von den übrigen, welche herbeieilten, ermordet. — Ungleich mehr Ruhe und Besonnenheit zeigte Stephanus. Mit seinem widrigen Schicksale sehnte er sich nach und nach vollkommen aus, lebte noch neunzehn Jahre auf der Insel Mitylene, und zeigte besonders in

*) In seinem Kloster auf der Insel Prota unterwarf sich Romanus sehr harten und schweren Bußübungen; war aber nach dem Zeugniß aller griechischen Geschichtschreiber stets von ungewöhnlich munterer und heiterer Gemüthsstimmung. Er selbst pflegte öfters den Mönchen zu sagen, daß er jetzt, da er der Knecht frommer Diener Gottes geworden wäre, sich ungleich zufriedener und glücklicher fühle, als ehemals, da er über Menschen geherrscht, die theils eben so schlecht, wie er, theils noch schlechter, als er selbst, gewesen wären.

den letzten Jahren eben so erfreuliche, als merkbare Spuren aufrichtiger Reue. Seinem Tode ging keine Krankheit voran. Er starb plötzlich am Vorabend des heiligen Osterfestes. Am Morgen desselben Tages hatte er mit vieler Erbauung die heilige Eucharistie empfangen, und sein Tod ward einem, ihm auf Befehl des Hofes heimlich beigebrachten Gifte zugeschrieben *).

20. Im vierzigsten Jahre seines Alters, ward also erst jetzt der im Purpur geborene Constantin einziger Beherrscher des oströmischen Reiches. Mitleiden mit seinem so lange dauernden, harten Schicksale hatte ihm nach und nach die allgemeine Liebe des Volkes und aller Stände desselben erworben. Zudem war er auch ein ungemein gütiger Herr, herablassend, freigebig, theilnehmend an fremden Leiden, gerechtigkeitsliebend, und ein Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften. Während der fünf und zwanzig Jahre, da er, obgleich mit dem Kaisertitel geschmückt, in der That doch blos in seinem eigenen Palaste ein Gefangener des Romanus war, und nur seine stille, ruhige, sich in alles fügende Natur ihn gegen die Folgen der Machteifersucht schützte, suchte und fand er in den Armen der Musen Trost und

*) Dieses Ereigniß hatte jedoch erst statt, als nicht nur Constantinus Porphyrogenitus, sondern auch dessen Sohn und Nachfolger Romanus II. gestorben waren; und des Letztern zurückgelassene Wittwe, die im Giftmischen, wie wir bald hören werden, ungemein geübte Kaiserin Theophano, ihrer Kinder Vormundschaft, wie des Reiches Regentschaft übernommen hatte.

Entschädigung gegen sein widriges Geschick. Er studirte, schrieb, las, sammelte Gemälde; ward selbst Schriftsteller und ausübender Künstler; und es wird behauptet, daß wenn Geitz oder Stolz seiner drei höhern Machtgenossen seine Kassen oft leer ließen, er sich durch den Verkauf seiner von ihm verfertigten Gemälde einen kleinen Gewinn zu verschaffen wußte. — Da er so lange Zeit von allen Geschäften war entfernt worden; so bedurfte er jetzt freilich einer fremden Leitung. Natürlicher Weise hatte seine Gemahlin Helena, die bisher ihm stets als ein schützender Engel zur Seite gestanden war, den grösten Einfluß in alle Zweige der Verwaltung; aber ihre nur zu oft wechselnden weiblichen Launen wurden nun auch die Ursache eines leider nur zu häufigen, den geordneten Gang einer Administration stets störenden Ministerwechsels. Indessen stand es unter Constantins VII. Regierung im ganzen genommen doch nicht schlecht mit dem Reiche. In Unteritalien folgte zwar Constantin noch einige Zeit der schwankenden Politik seiner Vorfahren. Die Griechen schlugen sich hier mit wechselndem Erfolge bald mit den Sarazenen, bald mit den kleinen longobardischen Fürsten und Republiken. Aber weder der Gewinn noch der Verlust einer Schlacht brachte bleibenden Vortheil oder reellen Verlust; und wenn der griechische General Marianus einige in Calabrien und Apulien empörte Städte wieder zum Gehorsam brachte, auch die Stadt Neapel, welche gegen die Griechen sich mit den Sarazenen verbunden hatte, endlich zwang, die Gnade des Kaisers in Constantinopel anzuflehen; so ward er bald darauf von den Sarazenen mit Verlust des grösten Theiles seines Heeres in die Flucht geschlagen. Dieses immer-

währenden, zu keinem ernsten Resultat führenden Wechsels endlich müde, war Constantin klug genug, Friede zu schliessen, und dieser war diesmal etwas besser, als ein bloser vorübergehender Waffenstillstand, denn er dauerte bis zu den Zeiten Nicephorus II.

21. Zwischen den Griechen und Bulgaren ward der Friede unter Constantins Regierung nie unterbrochen. Ein Einfall der Hungarn in Thracien ward glücklich zurückgeschlagen, ihr Heer gröstentheils zusammen gehauen, und alle schon gemachte Beute wieder abgenommen. Mit den Russen trat Constantin in noch nähere, friedliche, ja sogar freundliche Berührung. Olga, des Großfürsten Igor hinterlassene Wittwe, nachdem sie die Drewier, die ihren Gemahl erschlagen, gezüchtiget hatte, kam selbst nach Constantinopel, befestigte den von Igor mit den Griechen geschlossenen Frieden, nahm hierauf das Christenthum an, und ließ sich taufen. Constantinopels Welthandel gewann ungemein bei dieser engen Verbindung mit Rußland. Aber Olga, obgleich getauft, ward dem ungeachtet nach ihrer Rückkehr in ihr Land für die heidnischen Russen noch keine eigentliche Bötin des Heils. Sie erkannte zwar die Reinheit und Heiligkeit des Christenthums, führte auch einen, demselben vollkommen entsprechenden Wandel, erbauete eine Kirche in Kiew, und eine andre in Pleskow; aber alle ihre Bemühungen, die Russen zu bekehren, blieben fruchtlos. Olga vermochte nicht einmal ihren eigenen Sohn Swjätoslaw zum Uebertritt zur christlichen Religion zu bewegen, und Rußlands Bekehrung ward erst, obgleich nicht sehr lange

nachher das Werk ihres Enkels, des Großfürsten Wladimer *).

---

*) Selbst nach dem Zeugniß aller russischen Annalisten verwandelte das Christenthum die Fürstin in ein ganz anderes, gleichsam neu geschaffenes Wesen. Wer und was sie vorher war, wird man am besten aus der grausamen Art kennen lernen, mit der sie den Tod ihres Gemahls an dessen Mördern rächte. Der Hergang ist kein unmerkwürdiger Beitrag zu einem Sittengemälde der Russen jener Zeit, und bezeichnet so ziemlich den damaligen Culturzustand der russischen Nation und der ihr verwandten Völker. Eine etwas umständlichere Erwähnung des Ereignisses möchte daher hier nicht ganz überflüssig seyn. — Die Drewier hatten damals einen eigenen Fürsten, Namens Mall, der aber sammt seinem Volke dem Großfürsten von Kiew zinspflichtig war. Igor hatte schon ein paar Mal den jährlichen Zins erhöhet. Als er dies zum drittenmale wagen wollte, und sich gerade mit einem nur sehr schwachen Gefolge im Land der Drewier befand, entstand ein Aufruhr, in welchem er mit dem größten Theile der Seinigen erschlagen ward. Die Drewier, die Folgen dieser That befürchtend, ordneten eine Gesandtschaft an Olga, sich wegen des Geschehenen entschuldigend, und die Großfürstin bittend, jetzt, da ihre Hand wieder frei wäre, sich mit Mall, dem Fürsten der Drewier zu vemählen und so dieses Land mit dem ihrigen zu vereinen. Olga hatte in ihrem Herzen der ganzen Nation blutige Rache geschworen. Sie stellte sich also, als wenn der ihr gemachte Antrag ihren Beifall habe, äußerte aber den Wunsch, daß man ihr eine weit größere und glänzendere Zahl von Gesandten schicken möge, in deren Begleitung sie hierauf nach Korostan (der Hauptstadt der Drewier) kommen würde. Das Verlangen der Fürstin ward erfüllt. Mehr als fünfzig der vornehmsten Drewier kamen nach Kiew. Olga empfing sie sehr freundlich, sagte, daß sie, weil von der weiten Reise ermüdet, vor allem einige Stunden der Ruhe pflegen, und zu ihrer Erfrischung ein für

sie schon zubereitetes Bad gebrauchen möchten. Die Drewier folgten dieser Einladung; aber kaum waren sie in dem Badhause, als Olga dasselbe umringen, in Brand stecken, und sämmtliche Gesandten lebendig verbrennen ließ. Nun machte sich Olga sogleich auf den Weg nach Korostan, jedoch um den Argwohn der Drewier nicht zu wecken, nur mit einer kleinen, aber ausgesuchten kriegerischen Schaar. Als sie sich der Stadt näherte, kam ihr wieder eine Menge der vornehmsten Drewier entgegen, sie zu bewillkommnen, und zugleich zu bitten, daß die Vermählungsfeierlichkeiten nun ohne fernern Verzug statt haben möchten. Olga entschuldigte sich; sie müßte, sagte sie, vorher noch, wie heilige Pflicht es ihr gebiete, den Manen ihres verstorbenen Gemahls ein Todtenopfer bringen. Sie ließ sich Igors Grab zeigen, verrichtete auf demselben die üblichen Trauerceremonien nach der Russen damaliger heidnischen Weise, und befahl hierauf, über dem Grabe des Erschlagenen einen großen Hügel aufzuwerfen. Indessen erkundigten sich die Drewier nach ihren nach Kiew geschickten Gesandten. Olga versicherte, dieselben folgten ihr mit mehreren russischen Großen auf dem Fuße. Als der Grabhügel aufgerichtet war, legte Olga hochzeitlichen Schmuck an, zeigte eine heitere und fröhliche Stirne, und lud alle Drewier, so viele ihrer kommen wollten, zu einem großen, das Andenken Igors feiernden Gastmahl ein. Die nöthigen Vorräthe von Speisen und Getränken lieferte die Stadt Korostan selbst. Schaarenweise kamen jetzt in Olga's Lager die nichts Arges ahnenden Drewier, lauter Leute, die nicht zu den niedern Volksklassen gehörten. Unter Gesang und wildem Jubel ward bis in die Nacht gezecht. Olga hatte ihren Leuten befohlen, sich der starken Getränke zu enthalten, nur den Drewieren recht wacker zuzusprechen. Als diese endlich völlig berauscht und größtentheils eingeschlafen waren, zogen die Russen auf ein verabredetes Zeichen plötzlich ihre Schwerter, und erbarmungslos wurden nun sämmtliche Gäste ermordet; und der Geladenen waren über zwei Tausend Personen. — Eilend kehrte jetzt Olga mit ihrer Schaar nach Kiew zurück. Sobald sie angekommen

war, zog sie sogleich ihre ganze Kriegsmacht zusammen, um im offenen Kriege, der nun unvermeidlich war, die Drewier noch härter zu züchtigen. Diese zogen mit beinahe gleicher Kriegsmacht entgegen. Aber durch die Ermordung so vieler der angesehensten Männer, ihrer besten Anführer und vorzüglichsten Häupter beraubt, ward das Heer der Drewier in die Flucht geschlagen, und deren Hauptstadt Korostan sogleich von allen Seiten umschlossen und belagert. Da die Belagerung sich in die Länge zog, schickte Olga mehrere Kriegshaufen aus, die einstweilen die übrigen Städte der Drewier eroberten, und den größten Theil des Landes sich unterwarfen. Indessen hatte die Belagerung beinahe schon ein Jahr gedauert, und immer noch weit entfernt war jede Aussicht auf die Eroberung der Stadt. Was Olga nicht durch Waffengewalt erzwingen konnte, suchte sie durch List zu gewinnen. Sie sandte Friedensboten nach Korostan, und ließ den Einwohnern sagen, durch die Hinrichtung ihrer Gesandten in Kiew, durch die vielen theils auf Igors Grabe geschlachteten, theils in der letzten Schlacht getödteten Drewier glaube Olga die Ermordung ihres Gemahls hinreichend gerächet. Sie sey demnach gesonnen, der Nation sich wieder günstig zu erweisen, auch die Belagerung der Stadt sogleich aufzuheben, sobald nur die Einwohner in ihr ehemaliges Abhängigkeitsverhältniß von den Großfürsten von Kiew wieder zurücktreten wollten. Da die Großfürstin wohl einsehe, daß es wegen der schon so lange anhaltenden Belagerung der Stadt jetzt an Meth und Grauwerken — (in diesen beiden Naturalien bestand der Tribut, den die Drewier bisher an Rußland za entrichten hatten) — gänzlich mangeln werde; so wolle Olga auch darauf verzichten, und begehre nur als Zeichen der Unterwerfung drei Tauben und drei Sperlinge von jedem Hause oder Hof. Die Korostaner, höchst erfreut, die Befreiung ihrer Stadt so wohlfeilen Kaufes zu erhalten, willigten sogleich ein, und schon am folgenden Tage hatte Olga die verlangten Tauben und Sperlinge. Alles dieses Geflügel ließ sie unter ihren Russen vertheilen, denen sie befahl, es mit einbrechender Nacht wieder fliegen zu lassen, jedoch vorher jeder Taube,

wie jedem Sperling ein angezündetes Stück Lunte unter den Schweiffedern zu befestigen. Natürlicher Weise flogen alle Tauben und Sperlinge nach den ihnen bekannten Häusern in ihre Nester; und nun stand in einer Stunde die ganze, blos von Holz erbaute, Stadt in Flammen. Jetzt ließ Olga stürmen. Die Stadtmauern wurden bald überstiegen, sämmtliche waffenfähige Männer niedergehauen, und alle, welche dem Schwert entrannen, als Sclaven oder Leibeigene den russischen Soldaten geschenkt. Nur ein kleiner, aus den ganz niedern Volksklassen bestehender Theil der Bevölkerung ward verschont, und in der Stadt zurückgelassen, aber ein sehr schwerer, jährlich zu entrichtender Tribut demselben auferlegt. — So hatte leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihren Gemahl die sonst so weise und gerechte Olga, bevor sie eine Christin geworden, in eine wahre höllische Furie verwandelt. (Schtscherbatowo's Geschichte von Rußland 1. T.).

22. Gegen die Sarazenen fochten Constantins Feldherren, die beiden Brüder Nicephorus Phokas und Leo Phocas mit ununterbrochenem Glücke. Mehrere Städte wurden dem Feinde entrissen, auch die Insel Samosate ward erobert. Aber eine mit großem Anfwand ausgerüstete Expedition nach Creta mißlang gänzlich, und endete mit dem Verluste des grösten Theils des dort gelandeten Heeres, dessen ganzen Lagers sammt allen darin befindlichen Vorräthen *). Indessen schlug

*) Als alle Zurüstungen zu dieser, sehr großen Aufwand erfodernden Seeexpedition vollendet waren, schickte der Kaiser an den, auf dem höchsten Gipfel des Berges Latre, in einer nach der Mutter des Erlösers genannten Grotte, wohnenden heiligen Paulus, um ihn über den Erfolg dieses Seezuges zu befragen. Schon öfters hatte in wichtigen Angelegenheiten Con-

Constantins Admiral, der tapfere Basilius die africanischen Sarazenen zur See, und über jene des Orients erfochten Nicephorus und Leo Phocas zu Lande einen Sieg nach dem andern. Die Sarazenen sehnten sich daher endlich nach Ruhe, und die Gesandten der Kaliphen von Cairvan und

---

stantin diesen heiligen Anachoreten zu Rathe gezogen, und es immer zu bereuen gehabt, wenn von dem, was derselbe ihm gesagt, seine eigene Einsicht abzuweichen für gut fand. Auch diesmal ließ Paulus dem Kaiser sagen, auf seinem Unternehmen werde kein Segen von Oben ruhen. Da man aber, weil die Flotte schon ausgerüstet war, und das Heer sich eben einschiffen sollte, diesen von dem heiligen Einsiedler gegebenen Wink nicht achtete; so ging auch dessen prophetisches Wort nun abermals in Erfüllung. — Paulus, von dem Berge Latre, von welchem in der Folge an dem dazu geeigneten Ort noch nähere Rede seyn wird, hatte mit dem Geruch seiner Heiligkeit den ganzen Orient erfüllt. Die ihm von Oben geschenkte prophetische Gabe, wie die ihm beiwohnende, wunderwirkende Kraft beruhen auf einer ganzen Wolke der ehrwürdigsten Zeugnisse. Da alles, was wir von dem byzantinischen oder oströmischen Reiche wissen, blos auf den, von griechischen Geschichtschreibern uns hinterlassenen Nachrichten beruhet; so wäre es gewiß höchst seltsam, wenn wir ihnen nur dann, wenn sie von irdischen, materiellen Dingen reden, Glauben beimessen, sogleich aber ihre Zeugnisse, so viel ihrer auch seyn möchten, ohne weitere Prüfung verwerfen sollten, sobald nur von den höhern Kräften einer unsichtbaren Welt bei ihnen die Rede ist, von Kräften, die doch zu Folge des Evangeliums Jesus Christus dem festen Glauben der Seinigen so bestimmt und ausdrücklich verheißen hat. Aber göttliche Verheissungen können nie täuschen, nie trügen; daher auch von deren vollkommenen Erfüllung so viele, ja wohl zahllose, seit Anbeginn des Christenthums durch alle Jahrhunderte fortlaufende, unleugbare historische Beweise uns vorliegen.

Bagdad erschienen zu gleicher Zeit mit Friedensvorschlägen in Constantinopel, worauf dann der Friede, den der Orient so sehr bedurfte, unverzüglich zu Stande kam.

23. Aber während Constantin jetzt mit allen Völkern in Friede lebte, erhob sich gegen ihn in dem Kreise seiner eigenen Familie ein Feind, der ihm um so gefährlicher ward, da er alle seine frevelhaften Anschläge unter der Larve kindlicher Liebe verbergen konnte. Die italiänische Prinzessin Bertha war gestorben, bevor noch der ihr angetraute Romanus das zur Vollziehung der Heirath nöthige Alter erreicht hatte. Man mußte also für den jungen Prinzen eine andere Gemahlin suchen. Aber leider wählte der unerfahrne Jüngling nach eigenem Gefallen. Er entbrannte in Liebe gegen ein Mädchen, das, wie gesagt wird, von reitzender Schönheit, aber von ganz gemeiner, niederer Geburt war, wovon gewöhnlich eine eben so gemeine und niedre Erziehung die Folge ist *). Constantin war zu schwach, um sich einer weder von Vernunft noch Staatsklugheit, sondern blos von der Leidenschaft eines brausenden Jünglings geschlossenen Verbindung zu widersetzen. Anastasia, so hieß das Geschöpf, ward also die Gemahlin des Romanus, nahm den Namen Theophano an, und gewann in kurzer Zeit eine unumschränkte Herrschaft über das Gemüth ihres Gemahls. Aber Theophano begnügte sich nicht mit einem untergeordneten Range. Sie brannte vor Begierde, als regierende Augusta ihren Ge-

*) Cedrenus sagt, sie sey die Tochter eines gemeinen Schenkwirths gewesen.

mahl, und durch diesen das ganze Reich zu beherrschen. Ihren Wünschen setzten jedoch des Kaisers kräftiges Alter und feste Gesundheit noch ein ziemlich entferntes Ziel. Aber Theophano verstand es, den langsamen Gang der Natur nach Willkühr zu beschleunigen, und so ward nun in den Händen des höllischen Weibes Romanus selbst das Werkzeug zur Ermordung seines eigenen Vaters. Constantinus befand sich nicht ganz wohl. Seine Aerzte hatten ihm eine Arznei verordnet, und ein von Romanus mit schwerem Gelde erkaufter Verräther, Namens Nicetas mischte Gift unter den heilenden Trank. Als man dem Kaiser den vergifteten Becher reichte, stellte er ihn einen Augenblick bei Seite, that, als er ihn wieder nahm, einen Fehltritt und verschüttete einen Theil der vermeintlichen Arznei; nur ungefähr die Hälfte davon nahm er zu sich. Der vergiftete Trak hatte jetzt vieles von seiner Kraft verloren. Er that also nicht augenblicklich die gehoffte Wirkung. Aber Constantin fing von dieser Stunde an zu kränkeln. Zusehends schwanden seine Kräfte, und als er nach Bithynien ging, die warmen Bäder zu brauchen, ward ihm dort abermals wieder Gift gereicht. Ein hitziges, mit anhaltenden heftigen Schmerzen im Unterleibe verbundenes Fieber verkündigte ihm jetzt nahen Tod. Kaum noch athmend ward also Constantin eiligst nach Constantinopel zurückgebracht, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft im Palaste Chalke am 15. November 959 im vier und fünfzigsten Jahre seines Alters starb *).

---

*) Alle griechischen Geschichtschreiber bezeichnen zwar Romanus als den Mörder seines Vaters, und die Theo-

24. Das Andenken an seinen Vater Leo, und zarte Theilnahme an seinem unverdienten harten Schicksal hatten Constantin längst schon den Griechen werth gemacht; seine Gelehrsamkeit und Liebe zu den Wissenschaften ihm Achtung, und endlich sein gutmüthiges Naturel und sein Herz ohne Falsch und Argwohn ihm allgemeine Liebe erworben. Aufrichtige Thränen floßen daher bei der Nachricht seines Todes so wohl in Constantinopel als in den Provinzen; besonders war der Palast in tiefe Trauer versunken; und am lautesten ließen nun gerade jene ihr Klaggeschrei hören, die, wie allgemein nachher gesagt ward, ihm selbst den Tod gegeben hatten. In ihrer Beschreibung der Begräbnißfeierlichkeit des verstorbenen Kaisers geben uns verschiedene griechische Geschichtschreiber manches nicht uninteressante, und bis dahin noch gar nicht bekannte Detail. In einem der geräumigsten Vorsäle des Palastes

---

phano nicht blos als Mitschuldige, sondern als die erste und einzige Urheberin des grauenvollen Frevels. Aber eine solche furchtbare Anklage erfordert doch auch offenbar sehr starke, sprechende und überzeugende Beweise, und diese findet man bei keinem der griechischen Geschichtschreiber. Wohl möglich also, daß auf Romanus und seinem Weibe blos schwerer Verdacht lastete, und dieser, weil öfters wiederholt, und nach und nach zu einer scheinbaren Wahrheit verknöchert, endlich von den Geschichtschreibern als eine allgemein bekannte, nicht mehr zu bezweifelnde und daher keines weitern Beweises mehr bedürfende Thatsache wieder erzählt ward. Uebrigens muß man gestehen, daß Theophano zu Folge ihres Charakters, wie derselbe sich noch in der Folge entwickeln wird, gar wohl eines solchen Frevels fähig war, wenigstens den auf sie geworfenen Verdacht vollkommen rechtfertigen konnte.

lag in seinem kaiserlichen Ornat Constantins entseelter Körper mit unbedecktem Gesicht auf einer, zwar ganz in Trauer gehüllten aber ungemein prächtig geschmückten Estrade. Der Patriarch an der Spitze des höhern Clerus, sämmtliche hohe Kriegs- und Civilbeamten, Patricier und Senatoren näherten sich nun in langen Reihen und gebührender Ordnung, um ihrem bisherigen Gebieter noch einmal ihre anbetende Ehrfurcht zu bezeigen, und zum letzten male dessen nunmehr kalte Hand zu küssen. Als diese Ceremonie vorüber war, trat ein Herold hervor, und rief mit donnernder Stimme: „Auf Beherrscher der „Erde! gehe von hier aus; denn der „König der Könige, der Herr der Heer„schaaren hat dich gerufen.“ Dreimal ward dieser furchtbare Ruf wiederholt, und jedesmal folgte demselben ein allgemeiner Schrei des Schreckens und der tiefsten Trauer. Beim drittenmal ward Constantins Leiche sogleich erhoben, in den Sarg gelegt, und unter der Begleitung der ganzen, den Verlust ihres bisherigen gütigen Gebieters aufrichtig beweinenden Bevölkerung Constantinopels nach der Kirche zu den beiden heiligen Aposteln gebracht. Nachdem der Patriarch die vorgeschriebenen Gebete und übrigen kirchlichen Ceremonien verrichtet hatte, ward der Sarg eingesenkt; und dasselbe Grab, in welchem die Gebeine von Constantins Vater, dem Kaiser Leo, ruheten, nahm nun in seinen Schoß auch die entseelte Hülle des Sohnes auf. — Constantinus VII. hatte 48 Jahre regiert; ein Jahr mit seinem Oheim Alexander, sieben Jahre unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Kaiserin Zoë, fünf und zwanzig Jahre in völliger Abhängigkeit von seinem höhern Machtgenossen, dem Kaiser Roma-

nus Lacapenus, und endlich fünfzehn Jahre als wahrer und einziger Beherrscher des römischen Orients. Da man im Leben ihn mit Liebe verehrte; so vergaß man nach seinem Tode auch gerne seiner Fehler und erinnerte sich blos seiner Tugenden und unerkünstelten Herzensgüte. — Von dieses Kaisers gelehrten Werken sind folgende auf uns gekommen: 1. De administrando Imperio, in welchem Constantin die Grundsätze und Maximen der griechischen Staatskunst so wohl gegen befreundete, als feindliche Völker zu entwickeln sucht. 2. De ceremoniis Aulae et ecclesiae Byzantinae; eine sehr umständliche, bisweilen nicht wenig unterhaltende, oft aber auch eben so sehr ermüdende Beschreibung aller so wohl in der Kirche, als an dem kaiserlichen Hofe eingeführten prunkvollen Ceremonien. 3. De Thematibus; eine Schrift, die bei manchen Mängeln uns doch immer eine ziemlich genügende Uebersicht sämmtlicher Provinzen des griechischen Reiches in Asien und Europa gewährt. 4. Constantini narratio de imagine Christi ab ipso ad Abgarum Edessae regem missi et Edessae Constantinopolin. Dieses allen Christen einst so ehrwürdige Bildniß, dessen Auslieferung der tapfere Johannes Curcuas von dem Kaliphen erzwang, und dafür mehrere Tausend gefangene Sarazenen ohne Lösegeld frei gab, ward gegen das Ende der Regierung des Romanus Lacapenus nach Constantinopel gebracht, und zuerst in der Blacherner — dann in der Sophienkirche und endlich in der großen Kapelle des kaiserlichen Palastes aufbewahrt. — Außer diesen Büchern verfertigte der gekrönte Schriftsteller zur Instruction seines Sohnes noch einige andere kleinere, theils die Administration, theils die Kriegskunst betreffende Schriften.

# IV.

1. Romanus II. *) — — Auf dem Throne folgte dem Constantin dessen Sohn Romanus, der sammt seiner Gemahlin Theophano gleich am zweiten Tage nach der Beerdigung seines Vaters von dem Patriarchen Polieuktus in der Sophienkirche gekrönt ward. — War die Natur in Spendung ihrer geistigen Gaben schon gegen Romanus nichts weniger als sparsam gewesen; so hatte sie sich gegen ihn in Ausbildung des physischen Menschen noch ungleich freigebiger erwiesen. An körperlicher Wohlgestalt übertraf er alle seine jugendlichen Zeitgenossen. Schlank und hoch gleich einer jungen Cypresse, ragte Romanus an Stärke und Schönheit über die schönsten und edelsten Jünglinge Constantinopels hervor, und seine starken und breiten Schultern schienen jeder herculischen Arbeit gewachsen. Seine Gesichtsfarbe war schön und blühend, der Strahl seiner Augen jedoch matt und gebrochen. Aber eine schön gezeichnete Habichtsnase gab seinen Zügen eine gewisse Bedeutsamkeit; und den kalten, steifen Ernst, der in seinen Blicken lag, besonders, wenn er sich öffentlich zeigte, milderte ein freundlicher, gleichsam durch ein Spiel der Natur, seinen Mund umfließender Zug des Wohl-

*) Um ihn von seinem mütterlichen Großvater zu unterscheiden, wird er in den Geschichtsbüchern bisweilen Romanus der Jüngere, bald auch wieder Romanus der Knabe genannt; obgleich er, als er die Regierung antrat, schon sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte.

wollens. Den jungen, erst ein und zwanzigjährigen Monarchen, umgeben mit allen Formen und Zeichen der Allgewalt, und strahlend in der Fülle blühender Jugend und Gesundheit zu schauen, war besonders im Anfange der neuen Regierung, für das Volk schon eine Wonne; und da ein Regent, den, ehe er noch zum Manne gereift, schon der Verdacht eines Vatermordes getroffen, unmöglich zu sehr großen Hoffnungen berechtigen konnte; so suchte man lieber sich vorsätzlich hierüber zu täuschen; indem man alle Schuld des begangenen Frevels, und zwar nicht ohne Grund, auf die Schultern der lasterhaften Theophano wälzte. Kurz, Romanus war jung, schön und Beherrscher eines großen Reiches, mithin, bevor er selbst die schöne Illusion zerstörte, auch der Liebling des, im Hasse wie in der Liebe sich gleich leichtsinnig hingebenden Volkes.

2. Aber auch die herrlichsten Anlagen sind noch lange keine vollkommen entwickelten Fertigkeiten. Um das zu werden, erfodern sie eine sorgsame Pflege; und leider ward diese dem jungen Romanus nicht. Frühzeitig gänzlich sich selbst überlassen, wurden jene im Sturm seiner zügellosen Begierden theils verdorben, theils völlig erstickt; und als Romanus den Thron bestieg, entsprach seiner körperlichen Schönheit bei weitem nicht mehr eine gleiche innere Seelenschöne. Unzugänglich jedem ernsten Gedanken an Pflicht und Religion; unempfänglich für die edlern, reinern Freuden des Lebens; ohne alles Gefühl für Tugend und wahre Würde; nur seinen Lüsten fröhnend und ein Sclave der gröbsten Sinnlichkeit, war für ihn der Thron ein Sitz schwelgender Trägheit. Umgeben nur von Leuten seines Gelichters, von Schmeichlern, Pos-

senreißern und Wüstlingen, verbreitete er über alles, was er berührte, einen Geist zügelloser Ausgelassenheit, und vergeudete in den Armen frecher Buhlerinnen und im Schlamm der niedrigsten Wollust die edelsten Kräfte seiner Seele, wie seines Körpers, völlig unbekümmert um das Schicksal seiner Völker, wie um sein und seiner eigenen Familie Wohl *). Merkwürdig ist, wie die Geschichte sie uns aufbehalten, dieses Kaisers Tages- und Stunden-Eintheilung. Sein erstes und wichtigstes Geschäft war eigentlich die Jagd, und wenn er nicht ganze Tage in Wäldern und in der Mitte seiner Hunde und wilder Jäger zubrachte; so war ungefähr Folgendes seine gewöhnliche Tagesordnung. Sehr späte erhob er sich von seinem Lager, fuhr nach eingenommenem Frühstücke sogleich nach dem Cirkus, führte bei den Spielen der Rennbahn den Vorsitz, entschied die sich dabei ergebenden Streitfragen, und theilte unter den Siegern die Preise aus. Nach dieser obgleich mehrere Stunden dauernden, jedoch nicht mit sehr großer Anstrengung verbundenen Arbeit kehrte er nach seinem Palaste zurück, legte sich an die Tafel und schmauste nach Herzenslust mit den dazu geladenen Gästen, denen er gewöhnlich nach aufgehobener Tafel auch noch angemessene Geschenke reichte. Den größten Theil des Nachmittags brachte er in dem Ballhause zu. Unstreitig war Romanus von allen seinen

*) Cæterum Imperator juvenis voluptatibus deditus, curam reipublicæ Josepho primario suo cubiculario, cognomento Pringæ commisit: ipse in aliam nullam rem incubuit, quam ut cum exoletis at impuris homuncionibus, scortis, mimis atque scurris vitam transigeret infamem. (Cedren. comp. T. 2 pag. 642).

Vorfahrern, von Constantin dem Großen bis auf ihn selbst, der geschickteste Ballspieler, daher er auch gewöhnlich die mehrsten Parthieen gewann. Doch damit war seine Ruhmliebe noch nicht befriedigt. Gegen Abend fuhr er an das jenseitige Ufer des Bosphorus, ließ Bären und wilde Schweine hetzen, erlegte stets in eigener Person einige der größten und stärksten derselben, und fuhr dann wieder im Triumphe nach Constantinopel zurück, um an einer nicht minder üppig besetzten Tafel aus dem Munde seiner lustigen Tischgenossen über seine, an diesem Tage vollbrachten ruhmvollen Thaten die übertriebensten Lobsprüche zu hören.

3. Indessen behauptete doch bisweilen in dem Romanus die bessere Seele die Oberhand, und da es ihm weder an Verstand noch Einsicht gebrach, so bewies er bei verschiedenen Gelegenheiten, daß, wenn er einmal durchaus etwas wollte, er seinem Willen auch Folgsamkeit zu verschaffen wußte. Dieß lag jedoch nicht im Interesse der herrschsüchtigen Theophano. Mit eben so sträflicher als zuvorkommender Nachsicht übersah sie daher ihrem Gemahl alle seine Untreuen, seine Ausschweifungen und Thorheiten, wofür er aber nun auch, gleichsam aus Dankbarkeit, ihren Händen alle Zügel der Regierung überließ. — Den ersten Gebrauch, den die Kaiserin von ihrer Allmacht machte, war, daß sie die Mutter ihres Gemahls und dessen Schwestern aus dem Palaste vertrieb. Zwischen Helena und deren tugendhaften Töchtern, und einer Theophano war der Contrast zu schneidend, als daß Letztere, ohne täglich erröthen zu müssen, den Anblick der Erstern hätte ertragen können. Aber mit der, ihrer Würde als Kaiserin Mutter bewußten Helena wollte es ihr jedoch nicht gelingen. Sobald

jene es erfuhr, begab sie sich in das Gemach ihres Sohnes, überhäufte ihn mit Vorwürfen, zeigte ihm wie in einem Spiegel das Schändliche und Niederträchtige seines Verfahrens, und bedräuete ihm mit ihrem mütterlichen Fluche auf eine so furchtbare Weise, daß Romanus erschüttert und beschämt, seinen zu ihrer Entfernung gegebenen Befehl wieder zurücknahm. In Ansehung seiner Schwestern blieb er jedoch unerbittlich. Sie mußten den Palast räumen und in ein Kloster wandern. Theophano wollte, daß der Abt des Studienklosters ihnen die klösterliche Kleidung anlege. Aber mit Unwillen warfen die Prinzessinnen den, von dem Abt ihnen gereichten Habit hinweg; und trotz den Gegenbemühungen der feindseligen Theophano, brachten sie es endlich dennoch bei ihrem Bruder dahin, daß er seine Schwestern ferner nicht mehr zum klösterlichen Leben zwang, im Gegentheil ihnen ein sehr ansehnliches jährliches Gehalt zu ihrem standesgemäßen Unterhalt anwieß. Indessen schmerzte die Trennung der Töchter von ihrer Mutter die Letztere so sehr, daß sie aus Gram bald darauf starb. Hatte Romanus wirklich für seinen Vater den Giftbecher gemischt; so lag auf seiner Seele jetzt auch der Mord seiner edeln Mutter.

4. Des Kaisers oder vielmehr der Kaiserin erster und einflußreichster Minister war ein Verschnittener, Namens Joseph Bringas. Schon Constantin hatte ihn, selbst noch auf dem Sterbebette, seinem Sohne als einen in den Geschäften ungemein erfahrnen Staatsmann empfohlen. Bald gewann demnach Bringas das volle Zutrauen der Kaiserin, mithin auch des Kaisers. Aber dem ungeachtet ordnete dieser ihm noch einen andern Verschnittenen an die Seite, nämlich einen gewis-

sen Johannes Cheriga. Sittenloser Aufführung und mancherlei Verbrechen wegen hatte Constantin denselben vom Hofe verbannt, und bald darauf nach der damaligen, unsinnigen, ja wohl gottlosen Ansicht auch gezwungen, in ein Kloster zu gehen und Mönch zu werden. Schon seit mehreren Jahren hatte Cheriga in dem Kloster gelebt, auch längst schon seine klösterlichen Gelübde abgelegt. Dieser entband ihn nun ein Machtgebot des Kaisers. Die kräftigsten Gegenvorstellungen des Patriarchen blieben fruchtlos. Cheriga ward wieder an den Hof zurückberufen, der bisherige Mönch in einen Befehlshaber der fremden Leibwache umgewandelt, bald darauf, erhoben zu einer der höchsten Würden im Staate, ebenfalls an die Spitze der Regierung gestellt; und so bildeten nun diese drei, nämlich ein lasterhaftes Weib, ein zwar geistvoller, aber harter gemüthloser Evnuch und ein ausgesprungener gottloser Mönch das edle Triumvirat, dessen Händen das Wohl oder Weh von Millionen von Menschen übergeben ward *).

5. Aber bei allem dem ward dennoch Romanus II. Regierung eine der glorreichsten Epochen in der Geschichte des oströmischen Reiches. Aber daran hatte weder Romanus, noch seine

*) Unter diesen dreien war unstreitig Bringas bei weitem der beste. Wahrhaft besorgt um das Wohl des Reiches, wie des Kaisers und dessen Familie, gelangte er bald, besonders so lange Romanus lebte, zu einem entschieden vorherrschenden Ansehen, das sogar jenem der Kaiserin nicht selten mit dem größten Erfolge das Gleichgewicht hielt. Bei Gelegenheit einer, durch den Geist des Wuchers und falscher Specula-

Theophano, höchstens blos Bringas einigen Antheil. Beinahe ausschließlich gebührt aller Ruhm einzig und allein den beiden großen Brüdern Nicephorus Phocas und Leo Phocas. Bis in seine tieffsten Grundfesten erschütterten beide große Feldherren das Reich der Sarazenen, eroberten Creta, zerstörten ein seit einigen Jahren zu Hamadan (Ecbataua) auf den Trümmern des Kaliphats gegründetes neues Sultanat, trugen der Griechen siegreiche Waffen bis jenseits des untern Euphrats und Tigris, erweiterten von allen Seiten die Grenzen des Reiches, schickten zahllose Gefangene nach Constantinopel, und bereicherten mit der Beute des Orients die Schatzkammer des Kaisers. Der Lauf ihrer Siege begann mit einer Unternehmung auf Creta. Unter der hundert und zwanzig jährigen Herrschaft der Sarazenen war diese große, üppig fruchtbare, und damals ganz ungemein bevölkerte Insel eine furchtbare Seemacht geworden. Cretensische Raubschiffe bedeckten den Archipel und das mittelländische Meer, störten den Handel der Völker und plünderten und bedroheten unaufhörlich alle Inseln und Küstenländer der Griechen. Fruchtlos waren schon mehrere Versuche gemacht worden, diese Insel wieder zu erobern. Alle Anstrengungen der Griechen endeten zu deren Schande, und Constantins

tion erzeugten, sehr großen Theurung, der er jedoch schnelle wieder ein Ende machte, sagt der Continuat. des Constant. Porphyr. von Bringas: «erat enim vir justus, nec personarum acceptor, et fidei tenax». — Bald darauf sagt derselbe Geschichtschreiber wieder: «Talis nimirum erat, acri vir ingenio fervidoque ac studiosus, ut nemo superiorum aut aequalium illi æquaretur».

letzte, gegen Creta ausgerüstete Expedition, die so ungeheure Summen verschlang und doch einen so unglücklichen Ausgang nahm, war in ganz Constantinopel noch in lebendigem Andenken. Demungeachtet brachte jetzt Nicephorus die Eroberung und Zerstörung dieses sarazenischen Inselstaates im Staatsrathe des Kaisers auf das neue wieder in Anregung. Aber die Kaiserin und selbst der größte Theil des Senats, der seit einiger Zeit wieder einigen Einfluß in die Angelegenheiten des Reiches erhalten hatte, widersetzten sich aus allen Kräften diesem Antrage. Mit seiner Meinung stand Nicephorus jetzt allein, und die Sarazenen in Creta würden noch länger der Schrecken aller den Archipel und das Mittelmeer beschiffenden Völker geblieben seyn, wäre nicht ganz unerwartet der Kaiser, von Bringas dazu ermuntert, selbst auf die Seite seines großen Feldherrn getreten. Romanus gefiel sich in der Größe und Gefahr dieses Unternehmens, vielleicht auch deswegen, weil sein Vater und Grosvater es fruchtlos versucht hatten. Um ihn demselben abgeneigt zu machen, suchte man zwar den sonst so leichtsinnigen, in Ausschweifungen versunkenen, und blos seinen Vergnügungen nachjagenden Monarchen durch eine vorgebliche Prophezeihung zu schrecken, welcher zufolge derjenige, welcher Creta erobere, auch in kurzer Zeit im Besitze des Thrones von Constantinopel und des ganzen griechischen Reiches seyn würde. Aber auch diese, wahrscheinlich erst jetzt oder vielleicht auch noch später ersonnene Alphanzerei machte auf Romanus keinen Eindruck. Er zeigte, daß auch er bisweilen einen Willen haben könnte, und diesem mußten nun die Kaiserin, der Staatsrath, alle Senatoren und der ganze Hof sich fügen.

6. Um den Erfolg dieses schon so oft mißlungenen Unternehmens zu sichern, wurden ganz außerordentliche Zurüstungen gemacht. Eine Flotte von hundert und zwanzig Galeeren und fünf und siebenzig Schiffen größerer Bauart ward theils in dem Hafen von Constantinopel, theils in den Häfen Asiens, Griechenlands und Macedoniens ausgerüstet *). Sie führte vier und dreißig tausend Seeleute, zwanzig tausend Mann regulärer Truppen, und nächst diesen noch sechshundert Waräger und sieben tausend Mann tapferer Mardaiten, deren Väter einst den Libanon bewohnten, lange Zeit eine feste Vormauer gegen die Sarazenen waren, und endlich, ihrem Vaterlande entrissen, in einen Winkel Kleinasiens waren verpflanzt worden. Außer diesen Truppen führte die Flotte noch eine, allen Begriff übersteigende Menge von Waffen, Maschinen, Vorräthen, Werkzeugen jeder Art. Der Sold, nur auf wenige Monate berechnet, belief sich nach unserm heutigen Geldfuß ungefähr auf anderthalb Millionen Gulden. — Der Sammelplatz sämmtlicher Schiffe war der Hafen von Pigale unterhalb Ephesus. Als die Flotte durch die Sporaden hindurch segelte, schickte Nicephorus einen Schnellsegler voraus, um die Küste der Insel zu recognosciren, einige Bewohner derselben aufzuheben und zu ihm zu bringen **).

*) Nach der Angabe des so eben erwähnten Continuat. war die Anzahl der Schiffe noch weit größer. »Naves erant igne graeco instructae bis mille; celoces mille, carabia oneraria annonas armaque bellica convehentia septem supra trecenta etc.

**) Die südlichsten von den sporadischen Inseln sind höchstens nur noch siebenzig bis achtzig Seemeilen von Creta entfernt.

Von diesen erfuhr der Feldherr, daß der Emir von Creta von den Zurüstungen der Griechen Kunde erhalten, aber daher auch die größte Bestürzung auf der ganzen Insel herrsche, jedoch die gesammte männliche Bevölkerung unter den Waffen stehe, um wo möglich eine feindliche Landung zu verhindern. Wirklich fand auch Nicephorus, als er der Insel sich näherte, ein zahlreiches feindliches Heer ganz nahe am Gestade des Meeres. Aber Schrecken und Erstaunen ergriff die Sarazenen, als sie sahen, wie die Griechen von ihren Schiffen sichere und starke Brücken auf das Land warfen, und ihre Truppen über dieselben in geschlossener Ordnung und breiter Fronte an das Land rückten. Wie erstarrt und versteinert ließen die Sarazenen diese Bewegung ruhig geschehen. Auch nicht ein Pfeil ward gegen die Griechen abgeschossen. Im Gegentheil zogen die Sarazenen sich zurück, stellten sich jedoch bald, nur in größerer Entfernung von dem Meere wieder auf. Als das ganze Heer der Griechen gelandet war, theilte Nicephorus es in drei Abtheilungen; die mittlere führte er selbst, und vor dieser wehete als Reichsfahne die Fahne des Gekreuzigten. Noch an demselben Tage griff Nicephorus die Sarazenen an. Gleich bei dem ersten Angriff ward das feindliche Heer zurückgeworfen. Nicephorus folgte ihm auf dem Fuße, griff es noch einmal an, und schlug es gänzlich in die Flucht. Groß war der Verlust der Feinde. Das Schlachtfeld war mit Leichen getödteter Sarazenen bedeckt. Der Rest des geschlagenen Heeres floh nach Candia, der Hauptstadt der Insel, und mit den Fliehenden kamen die Griechen beinahe zu gleicher Zeit vor den Thoren von Candia an.

7. Candia war damals sehr groß, ungemein bevölkert, und durch Natur und Kunst gleich stark befestiget. Auf dem Abhange eines hohen Felsen erbaut, bespülte auf der einen Seite seine Mauern das Meer, und auf der andern schützte es die steile Felsenwand, nebst einer doppelten Reihe, mit Thürmen versehener Mauern. An Maschinen und Kriegsvorrath jeder Art hatte es einen Ueberfluß, und endlich befand sich auch noch der Emir mit dem Kern seiner Truppen, die seine Leibwache bildeten, in der Stadt. — Durch wiederholte hartnäckige Stürme wollte Nicephorus sein Heer nicht schwächen; denn er konnte sehr leicht in den Fall kommen, vielleicht auch bald ein aus spanischen und afrikanischen Sarazenen bestehendes Hülfsheer bekämpfen zu müssen. Sein Plan war, Candia nicht förmlich zu belagern, sondern blos zu berennen, und endlich durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen. Auf der Landseite ward also die Stadt von einem sehr tiefen und breiten Graben, dessen beide Endpunkte sich an dem Meere anlehnten, umschlossen; und die verschiedenen Schiffsabtheilungen der griechischen Flotte wurden von Nicephorus so zweckmäßig stationirt, daß den Belagerten dadurch alle Zufuhr zur See, sowohl an Mannschaft, als auch an Lebensmitteln oder andern Kriegsbedürfnissen abgeschnitten ward. — Aber das griechische Heer lagerte hinter dem Graben in einer ungemein anmuthigen, wahrhaft paradiesischen Gegend. Die Zelte der Soldaten standen unter lauter Obstbäumen der mannigfaltigsten Art. Diese gaben dem Soldaten kühlenden Schatten, während die daran und oft bis in die Zelte hinein hangenden Früchte ihm, besonders in den heißen Sommer-

monaten erquickende Nahrung *) gewährten. — Da die Belagerten keine Ausfälle wagten; so hätte die jetzt eintretende Ruhe, verbunden mit dem lachenden Himmel und der reizenden, üppig fruchtbaren Landschaft dem Heere endlich gefährlich werden können; aber durch die strenge von Nicephorus eingeführte Disciplin, in Verbindung mit seiner mehr als väterlichen Sorgfalt für das wahre Wohl des Soldaten, und besonders für stets im Lager herrschenden Ueberfluß ward jede Gefahr dieser Art glücklich abgewandt. Uebrigens wußte Phocas das Heer auf mancherlei andre Art zu beschäftigen. Da die Uebergabe der Stadt sich erst noch in ziemlich ferner Perspective zeigte, so detaschirte er mehrere Corps in das Innere der Insel, die das platte Land unterwarfen, und die kleinern Städte und Burgen der Sarazenen eroberten; so daß es vorauszusehen war, daß mit der Uebergabe Candia's auch die ganze Insel erobert und den Griechen unterworfen seyn würde.

8. Indessen aber war es Winter geworden, und Candia hatte sich noch nicht ergeben. Viele Tage lang anhaltender Regen, der oft stromweise herabfiel, und gegen den der vor Kälte halb erstarrte Soldat in seinem vom Wasser ganz durchweichten Zelte keinen Schutz mehr finden konnte,

---

*) Deinceps Romani omni metu soluti castra metantur, quo loco limpidissimi fontes, pomorumque ac frugum genus omne scatebat. Unicuique tabernaculum tuguriumque inter fruteta positum erat, pomisque decidentibus omnique rerum aliarum ubertate freti, cum gaudio agebant etc. (Contin. Const. Porphyr).

machte ihn schon so ziemlich übler Laune. Als aber endlich gar noch Mangel an Lebensmitteln eintrat, fing das ganze Heer an zu murren. Selbst die Officiere ließen unbescheidene Klagen laut werden. Man müsse, sagten sie, da doch an die Eroberung der unbezwingbaren Feste nicht zu denken wäre, das Heer wieder einschiffen, und mit der Flotte nach einem der griechischen Häfen zurücksegeln. Einem so wachsamen Feldherrn wie Nicephorus konnte diese Stimmung des Heeres nicht lange verborgen bleiben. Er versammelte sämmtliche Officiere aller Waffengattungen um sich her, und hielt eine Rede an sie, in welcher er mit einer, eines Kriegers würdigen, männlichen Beredsamkeit ihnen die Schande vorstellte, mit der sie sich bedecken würden, wenn sie jetzt unverrichteter Dinge, ohne das Raubnest zerstört zu haben, wieder zurückkehren wollten. Ihr Beruf sey es, die zahllosen, der Christenheit von den Sarazenen zugefügten Beleidigungen zu rächen. Dem im Lager herrschenden Mangel werde bald abgeholfen werden, indem er gewiß wisse, daß eine mit Lebensmitteln reichlich befrachtete Flotte unter Weges sey. „Wollen wir" schloß endlich Nicephorus seine Rede, „wollen wir, die wir im „festen Vertrauen auf Gott des göttlichen Bei„standes versichert sind, uns an ausdauerndem „Muthe von jenen übertreffen lassen, die weder „von Gott noch den Menschen, selbst nicht ein„mal von ihren Brüdern in Spanien und Afrika „Hülfe zu erwarten haben" *)? — Nicephorus

*) Der Emir von Creta hatte wirklich sowohl nach Afrika als Spanien um Hülfe geschickt. Aber die beiden Kaliphen waren so klug, zuerst Abgeordnete zu schicken die an Ort und Stelle die Lage der Dinge

wollte noch länger sprechen. Aber im Namen aller unterbrach ihn einer der Anwesenden, ihm zurufend: „Feldherr! Du hast unsere Herzen durch„bohrt. Deine Worte haben uns neues Leben, „neue Kräfte gegeben. Wir werden Dir gehorchen; „wohin Du uns führst, Dir folgen, und mit Dir, „wenn es sein sollte, muthig sterben“ *). — Alles war nun wieder voller Enthusiasmus; auch sah man wenige Tage darauf eine, mit Lebensmitteln jeder Art beladene Flotte mit vollen Segeln der Küste sich nähern.

9. Im Lager herrschte nun wieder Ueberfluß; aber desto furchtbarer wütheten in der Stadt Hungersnoth und ansteckende Seuchen. Die Belagerung hatte jetzt schon achtzehen Monate gedauert, die Pest in den letzten Monaten den grösten Theil der waffenfähigen Mannschaft hinweggerafft, und die, welche verschont geblieben, waren so entkräftet, daß sie kaum noch ihre Waffen führen konnten. Von den vielen, in dem griechischen Lager täglich ankommenden Ueber-

---

genau erkunden sollten; und diese machten nach ihrer Rückkehr von der Stärke des Heeres, wie der Flotte der Griechen, und besonders von der Tapferkeit und Kriegskunde des griechischen Feldherrn einen so abschreckenden Bericht, daß weder die afrikanischen noch spanischen Sarazenen es wagen mochten, eine Entsatzflotte nach Creta auslaufen zu lassen.

*) »Aperuisti, Magister, corda nostra; sermone vires durasti atque animos acuisti. Vix non additis alis, obsequio promptos atque vigiles reddidisti. Consilio morem gerimus, ac præcepta obtemperamus, unaque denique commoriemur.« (Contin. Const. Porph).

läufern erfuhr Nicephorus den traurigen, beinahe jetzt völlig wehrlosen Zustand der Stadt. An der Zuverlässigkeit der Nachrichten dieser Leute war nicht mehr zu zweifeln; denn nicht nur deren vollkommene Uebereinstimmung in dem was sie sagten, sondern mehr noch ihre ausgehungerten, mehr Gespenstern als Menschen ähnliche Gestalten bürgten für die Wahrheit ihrer Worte. Jetzt beschloß Nicephorus die Stadt zu erstürmen. Der Graben ward ausgefüllt; die Kriegsmaschinen wurden vorgeführt, und nachdem diese die Mauern und die darauf stehenden Sarazenen einige Zeit auf das heftigste beschossen hatten, ward endlich das Zeichen zum Sturm gegeben. Die obgleich sehr steile Anhöhe hatten die Griechen bald erstiegen; aber auf den Mauern leisteten die Sarazenen desto tapferern Widerstand. Verzweifelung gab ihnen neue Kräfte; und als sie endlich, von der Menge überwältiget, auf den Mauern sich nicht mehr halten konnten, und das griechische Heer schon in die Stadt gedrungen war, schlugen sie sich noch mit unbeschreiblicher Wuth gegen den eindringenden Feind. Beinahe jedes Haus, jede Straße mußten erst noch von den Griechen erstürmt werden. Nicephorus, der auch unter dem wilden Geräusch der Waffen, und dem betäubenden Siegesgeschrei des Heeres, dennoch die Stimme der Menschlichkeit hörte, befahl zwar, Alle, welche die Waffen von sich werfen würden, am Leben zu erhalten; aber seine menschlichen Befehle wurden von den, durch den harten Kampf noch zu sehr erhitzten Siegern nicht sehr genau befolgt. Durch seine großmüthigen Anstrengungen gelang es ihm doch bald, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. — Von den in der Stadt durch vieljährigen Seeraub gewonnenen und auf-

gehäuften Schätzen sonderte Nicephorus die größten Kostbarkeiten für den Kaiser aus, alle übrigen immer noch ungeheuere Reichthümer überließ er ohne Ausnahme seinen Soldaten zur Beute.

10. Sämmtliche Festungswerke der Stadt ließ Nicephorus schleifen, erbauete aber auf einer nahe gelegene Anhöhe ein, die Stadt und Umgegend beherrschendes festes Schloß; und von der Seeseite ward Candia durch einige, von Nicephorus in dem Hafen zurückgelassenen griechische Feuerschiffe gegen Ueberfälle sarazenischer Seeräuber hinreichend geschützt. — Mit Lorbern gekrönt und unermeßlicher Beute beladen, kehrte das Heer nun wieder zurück. Glänzend war der Empfang des Feldherrn in Constantinopel. Eine immer seltener werdende Auszeichnung ward ihm zu Theile, nämlich die Ehre eines feierlichen Triumphes, bei welchem die zahllosen, sämmtlich weißgekleideten sarazenischen Gefangenen dem schaulustigen Volke ein neues, bis jetzt noch nie gesehenes Schauspiel darboten. Aber was vorzüglich Aller Augen auf sich zog, war der gefangene Emir. Schon seine äußere Gestalt trug die Signatur eines Helden. Selbst in den Fesseln war seine Haltung noch würdevoll, sein Gang stolz, und gebietend sein Blick. Auch die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes erregte der gefesselte, jedoch von seinem Schicksale noch lange nicht gebeugte Emir. Auf den Romanus selbst machte er tiefen Eindruck. Der Kaiser wieß ihm bedeutende Ländereien und einen sehr ansehnlichen jährlichen Gehalt an, würde ihn auch gerne zur Würde eines Patriciers erhoben haben, hätte nur der edle Sarazen, von einem höhern Lichte erleuchtet, seinem mohamedanischen Wahn zu entsagen sich entschließen können.

11. Unter einer, beinahe anderthalb hundertjährigen mohamedanischen Regierung hatte sehr begreiflicher Weise Mohameds Koran das Evangelium Jesu Christi von der Insel völlig verdrängt. Aber von dem Geiste Gottes getrieben, kam aus seinem Kloster auf den Grenzen Pontus und Paphlagoniens, bald nach Creta's Eroberung durch die Griechen, der heilige Nicon mit dem Beinamen Matonoites auf der Insel an *), und verkündete den in Aberglauben versunkenen Cretensern auf das neue wieder das lebendig machende Wort vom Kreuze. Anfänglich fand er nirgends Gehör. Als es aber Gott gefiel, die Lehre seines Apostels durch offenbare Wunder zu bekräftigen, stieg auch mit jedem Tag die Ehrfurcht gegen den von Gott gesandten Missionair **). Willig nahm man nun seine Worte auf, denn jedes Herz öffnete sich ihm von selbst. Mit jedem Tage

*) Wohin der heilige Nicon kam, war sein erster Gruß: „Thut Buße" da er diese Worte stets in seinem Munde führte, gab man ihm den Beinamen Matonoites, ein griechisches Wort, welches jene Eigenheit des Heiligen bezeichnete.

**) Der heilige Nicon besaß in vorzüglichem Grade jene besondere Art prophetischer Gabe, durch die er in dem Innern der Menschen las, die tiefsten Falten des Herzens durchschauete, und Jedem seine geheimsten Gedanken, besonders wenn sie auf Frevel gerichtet waren, entdeckte. — — Da der heilige Nicon Jesum Christum von ganzer Seele und über Alles liebte; so ward es ihm in der Gegenwart solcher, welche Jesum nicht anbeteten, nicht mit gleicher Liebe umfaßten, stets ganz unheimlich. In dem Dunstkreise solcher Menschen konnte er nicht mehr frei athmen; auch fühlte er schon von ferne ihre Annäherung durch eine gewisse ganz eigene schmerzhafte

mehrte sich demnach die Zahl jener, die nach dem Bade des Heils verlangten. Viele Hunderte taufte der heilige Nicon oft in einer einzigen Woche. Ueberall wurden jetzt Kirchen erbauet, Priester und Diaconen geweihet, selbst einige Klöster gestiftet, und bevor noch zwei Jahre völlig verflossen waren, stand schon das Christenthum auf der ganzen Insel in schönster Blüthe, und von den Thürmen von Candia, wie vor den Thoren aller großen und kleinern Städte prangte auf das neue wieder das triumphirende Zeichen unserer Erlösung. — Als Nicon seinen Auftrag vollendet hatte, kehrte er nach Griechenland zurück, wo er zuerst in Epirus, dann in Corinth und Lacedämon noch neun und zwanzig Jahre in dem Rufe allgemein anerkannter Heiligkeit lebte. — Von jetzt an blieb Creta viele Jahrhunderte hindurch ununterbrochen ein christlicher Staat; bis endlich die schöne und fruchtbare Insel im Anfange der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, nach einer lange dauerndern und äußerst blutigen Belagerung ein Raub des osmanischen Türken ward *).

---

Empfindung, die in diesem Falle ihn jedesmal befiel. Als daher die Obrigkeit und das Volk von Corinth ihn bat, seinen Wohnsitz bei ihnen zu nehmen, that er dies nur unter der Bedingung, daß alle Juden vorher die Stadt verlassen müßten. (**Fleury, Hist. d. l'egl. T. 12 p. 169** und **314**).

*) Die Belagerung Candia's durch die Türken im Jahre 1667 ist vielleicht die merkwürdigste Belagerung in der ganzen neuern, wie neuesten Kriegsgeschichte. Da die Stadt von der Seeseite offen blieb, und gerade damals alle christlichen Staaten mit einander in Frieden lebten, auch von dem Fürsten bis auf den Gering-

sten im Volke, Jeder es noch für die höchste Würde hielt, ein Christ zu seyn; so kamen aus allen europäischen Armeen Officiere nach Candia, um als Freiwillige unter der Kreuzfahne des göttlichen Stifters ihrer Religion gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Es übersteigt alle Begriffe, welche beinahe unglaublichen Thaten von Unerschrockenheit, Tapferkeit, Selbstaufopferung und ausdauerndem Muthe von diesen begeisterten christlichen Helden verrichtet wurden. Die Belagerung dauerte daher auch zwei Jahre und sechs Monate. Als Wälle, Mauern und Thürme schon eingestürzt waren, wankten auch dann die Christen noch nicht. Auf dem Schutt ihrer eingestürzten Bastionen schlugen sie noch die Stürme der Türken zurück; und erst als es diesen gelang, den Hafen zu sperren und zu beschießen, ward die Festung oder vielmehr der Steinhaufen übergeben. Während der Belagerung wurden 57 Hauptstürme zurückgeschlagen, und auf beiden Seiten siebzehn hundert Minen gesprengt. Die Anzahl der in den Ausfällen, Stürmen und durch die Minen getödteten Christen belief sich auf 30,000, jene der Türken auf 120,000. — — Von allem Uebrigen abgesehen, hat diese Belagerung schon deswegen eine vorzügliche historische Bedeutung, weil sie so viele sprechende, wahrhaft erstaunenswürdige Beispiele liefert, was Begeisterung und religiöser Enthusiasmus über den Soldaten vermögen, wie schnell sie selbst ganz gewöhnliche Leute in Helden umwandeln, und zu welcher Höhe sie alle physischen und moralischen Kräfte des Menschen zu steigern im Stande sind. — Leider ward, und wird besonders auch gegenwärtig noch eine Armee nur als eine große künstlich zusammengesetzte Maschine betrachtet, deren blose physische Kraft, geregelt durch die coercitive Gewalt der Disciplin, allein nur einen Werth hat, und die blos einer militärischen Intelligenz bedarf, um ihr jedesmal die kräftigste Impulsion zu geben; und wie dies Letztere geschieht und geschehen muß, das bringt ja jetzt schon jeder Kadet sauber geschrieben in seiner Tasche aus dem Cadetenhause zu seinem Regiment. Das Technische ist frei-

lich ebenfalls nothwendig; aber wie jede Wissenschaft hat auch die Kriegswissenschaft ihre Philosophie, und diese lehrt uns, daß es in jener Etwas gibt, das noch höher steht, als das Technische. Ein, obgleich nur matter Reflex davon war selbst den Heiden nicht unbekannt; das bewiesen Leonidas und seine hundert und zwanzig Spartaner.

12. Während Nicephorus Phocas sich mit der Belagerung Candia's und der Eroberung von Creta beschäftigte, erwarb sich in den Gefilden Syriens und Assyriens sein Bruder der Leo Phocas nicht mindern kriegerischen Ruhm. Mit gleichem Glück focht er bald an dem obern Tigris, bald auch wieder in den gebirgigen Gegenden von Syrien. Obgleich an Truppenzahl den feindlichen Heeren weit nachstehend, wußte er sie doch durch wohlberechnete Märsche und glücklich gewählte Stellungen immer weiter zurückzudrücken, behielt in allen kleinen Gefechten die Oberhand, schlug endlich in einer entscheidenden Schlacht das zahlreiche, von dem Sultan oder Emir selbst angeführte Heer völlig auf das Haupt, eroberte viele Städte und feste Schlösser, machte unermeßliche Beute, und schickte eine solche Menge sarazenischer Gefangenen nach Constantinopel, daß nicht nur alle dazu zu verwendende öffentliche Gebäude, sondern selbst sehr viele Privatwohnungen damit angefüllt waren. Auch Leo Phocas ward nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt die Ehre des Triumphes von dem Kaiser bewilliget.

13. Von Jedermann bewundert, und von dem Volke gleichsam auf den Händen getragen, ruheten nun Nicephorus und Leo Phocas einige

Zeit auf ihren Lorbern aus. Aber während der beiden Brüder Aufenthalt am Hofe in Constantinopel entspann sich zwischen dem Erstern und der Kaiserin ein geheimes Liebesverständniß. Nicephorus äußere Gestalt war nichts weniger als einnehmend, vielmehr gerade das Gegentheil. Aber in dem häßlichen Körper wohnte eine edle, wahre Heldenseele; und seine kühne würdevolle Haltung und sein funkelndes Heldenauge schienen auch auf Theophano's launenhaftes Herz keinen schwachen Eindruck gemacht zu haben. Dem Scharfblick des Bringas konnte dieses Verhältniß nicht lange verborgen bleiben, und für sich die Folgen davon befürchtend, suchte er den Nicephorus so bald als möglich vom Hofe zu entfernen. Alles vermögend bei seinem Herrn, bewirkte er ohne große Mühe, daß Romanus den Nicephorus zum Feldherrn des Orients ernannte, und ihm die Fortsetzung des Krieges gegen die Sarazenen übertrug. —

14. Um das den Griechen so gefährliche Reich der Hamadaniden zu stürzen, wurden jetzt noch ungleich furchtbarere Zurüstungen als zur Eroberung Cretas gemacht. Als dieselben beendiget waren, bestand das Heer des Nicephorus aus zweimal hundert tausend Mann, worunter sich ein Heerhaufen von dreisig tausend ganz in Eisen gepanzerter Krieger befand. Dieser ungeheuern Armee folgten zehn tausend Maulthiere, größtentheils beladen mit eisernen Pfählen und Fußangeln, womit Nicephorus, besonders in der Nähe des Feindes jedesmal sein Lager zu umgeben pflegte. Einer so furchtbaren Kriegsmacht wagte der Emir, oder Sultan der Hamadaniden nicht im offenen Felde die Spitze zu bieten. Fech-

tend zog er sich immer weiter zurück; suchte durch List die Griechen in einen Hinterhalt zu locken, was jedoch der erfahrne Nicephorus stets zu vermeiden wußte. Indessen ward die bedeutende Stadt Beröa von den Griechen erobert. Noch viele andere Städte, — die griechischen Geschichtschreiber sagen: sechzig an der Zahl — den Sarazenen entrissen. Als endlich der Emir seine eigene Haupt- und Residenz-Stadt Aleppo bedroht sah; zog er, um sie zu decken, alle seine Streitkräfte vor derselben zusammen. Nikephorus ließ nicht lange auf sich warten. Nahe vor den Thoren von Aleppo kam es zu einem entscheidenden blutigen Treffen, in welchem die Sarazenen abermals, und zwar mit ganz ungeheuerm Verlust völlig auf das Haupt geschlagen wurden. Unermeßliche Schätze fanden die Griechen in dem, außerhalb der Stadt gelegenen Palaste des Emirs. Unter anderm drei hundert große Schläuche voll gemünztem Golde und Silber; über dieß noch vierzehn tausend Maulthiere, und einen ungeheuern Vorrath von Waffen jeder Art. — Nicephorus ließ gleich darauf auch die Stadt stürmen. Aber die Sarazenen thaten auf ihren Mauern tapfern Widerstand. Der Sturm ward zurückgeschlagen. Nicephorus sann nun auf Mittel, sich der Stadt durch Ueberfall zu bemächtigen, zog also wenigstens dem Scheine nach mit seinem Heere wieder vor den Thoren von Aleppo ab, lagerte aber hinter einer, nicht sehr fernen, alle seine Bewegungen deckenden Reihe von Hügeln. In versteckten Posten ließ er einige leichte Truppen zurück, um den Feind in der Stadt zu beobachten, und ihm von Allem was auf den Mauern vorging, also gleich Bericht zu erstatten. Schon am andern Tage entstand ein Aufruhr in der

Stadt. Soldaten von der Besatzung hatten einige Bürgerhäuser geplündert, auch manchen andern Exzeß sich erlaubt. Um ihr Eigenthum zu schützen, griffen die Einwohner zu den Waffen. Bald kam es zwischen ihnen und einem Theil der Besatzung zum Handgemenge. Als die auf den Mauern wachhabenden Soldaten dieß hörten, verließen sie, weil sie keinen Feind in der Nähe glaubten, ihre Posten, um ihren mit den Bürgern sich balgenden Kameraden zu Hülfe zu kommen. Auf beiden Seiten wurden viele getödtet; in allen Straßen herrschte Tumult und Verwirrung. Unverzüglich ward dieß dem Nicephorus gemeldet. Schnell rückte er mit dem Heere hinter der Anhöhe hervor. Ohne allen Verlust erstiegen die Griechen die Stadtmauern, und in Zeit von zwei Stunden war Nicephorus, nach einer vorhergegangenen äußerst kurzen Belagerung von drei Tagen, Herr von Aleppo.

15. Unermeßliche Beute, alle Reichthümer der üppigen Hauptstadt waren zwar jetzt in den Händen der Griechen. Aber der Besitz von Aleppo war ihnen nicht gesichert, so lange nicht auch die auf einer Anhöhe liegende, stark befestigte Citadelle von ihnen genommen ward. Der größte Theil der Besatzung hatte sich in dieselbe geworfen. Eine förmliche, wahrscheinlich ziemlich lange dauernde Belagerung war durchaus nothwendig. Aber nun erhielt Nicephorus die Nachricht, daß ein Feldherr der Hamadaniden in Verbindung mit dem Emir von Damas mit einem ungemein zahlreichen Heere zum Entsatz heranrücke. Zudem war die zum Kriegführen günstige Jahreszeit größtentheils verflossen. Nicephorus entschloß sich demnach zum Rückzug. Die Gegenden, die er mit

dem Heere durchzog, behandelte er mit der größten Schonung, ermunterte selbst die Landleute, ihre Aecker fleißig zu bestellen, indem er unfehlbar das nächste Jahr wieder kommen, und den Ertrag der Erndte mit ihnen theilen würde. — Nicephorus, die Nachstellungen des Bringas befürchtend, hatte diesmal keine Lust, nach Constantinopel zu gehen. Er ließ die Truppen in Kleinasien die Winterquartiere beziehen, und um den Argwohn des mächtigen, gegen ihn feindselig gesinnten Ministers nicht noch mehr zu reitzen, verabschiedete er sogar einen Theil seines Heeres. Er selbst begab sich auf eines seiner, in Kleinasien liegenden Landgüter. Nicephorus Aufenthalt allda war jedoch nicht von langer Dauer; denn ein wichtiges, ganz unerwartetes Ereigniß gab jetzt auf einmal wieder seinen Strebungen, wie seinen Gedanken eine ganz andere Richtung.

16. Romanus II. war am 15. März 963 gestorben. Er hatte vier und zwanzig Jahre gelebt, drei Jahre und vier Monate geherrscht, und die Ursache seines Todes soll ein auch ihm von Theophano gereichter Gifttrunk gewesen seyn *). Aus der Ehe mit einer so zärtlichen Gattin hinterließ er zwei Söhne, Basil und Constantin, und zwei Töchter, Theophano und Anna. Basil war bei dem Tode seines Vaters fünf, Constan-

*) Auch dieser Verdacht beruhet abermals auf keinem sehr hinreichenden Grunde. Cedrenus sagt: **Mortis causam alii fuisse tradunt ejus luxuriosa et voluptatibus dedita vita; alii veneno extinctum putant.** Was Constantinopel zu solchem Verdacht einigermaßen rechtfertigte, dies wird uns die Folge von Theophanos Lebensgeschichte lehren.

tin zwei Jahre, und die Prinzessin Anna gar nur zwei Tage alt. Basil und Constantin hatte Romanus schon während seines Lebens krönen lassen, sie mit dem Titel Augustus geschmückt und auf seinem Sterbebette verordnet, daß Beide ihm in der Regierung folgen sollten. — Für die Nachwelt muß Romanus II. mehr ein Gegenstand des Mitleides als des Hasses seyn. Völlig vernachlässigte Erziehung und die schlechtesten Umgebungen erstickten seine herrlichen Anlagen; das Einzige, was sie ihm nicht rauben konnten, war eine ganz ungemeine Milde des Herzens, dem selbst das, gewöhnlich nur sehr edeln, fein fühlenden Seelen eigene Vergnügen, auch seinen ärgsten Feinden zu verzeihen, nie fremd ward. Ein Jahr vor seinem Tode ward eine gegen sein Leben gerichtete Verschwörung entdeckt. Einstimmig wurden sämmtliche Verschworne zum Tode verurtheilt. Aber der Kaiser schenkte ihnen das Leben, bestrafte sie blos mit Verbannung in verschiedene, nicht sehr entfernte Klöster, ließ jedoch auch diese Strafe wenige Monate darauf ihnen wieder nach, erlaubte ihnen sogar nach Constantinopel zurückzukehren. Jene also, welche ihm nach dem Leben gestrebt, blieben nicht nur selbst lebend, sondern auch im Besitze aller ihrer Güter. — Dieser Kaiser ist ein abermaliger Beweis, wie nothwendig es sey, daß besonders dem kräftigen Jüngling ein treuer und einsichtsvoller Führer zur Seite stehe, der alle glücklichen Anlagen desselben nach und nach zu wahren Fertigkeiten ausbilde, und so lange über ihn wache, bis der jugendliche Geist, zu größerer Reife gelangt, endlich das Licht gefunden, auch die verborgensten Falten seines Herzens zu beleuchten, und dessen Regungen gebieterisch zu beherrschen.

17. Theophano, als Vormünderin ihrer Söhne, stand jetzt an der Spitze der Regentschaft. Voll Vertrauen auf das Wohlwollen der Kaiserin erschien Nicephorus nun wieder an dem Hofe von Constantinopel. Aber Theophano's Einfluß war lange nicht so groß, als er geglaubt, weit überwiegender das Ansehen des Bringas, von dem größten Theil des Senats unterstützt. Die zwischen Nicephorus und dem übermächtigen Minister seit einiger Zeit herrschende Kälte hatte sich indessen auf Seite des Letzteren bis zu offenbarer Feindschaft gesteigert. Von mehreren seiner Freunde ward ersterer gewarnt, sich vor den Nachstellungen des Bringas in Acht zu nehmen. Derselbe sey schon halb entschlossen, ihn greifen und die Augen ihm ausstechen zu lassen. — Schon lange hatte Nicephorus sich bestrebt, mit allen Eigenschaften eines großen Feldherrn auch die Tugenden eines strengen Asketen zu vereinigen. Unter seinem Waffenrock trug er ein härnes Gewand, unterwarf sich harten Abtödtungen, und hatte seit dem Tode seines Sohnes durch ein förmliches Gelübde zu ewiger Enthaltsamkeit von Fleisch und Wein sich verpflichtet *). Daß alles

*) Nicephorus Sohn war ein trefflicher, zu den größten Hoffnungen berechtigender Jüngling. Mit einigen seiner Anverwandten, mit ihm von gleichem Alter, pflegte er öfters sich in allerlei Arten von Waffenspiel zu üben. Unglücklicher Weise erhielt er eines Tages durch die Unvorsichtigkeit seines Gegners einen Lanzenstoß, der ihn tödtlich verwundete, und in der Blüte seines Alters ihn in das Grab senkte. — Wäre dieser Sohn am Leben geblieben, so würde Nicephorus, als er nachher wirklich den Thron bestieg, vielleicht dem Interesse dieses seines Sohnes selbst die beiden kaiserlichen Knaben, die einzigen

dieß Heuchelei und nur Maske gewesen seyn soll, unter welcher Nicephorus seine schwungsüchtigen Absichten zu verbergen suchte: dieß ist offenbar ein zu hartes, viel zu gewagtes Urtheil; selbst ungleich wahrscheinlicher ist das Gegentheil. Daß aber jetzt, da die Liebe der Kaiserin zu ihm, und das noch so zarte, eines mächtigen Beschützers durchaus bedürftige Alter der beiden Prinzen ihm eine Aussicht auf den Thron öffnete, auch sein Ehrgeiz mächtig geweckt ward, daran ist nicht zu zweifeln. Für den Augenblick kam es hauptsächlich für ihn blos darauf an, den gegenwärtig ihm drohenden Sturm schnell zu beschwören, das heißt, den Bringas zu entwaffnen, und dessen Zutrauen, sey es auch durch List wieder zu gewinnen. Nicephorus erbat sich also von demselben ein geheimes Gehör, erklärte ihm in demselben, wie er schon lange gesonnen gewesen, der Welt und aller ihrer Herrlichkeit zu entsagen, und ferne von ihrem Geräusch sich in die Einsamkeit eines stillen Klosters zurückzuziehen. Blos Pflicht gegen die beiden letzten Kaiser, die ihn an die Spitze ihrer Heere gestellt, habe bisher ihn noch in der Welt zurückgehalten. Durch den Tod der beiden Kaiser sey dieses Hinderniß gehoben, und er ersuche ihn nun, zur Ausführung seines Entschlusses ihm ebenfalls seine Einwilligung zu geben; zu gleicher Zeit zeigte er ihm das härne Hemd, welches er unter seinem Gewand zu tragen pflegte. Stumm vor Erstaunen stand Brin-

---

rechtmäßigen Erben des Thrones zum Opfer gebracht haben. Man weiß wie leicht allzugroße Anhänglichkeit an Haus und Familie zu Freveln und Verbrechen dieser Art hinzureißen vermag.

gas einen Augenblick; fiel endlich dem Nicephorus um den Hals, lobte seinen, eines christlichen Helden würdigen Entschluß, gestand ihm nun freimüthig, daß er bisher sich sehr an ihm geirret, nun aber gewiß keinen Anklagen gegen ihn mehr Gehör geben werde. Vollkommen ausgesöhnt schieden beide von einander, jedoch nur Einer in Wahrheit, der Andere blos dem Scheine nach.

18. Unter dem Vorwand, verschiedene, der Ausführung seines Vorhabens nothwendig vorangehende Verfügungen treffen zu müssen, blieb Nicephorus noch mehrere Tage in der Stadt. Von seinem Gönner, dem frommen Patriarchen Polieuktus, wie auch von der Kaiserin selbst ward die kurze Zeit trefflich benutzt. Den grösten Theil der Senatoren zogen sie in ihr Interesse. Mehrere der bedeutendsten Anhänger des Bringas wurden ebenfalls gewonnen. Als alle, um den Erfolg zu sichern, nöthige Vorkehrungen getroffen waren, ward ein allgemeiner Staatsrath zusammen berufen, auch Nicephorus dazu eingeladen. Der Patriarch nahm das Wort. Er erinnerte die Versammlung, daß Romanus wenige Stunden vor seinem Hinscheiden ausdrücklich verordnet habe, den Oberbefehl über das Heer keinen andern Händen, als jenen des Nicephorus anzuvertrauen. Diese Verordnung des sterbenden Monarchen, sagte Polieukt, müßte befolgt, auch des Nicephorus große Verdienste um das Reich durch eine, eines solchen Helden würdige Belohnung öffentlich anerkannt werden. Auf den Vortrag des Patriarchen, dem sogleich die Kaiserin und der ganze Senat beistimmten, ward Nicephorus nicht blos zum Feldherrn des Osten sondern auch des Westen ernannt; und zwar mit einer ganz

ungewöhnlich ausgedehnten Vollmacht. Die Anstellung aller höhern und niedern Officiere sollte blos von seiner Wahl abhängen, auch über Krieg und Frieden und das ganze Kriegswesen in dem Staatsrath ohne seine Einwilligung kein Beschluß gefaßt werden. Aus allen Kräften widersetzte sich zwar Bringas diesem Antrage; aber er ward überstimmt, und sein Gegner als oberster Feldherr der gesammten Kriegsmacht des Reiches von allen Anwesenden einstimmig begrüßt.

19. Aber nun wollte auch Nicephorus keine kostbare Zeit mehr verlieren, verließ eiligst Constantinopel, ging nach Asien, und zog dort unter dem Vorwand, den Feldzug gegen die Sarazenen zu eröffnen, das Heer zusammen. Bringas, der sich jetzt so bitter getäuscht sah, für dessen Scharfblick auch Nicephorus' fernere Plane keine Räthsel mehr waren, und der mithin wohl einsah, daß seine Existenz mit jener des mit so vieler Macht ausgerüsteten Feldherrn unverträglich sey, schrieb an zwei, bei dem Heere in großem Ansehen stehenden Unterfeldherren, nämlich an Johannes Tzimisces und dessen Neffen Romanus Curcuas. Beide suchte er durch die glänzendsten Versprechungen zu bereden, sich der Person des Nicephorus zu bemächtigen, ihm unverzüglich die Augen ausstechen zu lassen, oder auch, wenn dieses nicht angehen sollte, ihn auf irgend eine andere Weise aus der Welt zu schaffen. Unglücklicher Weise für den Bringas waren Tzimices und Curcuas dem Nicephorus mit Leib und Seele ergeben. Sie brachten ihm die erhaltenen Briefe, und drangen nun in ihn, daß er nicht länger mehr zögern, den Purpur anlegen, mit dem Heere nach Constantinopel gehen, und dort alle seine Feinde zer-

treten sollte. Mit scheinbarer Großmuth wieß Nicephorus diese Zudringlichkeiten zurück. Aber nun erregten die beiden, bei den Soldaten ungemein beliebten Feldherren das ganze Heer, und dieses rief schon am folgenden Tage den Nicephorus zum Kaiser aus. Mit verstelltem Widerwillen ergab sich Nicephorus den Wünschen des Heeres, brach auch mit demselben sogleich nach Chrysopolis auf.

20. Die Kunde von der Erhebung des Nicephorus brachte ganz Constantinopel in die gröste Verwirrung. Als aber der, dem Bringas wegen dessen Strenge äußerst abgeneigte Pöbel gar hörte, daß Nicephorus mit seinem Heere in Chrysopolis angekommen sey, brach ein förmlicher Aufstand aus. Ein mit großer Gewalt ausgerüsteter, und schon mehrere Jahre an der Spitze der Verwaltung stehender Minister wird stets eine Menge geheimer Gegner haben. Auch Bringas hatte daher viele Feinde, die jetzt gegen ihn das ohnehin schon aufgeregte gemeine Volk noch immer mehr aufreitzten. Dieses stürmte nun den Palast des Bringas, und plünderte oder zerstörte was es darin fand. Allen bekannten Freunden des Ministers geschah dasselbe, wobei zugleich auch viele Privatwohnungen stiller, von allen öffentlichen Geschäften entfernt lebender Einwohner von dem raubgierigen Gesindel geplündert, selbst mehrere Menschen ermordet wurden. Bringas suchte Schutz in der Sophienkirche. In dem nämlichen Momente, in welchem er in dieselbe trat, ging Bardas, Nicephorus Vater, der bei der ersten Nachricht von der Empörung seines Sohnes, aus Furcht vor dem Bringas, sich in eben diese Kirche geflüchtet hatte, nun triumphirend

und mit stolzer Zuversicht aus derselben wieder heraus. — Ein Kämmerer der Kaiserin, ein kühner unternehmender Mann, bemächtigte sich aller, in dem Hafen von Constantinopel liegender Schiffe. Er selbst bestieg die kaiserliche Fregatte, befahl der Flotte, ihm zu folgen, und führte sie an das jenseitige Ufer des Bosphorus. Sogleich schiffte sich Nicephorus mit einem Theile seines Heeres ein, und ward, als er an das Land trat, von dem, bei jeder Regierungsveränderung gewöhnlich den sinnlosesten Hoffnungen sich hingebenden Volke mit dem grösten Jubel empfangen. Durch das goldene Thor hielt er unter dem frohen Getümmel des freudetrunkenen, in alle Straßen sich ergießenden Pöbels seinen Einzug in die Stadt, begab sich aber dann ungesäumt in die Sophienkirche, wo der Patriarch ihm die Kaiserkrone auf das Haupt setzte (16. Aug. 963). Bringas ward nach Paphlagonien verbannt, jedoch bald darauf, weil wahrscheinlich der neue Kaiser ihm nicht recht traute, in einem Kloster eingesperrt, in welchem er auch nach zwei Jahren sein Leben endete.

21. Es wird behauptet, ungleich mehr als die Kaiserkrone, sey die Hand der Kaiserin, deren Schönheit ihn über ihren wahren Charakter verblendete, das Ziel der Wünsche des Nicephorus gewesen. Er machte demnach seinen mit der Kaiserin, seit Romanus II. Tod, gepflogenen Briefwechsel bekannt, und die feierliche Vermählung mit Theophano ward bald darauf vollzogen. Als aber am andern Tage Nicephorus durch die, blos den Kaisern sich öffnende Thüre in die Kirche gehen wollte, untersagte ihm der Patriarch den Eingang, indem er, weil er zur zweiten Ehe

geschritten, nun einer einjährigen Kirchenbuße unterworfen sey. Dieß nahm der Kaiser schon sehr übel auf; aber über alle Maßen bestürzt ward er, als wenige Tage nachher der Patriarch ihm gar erklärte, seine Verbindung mit Theophano sey ungültig, weil den Satzungen der Kirche zuwider; er habe in frühern Zeiten ein Kind der Kaiserin über die Taufe gehoben, und diese geistliche Verwandtschaft sey ein eheliches Hinderniß, von welchem gar keine Dispensation möglich sey. Wenn er also nicht auf immer aus dem Schoße der Kirche ausgeschlossen sein wolle; so müsse er sich unverzüglich von ihr wieder trennen. — Der Kaiser leugnete standhaft, je ein Kind seiner jetzigen Gemahlin aus der Taufe gehoben zu haben; das vorgebliche Hinderniß sey also gar nicht vorhanden. Eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen, Doktoren, und Senatoren ward zusammenberufen. Was die wegen eingegangener zweiten Ehe verschuldete Kirchenbuße betraf; so ward diese jetzt schnell beseitiget, indem die darauf sich beziehende Verordnung unter Constantin Copronymus, mithin unter einem Ketzer, und zwar zur Zeit eines verdammlichen Schisma gegeben worden, daher auch für Rechtgläubige durchaus keine verbindende Kraft mehr haben könne. Was den zweiten ungleich wichtigern Punkt wegen der geistlichen Verwandtschaft betraf; so nahm derselbe Palastkaplan, der zuerst dem Patriarchen die Anzeige gemacht, daß Nicephorus ein Kind der Theophano, das er selbst getauft, aus der Taufe gehoben habe, seine Aussage öffentlich wieder zurück. Eine Menge wahrer oder falscher Eide ward geschworen, welche sämmtlich das Nichtvorhandensein jener geistlichen Verwandtschaft bekräftigten. Die ganze Versammlung entschied also einstimmig zu Gunsten des

Kaisers, und da damals noch keine Taufregister in der griechischen Kirche eingeführt waren; so mußte endlich der Patriarch selbst wenigstens sich stellen, als sey er diesfalls in einem Irrthum gewesen, mithin des Kaisers eheliche Verbindung mit Theophano als gültig anerkennen. — Nicephorus II. war nun Kaiser und rechtmäßiger Gemahl der Theophano *), deren mit Romanus II. erzeugte Kinder jedoch dadurch nicht im mindesten beeinträchtiget wurden. Basil und Constantin, beide noch Kinder, bedurften, wie das Reich selbst, eines mächtigen Schutzherrn; und einen edlern, sie kräftiger schützenden Arm, als jenen des Nicephorus, würde man schwerlich haben finden können. Als zweiter Vater und älterer Machtgenosse nahm zwar geziemender Weise Nicephorus den Vorrang vor den beiden, mit dem Augustus-Titel geschmückten Knaben. Aber ihr väterliches Erbe blieb ihnen gesichert, und ihre beiden, in allen Urkunden und öffentlichen Verordnungen genannten Namen erinnerten unaufhörlich das, an den macedonischen Kaiserstamm so ungemein anhängliche Volk an seine jetzigen wie zukünftigen rechtmäßigen Beherrscher.

22. Für das oströmische Reich beginnt mit dem Regirungsantritt Nicephorus II. gleichsam eine neue Aera, eine ungemein glänzende, auch unter seinen beiden Nachfolgern noch fortdauernde Periode von Siegen und ununterbrochenen Erobe-

*) Als Nicephorus sich mit Theophano vermählte, hatte er kurz vorher sein ein und fünfzigstes Jahr zurückgelegt. Sie, ungleich jünger als er, zählte kaum sechs und zwanzig Jahre, und stand noch in der vollen Blüthe ihrer körperlichen Wohlgestalt.

geschritten, nun einer einjähri[...] jetzt wahrhaft
worfen sey. Dieß nahr[...] der alten Roma
übel auf; aber über[...] ihre Legionen. Sie-
er, als wenige T[...] zu drei Welttheilen.
gar erklärte, sei[...] schreckt den, durch Meere
ungültig, weil[...] von ihnen getrennten
er habe in frü[...] und zwingt ihn zu unwill-
die Taufe [...] Huldigungen gegen eine Macht, auf
schaft sey [...] unlängst noch mit Verachtung herabgeblickt
gar kein[...] das oströmische Reich erhebt sich
also ni[...] Kurz, einer Stufe von Hoheit und Macht,
ausge[...] wieder zu den Zeiten Constantins und Theo-
züg[...] es seit Großen bis jetzt noch nie erreicht
le[...] dosius des Doch eben dieser Periode so mannigfaltig
[...] hatte. und wild durchstürmte Geschichte, vielleicht mehr
geeignet für die Phantasie des Dichters, als für
das, alles kalt prüfende Raisonnement des Ge-
schichtforschers, gehört erst in den folgenden
Zeitraum.

## V.

1. Deutsche Geschichte *). — Nach

---

*) Quellen-Schriften für diese Periode der deutschen Geschichte sind: **Wittichindi Annalium Lib. 3.** Unstreitig für die Regierungsgeschichte Otto I. die beste und reichhaltigste Quelle. — Ferner das **Chronicon Urspergense.** Dieses reicht bis in die Hälfte des 13. Jahrhunderts; ist aber ziemlich mager, und in Beziehung auf Otto den Großen hat der Verfasser (Conrad von Lichtenau) vieles aus Wittikind, und größtentheils wörtlich abgeschrieben. Ungleich befriedigender ist der **Annalista Saxo.** Wer dieser sächsische Annalist gewesen, darüber hat man blos

n Tode Heinrichs I. ward dessen Sohn Otto

---

Muthmaßungen. Seine Geschichte geht bis zu dem Jahre 1139. Es sind zwar größtentheils blos Auszüge aus Wittikind, Dittmar, Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg ꝛc. Aber dem **Annalista Saxo** bleibt immer das Verdienst, in seine Erzählung eine ungleich größere, mithin auch über den Zusammenhang der Begebenheiten mehr Licht verbreitende chronologische Ordnung gebracht zu haben, als Wittikind und Dittmar. Auch ist er nicht ganz arm an Anekdoten und biographischen Zügen, die, weil oft scharf bezeichnend, nicht ohne alles Interesse sind. Ganz originell wird der sächsische Annalist jedoch erst nach dem Tode Kaiser Heinrichs **II.** Seine Berichte enthalten alsdann Manches, das man in andern Chroniken nicht findet, und ohne ihn der Nachwelt unbekannt geblieben wäre. (Man sehe das weitere hierüber in Eccards Vorrede zum **1.** Band seines **Corpus historicum medii aevi**). — Auch das **Chronicon corbeiense** gehört zu den vorzüglichsten historischen Quellen, besonders in Beziehung auf Ereignisse, wovon das damals so weit ausgedehnte Sachsen selbst der Schauplatz war. — Eine Erwähnung verdient endlich auch noch Regino, dessen wahrscheinlich von Romrius verfertigte Fotsetzung bis zu dem Jahre 967 reicht. — In Betreff der Geschichte der frühern, wahrhaft an das Wunderbare grenzenden Schicksale Otto's des Großen zweiter Gemahlin, der Kaiserin Adelheide nämlich; so beruhet dieselbe vorzüglich theils auf der, von dem heiligen Odilo von Clügni verfaßten Lebensbeschreibung dieser Fürstin, theils auf den, in Horoswietha's auf Otto **I.** verfertigtem Lobgedichte enthaltenen Nachrichten. Auch des Priesters Donizonis (**Vita Mathildis Comitessae, Mur. Rer. Ital. T. 5**) kann diesfalls als eine nicht wenig schätzbare Quelle betrachtet werden. Nur Weniges und nicht sehr interessantes findet sich darüber auch bei Leo Ostiensis in dessen Chronik der Abtei von Cassino.

rungen. Die Griechen verdienen jetzt wahrhaft Römer zu heißen. Der Geist der alten Roma belebt auf das neue wieder ihre Legionen. Siegend wehen ihre Fahnen in drei Welttheilen. Schon ihr bloser Name schreckt den, durch Meere und weite Länderstrecken von ihnen getrennten Kaliphen in Africa, und zwingt ihn zu unwillkührlichen Huldigungen gegen eine Macht, auf die er unlängst noch mit Verachtung herabgeblickt hatte. Kurz, das oströmische Reich erhebt sich jetzt wieder zu einer Stufe von Hoheit und Macht, die es seit den Zeiten Constantins und Theodosius des Großen bis jetzt noch nie erreicht hatte. Doch eben dieser Periode so mannigfaltig und wild durchstürmte Geschichte, vielleicht mehr geeignet für die Phantasie des Dichters, als für das, alles kalt prüfende Raisonnement des Geschichtforschers, gehört erst in den folgenden Zeitraum.

## V.

1. Deutsche Geschichte *). — Nach

*) Quellen-Schriften für diese Periode der deutschen Geschichte sind: **Wittichindi Annalium Lib. 3.** Unstreitig für die Regierungsgeschichte Otto I. die beste und reichhaltigste Quelle. — Ferner das **Chronicon Urspergense.** Dieses reicht bis in die Hälfte des 13. Jahrhunderts; ist aber ziemlich mager, und in Beziehung auf Otto den Großen hat der Verfasser (Conrad von Lichtenau) vieles aus Wittikind, und größtentheils wörtlich abgeschrieben. Ungleich befriedigender ist der **Annalista Saxo.** Wer dieser sächsische Annalist gewesen, darüber hat man blos

dem Tode Heinrichs I. ward dessen Sohn Otto

---

Muthmaßungen. Seine Geschichte geht bis zu dem Jahre 1139. Es sind zwar größtentheils blos Auszüge aus Wittikind, Dittmar, Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg ꝛc. Aber dem **Annalista Saxo** bleibt immer das Verdienst, in seine Erzählung eine ungleich größere, mithin auch über den Zusammenhang der Begebenheiten mehr Licht verbreitende chronologische Ordnung gebracht zu haben, als Wittikind und Dittmar. Auch ist er nicht ganz arm an Anekdoten und biographischen Zügen, die, weil oft scharf bezeichnend, nicht ohne alles Interesse sind. Ganz originell wird der sächsische Annalist jedoch erst nach dem Tode Kaiser Heinrichs II. Seine Berichte enthalten alsdann Manches, das man in andern Chroniken nicht findet, und ohne ihn der Nachwelt unbekannt geblieben wäre. (Man sehe das weitere hierüber in Eccards Vorrede zum 1. Band seines **Corpus historicum medii aevi**). — Auch das **Chronicon corbeiense** gehört zu den vorzüglichsten historischen Quellen, besonders in Beziehung auf Ereignisse, wovon das damals so weit ausgedehnte Sachsen selbst der Schauplatz war. — Eine Erwähnung verdient endlich auch noch Regino, dessen wahrscheinlich von Romrius verfertigte Fotsetzung bis zu dem Jahre 967 reicht. — In Betreff der Geschichte der frühern, wahrhaft an das Wunderbare grenzenden Schicksale Otto's des Großen zweiter Gemahlin, der Kaiserin Adelheide nämlich; so beruhet dieselbe vorzüglich theils auf der, von dem heiligen Odilo von Clügni verfaßten Lebensbeschreibung dieser Fürstin, theils auf den, in Horoswietha's auf Otto I. verfertigtem Lobgedichte enthaltenen Nachrichten. Auch des Priesters Donizonis (**Vita Mathildis Comitessae, Mur. Rer. Ital. T. 5**) kann diesfalls als eine nicht wenig schätzbare Quelle betrachtet werden. Nur Weniges und nicht sehr interessantes findet sich darüber auch bei Leo Ostiensis in dessen Chronik der Abtei von Cassino.

alsogleich von den Sachsen und Franken als König anerkannt. Heinrich, wie man sich erinnern wird, hatte, als er von den sächsischen und fränkischen Großen zum König erwählt war, auf der Wahlversammlung zu Fritzlar sich weder salben noch krönen lassen. Beides theils aus Bescheidenheit, theils aus Gründen einer, Deutschlands damaligen Zustand wohl berechnenden Klugheit abgelehnt, sich schon mit dem Namen eines deutschen Königes begnügt, und war eigentlich und der That nach sein ganzes Leben hindurch nicht so wohl König von Deutschland, als blos ein mit dem Königstitel geschmückter, sehr mächtiger Herzog von Sachsen gewesen. Aber anders dachte sein Sohn und Nachfolger. Nach der Weise der Carolinger wollte er König seyn. Den ererbten Thron hielt er jetzt schon hinreichend befestiget; und so war er nun entschlossen, in dem Lichte der Thaten seines Vaters auf der, von demselben gebrochenen Bahn immer noch kühner und weiter fortzuschreiten. — Nach Aachen, der Stadt des großen Carls, ward also ein allgemeiner Reichstag ausgeschrieben. Auf diesem wollte Otto von Deutschlands sämmtlichen Fürsten als König anerkannt seyn, von allen die einem Könige gebührende feierliche Huldigung empfangen. — Wie sehr Heinrichs große Verdienste um das Vaterland in dem dankbaren Andenken aller Fürsten lebte, bewies jetzt deren Eifer, die Krönungsfeierlichkeit des Sohnes auf eine bisher ganz ungewöhnliche Weise zu verherrlichen. Mit zahlreichem, glänzendem Gefolge eilten alle Herzoge und Fürsten nach Aachen. Auch der gröste Theil des deutschen hohen Clerus fand sich allda ein. Nebst diesem eine zahllose, aus allen Gauen

Deutschlands herbeiströmende Menge von Fremden; und die bei den Fürsten überall herrschende Pracht, in Verbindung mit den ungeheuern, in und um Aachen sich drängenden Menschenmassen gewährte dem jugendlichen Stolze des hochsinnigen neuen Königes ein nicht wenig schmeichelndes Schauspiel.

2. Als alle zur Feier des Krönungsfestes nöthige Vorkehrungen getroffen waren, versammelten sich sämmtliche Herzoge und Fürsten mit den Vornehmsten ihrer Vasallen in einem sehr geräumigen, an die von Carl dem Großen erbauete Basilika anstoßenden, zu dem jetzigen Gebrauch ungemein prachtvoll geschmückten Saale. Otto erschien in fränkischer, enge an den Leib anschließender Kleidung, ward von den Fürsten mit einer lauten frohen Begrüßung empfangen, und von ihnen zu dem für ihn errichteten Thron geführt. Als er diesen bestiegen hatte, traten sämmtliche Herzoge, Fürsten und Grafen, Einer nach dem Andern, hinzu, und ihre Hand in die des Otto legend, huldigten sie ihm als ihrem nunmehrigen Könige, versprachen ihm Heeresfolge und bereitwilligen Beistand gegen alle seine Feinde. — Während der Ceremonie der Huldigung waren schon die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, umgeben von ihrer Geistlichkeit, in der mit einem zahllosen Volke angefüllten Kirche versammelt. Zwischen den beiden Erzbischöfen von Trier und Cöln, die, wie überhaupt alle Bischöfe, ihren Kirchen keines ihrer Rechte vergeben durften, war indessen ein kleiner Streit darüber entstanden, wer von Beiden die feierliche Handlung der Salbung und Krönung verrichten sollte. Der Erstere stützte seine An-

sprüche auf das Alterthum seiner, wie behauptet ward, von dem heiligen Apostel Petrus selbst gegründeten Kirche; der Andere darauf, daß Aachen zu der Diöcese von Cöln gehöre. Diesem Streite machten jedoch die Klugheit und Bescheidenheit der beiden ehrwürdigen Erzbischöfe bald ein Ende, indem sie die Verrichtung jener heiligen Handlung einem dritten, nämlich dem, eben so sehr durch leuchtende Frömmigkeit, als Weisheit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Erzbischof Hildebert von Mainz übertrugen *). — Als der Huldigungsakt vorüber war, begab sich Otto, von allen Großen des Reiches begleitet, nach der Kirche. Mit der Stola um die Schultern, die Insul auf dem Haupte, und den Hirtenstab in der Hand empfing ihn der Erzbischof Hildebert an dem Eingange des Tempels, ergriff mit seiner Linken die Rechte des Königes, führte ihn in die Mitte der Kirche, und rief dann, zum Volke hingewandt, mit lauter Stimme: „Sehet hier Otto, den von Gott erwählten, von Heinrich ernannten und von allen Fürsten anerkannten König. Seyd ihr mit dieser Wahl zufrieden, so hebt eure rechte Hand empor *)! Unter allgemeinem

*) Hic (Hildibertus) erat vir miræ sanctitatis, at praeter naturalem animi sapientiam, literarum studiis satis clarus; qui inter cætera gratiarum dona spiritum prophetiae accepisse prædicatur. (Wittich. L. 2).

**) «En inquit (Hildebertus episcopus) adduco vobis á Deo electum, et a Domino rerum Henrico olim designatum, nunc vero a cunctis principibus regem factum Odonem; si vobis ista electio placeat, dextris in coelum levatis

Freudenrufe und lauten Segenswünschen auf den neuen König, ward nun demselben auf die Worte des Erzbischofes sogleich von dem anwesenden Volke durch Emporhebung der Hände gehuldiget. Hildebert führte hierauf Otto an den Altar. Auf demselben lagen alle Insignien der königlichen Würde: Das Schwert mit dem Wehrgehenke, der Mantel mit den Armbändern, das Zepter mit der Krone. Der Erzbischof trat nun die Stufen des Altars hinauf, nahm das Schwert nebst dem Wehrgehenke, und Beides dem Könige überreichend, sprach er zu ihm: „Nimm dieses Schwert, um mit demselben in der von Gott dir gegebenen Gewalt und mit der gesammten Macht des fränkischen Reiches, zur Befestigung des allgemeinen Friedens der Christenheit, alle Feinde Christi, so wohl die Barbaren, wie die falschen und schlechten Christen zu vertreiben." — Den Mantel mit den Armbändern überreichte der Erzbischof dem König mit folgenden Worten: „Dieser mit seinen Enden bis zur Erde herabhängende Mantel möge dich erinnern, in deinem Eifer für die Erhaltung des wahren Glaubens und des Friedens der Christenheit bis an das Ende deines Lebens nie zu erkalten." Als Hildebert dem Otto Stab und

---

significate. Wittich. — Diese Worte des Erzbischofes sind höchst merkwürdig. Es wird uns nämlich daraus anschaulich, welche Begriffe man in dem Mittelalter von Erb- und Wahlrecht hatte; und wie schön der gesunde Sinn und das richtige Gefühl der Völker diese beiden Begriffe in einander zu verschmelzen wußte. — (Man sehe die, von Hrn. Prof. Philipps in einer öffentlichen Sitzung der Münchner Akademie vorgelesene, treffliche Abhandlung über Erb- und Wahl-Recht mit besonderer Beziehung auf das Königthum der germanischen Völker 1836).

Zepter reichte, fügte er folgende Ermahnung hinzu: „Diese Zeichen müssen dich stets an die Pflicht erinnern, nur mit väterlicher Milde über deine Unterthanen zu herrschen, vor allem den Dienern der Kirche, und dann den Wittwen und Waisen eine hülfreiche Hand zu reichen, und daß das Oel der Barmherzigkeit von deinem Haupte zu fließen nie aufhören dürfe; damit du nicht blos jetzt eine zeitliche, sondern einst in der Ewigkeit auch eine unvergängliche Krone empfangen mögest." — Unter den gewöhnlichen Gebeten der Kirche und der Assistenz des Bischofes Wiehfried salbte nun Hildebert den König mit dem heiligen Oele, setzte ihm die Krone auf das Haupt, und indem er seine geweiheten Hände segnend über Otto erhob, zog er auf ihn den noch höhern Segen von Oben herab. — Hymnen und Lobgesänge ertönten jetzt in der Kirche, und das feierliche Hochamt begann. Während der Darbringung des hochheiligen Opfers saß der König auf einem prachtvoll geschmückten, zwischen zwei Säulen von carrarischem Marmor errichteten Thron, von welchem er Alle sehen, und auch von Allen gesehen werden konnte.

3. Nach beendigtem Gottesdienste begab der König sich in die von Carl dem Großen erbaute, und durch das Andenken an denselben geheiligte Burg. Ein festliches Mahl, der Feier des Tages angemessen, war bereitet. Bei der Krönung Otto I. finden wir schon die ersten Spuren von den in der Folge so berühmt und wichtig gewordenen Reichs-Erz-Ämtern. In die Sorge nämlich für Alles, was zur Verherrlichung des Festes nothwendig war, hatten die Herzoge sich getheilt. Dem Herzog Giselbert von Lotharingen, Otto's Schwa-

ger, war die Anordnung des Ganzen, und weil Aachen in seinem Gebiete lag, auch die Herbeischaffung aller zu dem Feste nothwendiger Geräthe übertragen. Der großmüthige Herzog Eberhard von Franken, Heinrichs I. treuester Freund, hatte die Anschaffung der Speisen übernommen, Hermann, Herzog von Schwaben, jene der Getränke, und endlich der alte Herzog Arnulph von Bayern sich der Sorge für die Einquartirung und Verpflegung der anwesenden, sehr zahlreichen Ritterschaft unterzogen. Diese Vertheilung in alle Anstalten des Festes mußte natürlicher Weise unter den Herzogen einen gewissen Wetteifer erzeugen, und dieser wieder nothwendig einen noch nie gesehenen Glanz und mehr als fürstliche Pracht zur Folge haben. Der König speiste an einer, aus Marmor verfertigten, auf das prächtigste geschmückten Tafel, die Herzoge warteten dabei auf, und die Gegenwart der Erzbischöfe und alles Volkes vermehrte den Glanz des königlichen Mahls *). Mit allen

*) Wittikind sagt: »descendebat rex ad palatium, et accedens ad mensam marmoream regio apparatu ornatam, resedit **cum pontificibus et omni populo**; Duces vero administrabant.« — Ueber die hier unterstrichenen Worte ist schon mancherlei gesprochen worden. Wie es uns scheint, ward diese Stelle von den neuern Geschichtschreibern nicht ganz richtig interpretirt. Daß der König sich nicht **cum omni populo** an die Tafel gesetzt haben wird; dies versteht sich doch wohl von selbst. Bekanntlich wurden zwar damals unter dem Wort populus nur die Freien begriffen, auch theilten diese sich in zwei Klassen. Die eine bestand aus freien Gutsbesitzern, deren Grundeigenthum beträchtlich genug war, daß sie dadurch in Stand gesetzt waren, selbst Kriegsdienste zu leisten, und mit einem oder auch mehren Knechten dem Heerbann des Herzogs zu fol-

zum Krönungsfeste getroffenen Anstalten schien Otto

---

gen. Diese bildeten den **niedern Adel**. In der zweiten Klasse befanden sich solche, die, obgleich ebenfalls frei, doch entweder gar kein Grundeigenthum, oder nur so wenig besaßen, daß sie nicht nur keine Kriegsdienste, die großen Aufwand erforderten, leisten konnten, sondern auch noch genöthigt waren, die Angelegenheiten der reichern Grundeigenthümer zu besorgen, oder mit Handel und anderm Gewerb sich zu beschäftigen. In der Kirchensprache wurden eigentlich nur diese Letztern sammt den Unfreien unter dem Wort **populus** begriffen. Aber auch unter den Freien der ersten Klasse gab es noch verschiedene Stufen. Die, welche unter mancherlei Titel, wie z. B. Grafen, Burggrafen ꝛc. königliche Beamten waren, standen höher als jene, welche keine solche Aemter hatten, und so scheint es, daß der von Wittikind kurz vorher gebrauchte Ausdruck: »**cum cetera principum militumque manu**« sich auf diese zwei Gattungen von Adeligen beziehe. Wollte man nun annehmen, daß es auch nur diese waren, mit welchen der König sich an die Tafel setzte, so würde das Absurdum davon schon aus der großen, aus mehrern Tausenden bestehenden Anzahl derselben hervorgehen. Blos auf die, welche Wittikind unter der **caetera principum manu** versteht, welches die Grafen und andere ausgezeichnete Beamten waren, könnte es allenfalls noch angewandt werden. Aber diesem steht das, was gleich darauf folgt, entgegen; nämlich **Duces vero administrabant.** Würden wohl die mächtigen, unter Heinrich I. selbst den Königen beinahe völlig gleichen Herzoge die Aufwartung bei einer Tafel übernommen haben, an welcher außer dem König noch andere, weit tiefer unter ihnen stehende Grafen und königliche Beamten gespeiset hätten? Unserer Meinung nach hat der, bekanntlich in der Wahl seiner Ausdrücke oft sehr unbehülfliche Wittikind nichts anders sagen wollen, als daß König Otto in Gegenwart der Erzbischöfe und des ganzen Volkes, der Hohen wie der Niedern öffentlich gespeiset, oder wie man heute zu Tage zu sagen pflegt,

ungemein zufrieden, und höchst vergnügt kehrte er wieder über den Rhein zurück, nachdem er den Fürsten für die Beweise ihrer Zuneigung gedankt, und sie sämmtlich sehr reichlich beschenkt hatte.

4. Aber auf diese festlichen, so großen Schimmer über Deutschlands sämmtliche Völker werfenden Krönungstage sollten bald Tage ganz anderer Art folgen. Der politische Horizont, dem Scheine nach so heiter bei dem Regierungsantritt des neuen Königs, fing bald an sich immer mehr zu verfinstern, und von allen Seiten zogen schwere Gewitterwolken sich über Otto's Haupt zusammen. Schon in dem königlichen Hause selbst lagen Keime furchtbarer Katastrophen. Thankmar, Heinrichs mit Thatburgis erzeugter Sohn, hatte seine Zurück-

---

offene Tafel gehalten habe, wobei die Herzoge, ohne gerade gemeine Handdienste zu leisten, gerade so aufwarteten, wie nachher in der Folge der Zeiten die Churfürsten, nachdem die Reichs-Erz-Aemter aufgekommen, und diese ihnen erblich waren überlassen worden, bei dem Krönungsfeste eines deutschen Königes dem Neugekrönten an der Tafel aufwarteten. — Die Reichs-Erz-Aemter waren freilich zur Zeit Otto des Großen noch nicht vorhanden; aber die Idee davon hatte man schon aufgefaßt, und diese trat von jetzt an auch schon in das praktische Ceremonienwesen über; denn wir finden, daß auch bei der Krönung Otto III. die Herzoge sich ebenfalls in die Fürsorge für Alles theilten, was zum Krönungsfeste nothwendig war. Der Eine sorgte für die Küche, der Andere für den Keller, der Dritte für den Stall und die Unterbringung der Gefolgschaften, ein Vierter für die Kammer u. s. w. daß also hier schon der Ursprung und sehr merkbare Spuren der nachherigen, obgleich weit spätern Reichs-Erz-Aemter zu finden sind, daran möchte, wenigstens unserer Ansicht nach, gar nicht zu zweifeln seyn.

setzung und die seiner edeln Mutter zugefügte Schmach noch nicht verschmerzt, und eben so wenig auch Otto's jüngerer Bruder Heinrich es vergessen, daß ihn sein Vater als König, den Otto aber als bloser Herzog von Sachsen erzeugt, vielleicht selbst die fromme Mathildis der Hoffnung, den Liebling ihres Herzens, einst noch auf dem Throne zu sehen, nicht völlig entsagt. Auch unter Deutschlands mächtigen Herzogen herrschte eine gewisse dumpfe Gährung und innere Unruhe, untrügliche Symptomen einer sich immer mehr nahenden stürmischen Zukunft. Schon während der Feierlichkeit der Krönung hatten sie Gelegenheit gehabt, den Unterschied zu bemerken zwischen der stolzen, mit großen Entwürfen schwangern Seele Otto's und der ehemaligen stillen, stets so genügsamen Bescheidenheit seines Vaters. Heinrich hatte bekanntlich die volle Ausübung aller königlichen Rechte den Herzogen in ihren Ländern überlassen, sie gleichsam mit sich selbst auf eine und dieselbe Linie gestellt. Aber ganz anders dachte Heinrichs Sohn. Die ersten Carolinger hatte er zu seinen Vorbildern gewählt. Sein Verhältniß zu den deutschen Fürsten war für ihn kein anderes, als jenes eines Gebieters zu seinen Unterthanen. Nicht mit den Fürsten, sondern über die Fürsten wollte er als wahrer König in Deutschland herrschen; während jene die von Heinrichs Grosmuth ihnen gemachten Concessionen schon als wohl erworbene Rechte betrachteten und diese nöthigen Falls selbst mit Waffengewalt gegen Otto zu vertheidigen entschlossen waren. — Bei dieser schwankenden innern Lage Deutschlands droheten dem neuen König auch von Außen nicht minder große Gefahren. Gegen Norden und Osten waren Deutschlands Grenzen von einer Menge barbarischer Völker um-

lagert, die obgleich von Heinrich theils gedemüthigt, theils völlig unterworfen, dennoch das Gefühl ihrer frühern Unabhängigkeit, sowie der erlittenen Schmach noch lange nicht vergessen hatten. Durch keine ausgezeichnete That hatte bis jetzt noch Otto sich einen Namen erworben. Sein ganzes Verdienst bestand blos in den Grosthaten seines Vaters; und ebendaher war nun auch Heinrichs Tod für die Ungarn, Dänen, Böhmen und alle übrigen slavischen Völkerschaften das gemeinsame Signal zu einem Versuche, entweder die von den Deutschen ihnen beigebrachten Niederlagen zu rächen, oder auch das von denselben ihnen auferlegte Joch wieder zu zerbrechen. Kurz, alles verkündete dem neuen Könige eine äußerst verhängnißvolle Regierung; und nur unter den größten Anstrengungen, den heftigsten Stürmen, lange dauernden mörderischen Kriegen, und unter Gefahren jeder Art, aus denen ihn einigemal nur die Hand der Vorsehung retten konnte und auch sichtbar rettete, sollte Otto I. sich in der Geschichte den Beinamen des Großen verdienen.

5. Der von den mächtigen Großen, welcher es zuerst fühlte, daß jetzt wirklich ein König in Deutschland herrsche, war der, um das sächsische Haus so hoch verdiente Herzog Eberhard von Franken. Das mächtige rheinisch-fränkische Haus hatte im Laufe der Zeit seine Lehnsherrlichkeit bis in einen benachbarten Theil Sachsens ausgebreitet. Mit Unwillen und nur in gebieterische Zeitumstände sich fügend, hatten mehrere sächsische Herren diese Vasallenschaft ertragen. Jetzt aber, wo die deutsche Krone das Erbe des sächsischen Hauses geworden war, glaubten sie sich dieser fränkischen Dienstbarkeit entziehen zu können. Sie wollten nicht län-

ger mehr eines fränkischen Herzoges, sondern blos des Königes Vasallen seyn, und ein sächsischer Herr, Namens Brüning, verweigerte daher dem Herzog Eberhard die ihm bisher geleistete Dienstpflicht. Eberhard griff sogleich zu den Waffen, zog mit einem zahlreichen Haufen Kriegsvolk gegen Elmeri, Brünings Burg, eroberte sie, erschlug die Besatzung, und ließ die Burg niederbrennen. Diesen öffentlichen Friedensbruch betrachtete Otto als eine Verletzung der königlichen Würde; denn bei ihm, dem Könige, hätte der Herzog sein Recht suchen sollen. Als einen Ruhestörer verurtheilte er also den Eberhad zu einer Geldstrafe in dem Werth von hundert Pferden, und sämmtliche Anführer der Schaaren, welche Eberhard in dieser Fehde gefolgt waren, zu der schmählichen, jedoch bei den Deutschen längst schon eingeführten Strafe des Hundetragens. Bis vor die Thore von Magdeburg, wo Otto damals residirte, mußte jeder derselben einen Hund tragen. Nachdem sie ihre Strafe ausgestanden, durften sie jedoch vor dem Könige erscheinen, und Otto, Milde mit der nöthigen Strenge verbindend, empfing sie sehr gnädig, redete zu ihnen freundliche Worte und entließ sie sogar reichlich beschenkt. Aber die von dem Könige erhaltenen Geschenke vermochten nicht in ihren Herzen das schmerzhafte Gefühl der erlittenen Demüthigung zu ersticken, und sie schlossen sich jetzt nur noch fester ihrem, nun ebenfalls gegen Otto erbitterten Herzoge an *).

6. Von den äußern Feinden waren die

*) At illi nihilominus Duci suo adhærebant ad omne nefas. Wittich.

Böhmen die ersten, gegen die Otto das Schwert zog *). Der heidnische Herzog Boleslaw hatte seinen christlichen, den Deutschen sehr ergebenen Bruder, den Herzog Wenceslaw ermordet **) (938) und sich dessen Länder bemächtiget. Dieses wäre für Otto schon ein hinreichender Grund gewesen, zu den Waffen zu greifen. Aber nun fing Boleslaw an, die Christen überhaupt zu verfolgen. Seine Absicht war, wo möglich in dem ganzen böhmischen Lande das Christenthum wieder auszurotten, und einer der kleinern böhmischen bisher von Wenzeslaw abhängigen Fürsten, welcher ebenfalls ein Christ war, fürchtete nicht ohne Grund, daß dasselbe Schicksal, welches seinem Oberherrn zu Theil worden, nun auch ihn erwarte. Er suchte daher Schutz und Hülfe

*) Bei dem Annalista Saxo sind die Ereignisse größtentheils ganz anders gestellt, als bei Wittikind. Dieser erwähnt des böhmischen Krieges weit später; der sächsische Annalist aber gleich nach Ottos Regierungsantritt.

**) Seiner Gerechtigkeit, ungemeinen Milde und durchaus christlichen Wandels wegen war Wenzeslav nicht blos bei seinen Unterthanen, sondern auch bei seinen Nachbarn, besonders den Deutschen allgemein beliebt. Boleslaw ermordete ihn bei Gelegenheit eines Gastmahles. Als nämlich Wenzeslaw nach aufgehobener Tafel, wie er zu thun pflegte, in die Kirche gehen wollte, diese aber, weil es schon ziemlich spät war, verschlossen fand, warf er sich vor der Thüre derselben auf die Kniee, und war ganz in Andacht versunken, als der unnatürliche Bruder mit einigen seiner Spiesgesellen sich ihm rückwärts nahete, und mit einer Lanze ihn durchstach. Füglich dürfte man sagen, daß der betende Wenzeslaw, als er von einer Lanze durchbohrt zu Boden sank, unmittelbar in die liebevollen Arme seines Gottes und unendlich barmherzigen Vaters fiel.

bei dem deutschen König. Otto zog unverzüglich ein nicht wenig bedeutendes Heer zusammen. Es bestand aus dem ganzen Heerbann in Thüringen, aus der Merseburger Besatzung *), und einer sehr zahlreichen Schaar aus dem Hassegau. Den Oberbefehl über das Heer übertrug der König einem sächsischen Herrn, Namens Arsik. Dieser theilte sein Heer in zwei Abtheilungen. Die eine rückte von Norden, die andere von Westen in Böhmen ein. Boleslaw war nun wie er wenigstens glaubte, ebenfalls gezwungen, sein Heer zu theilen. Mit der Heeresabtheilung, die er selbst führte, zog Boleslaw den Thüringern schnell entgegen, griff sie unvermuthet an, und schlug sie in die Flucht, während Arsik seiner Seits mit der tapfern Merseburger-Schaar und den Hassegauern ebenfalls über das, ihm gegen überstehende böhmische Heer einen vollständigen Sieg erfocht. Arsik war ein tapferer Mann; aber, wie es scheint, fehlte es ihm an nöthiger Umsicht und dem Ueberblick eines Feldherrn. Ohne alle Verbindung mit dem andern Theile seines Heeres, wußte er nichts von der Niederlage der Thüringer, und rannte plündernd und alles verheerend

---

*) Diese war aus lauter Dieben, Räubern und Landstreichern zusammengesetzt. Dergleichen Leute hatte Otto's Vater, König Heinrich, wenn sie eingefangen wurden, nie aufhenken oder des Landes verweisen lassen, sondern sie zu lebenslänglichen Soldaten gemacht, ihnen Ländereien um Merseburg angewiesen, und eine förmliche Legion daraus gebildet, die stets unter strenger Zucht gehalten, auf den ersten Wink gleich marschfertig seyn mußte, und im Kriege treffliche Dienste leistete. Es waren lauter kühne sehr starke Menschen.

höchst unbesonnen immer weiter vor. Boleslaw hingegen, in steter Communication mit seinem zweiten Heerhaufen, erfuhr sogleich, was diesem widerfahren war, wandte sich demnach in Eilmärschen gegen den Arsik, kam ihm in den Rücken, überfiel die zerstreut und in Unordnung vorrückenden Sachsen, und schlug nun auch die Merseburger sammt den Hassegauern auf das Haupt. Arsik selbst blieb in dem Treffen.

7. Diese Unfälle schrieb Otto, und wahrscheinlich mit großem Rechte, dem allmähligen Verfall der trefflichen, von seinem Vater Heinrich in Sachsen eingeführten Kriegsverfassung zu. Um diese in ihrer vorigen Kraft und in ihrem ganzen Umfang wieder herzustellen, schuf Otto eine neue Kriegswürde, ernannte den Hermann Billing, einen ungemein klugen, thätigen und ordnungsliebenden Mann zum princeps militiae, und übertrug ihm die Aufsicht, und oberste Leitung des gesammten Kriegswesens in Sachsen, sammt aller dahin sich beziehenden Anstalten *).

*) Das Wort **princeps militiae** ist ganz neu, und bis jetzt bei den fränkischen Heeren noch nie vorgekommen, mithin ein Beweis, daß auch das militairische Amt, welches Otto einführte, neu war. Den Funktionen zu Folge, welche der König dem Hermann jetzt übertrug, war derselbe gerade das nämliche, was man heute zu Tage bei den Armeen einen General-Inspekteur nennt. — Da Hermann Billing nachher das Herzogthum Sachsen erhielt; so hat man ein gewisses Interesse darein gelegt, denselben von einer gemeinen, völlig obscuren Familie abstammen zu lassen, um dadurch zu erweisen, daß zu jener Zeit auch ganz gemeine Leute zu der herzoglichen Würde hätten gelangen können. Unter einem kriegerischen

Hermann entsprach vollkommen den Erwartungen des Königes, und als im folgenden Jahre Otto selbst, jedoch in Begleitung des Billingers, dem er eigentlich die Anführung des Heeres überließ, wieder in Böhmen einrückte, erfocht er einen vollständigen Sieg über die Böhmen. Boleslaw bat nun um Friede, versprach jährlichen Zins zu zahlen, und trat demnach zu dem Reich in das vorige, immer noch höchst zweideutige Verhältniß zurück (938). Dieses endete erst unge-

---

Monarchen, der beinahe sein ganzes Leben hindurch Krieg führte, sogar als ein Eroberer betrachtet ward, und daher ausgezeichnetes kriegerisches Verdienst über alles schätzen mußte, wäre dieses wahrhaftig nichts unerhörtes und gewiß auch nichts Unrechtes gewesen. Indeß ist dies bei Hermann Billing nicht der Fall. Zu jenem Mißverständniß gab blos der spätere Adam von Bremen Anlaß, der aber unstreitig weniger Glauben verdient, als die weit frühern und gleichzeitigen Geschichtschreiber. Wittikind nennt ihn einen **virum nobilem**, und erzählt, daß Hermanns Brudersohn, der in einer Empörung gegen Otto umkam, kurz vor seinem Hinscheiden den Umstehenden seinen Degen mit den Worten gegeben, sie möchten ihn dem König überreichen, damit dieser entweder über den Untergang eines Feindes sich freuen, oder den Tod eines Anverwandten beweinen könne. War aber der Brudersohn ein **consanguineus** des Königes; so war es auch der Oheim. Auch der **Annalista Saxo** sagt: **Fuerunt autem ambo (sc. Hermanus et ejus frater Wichmanus) nobilibus sed pauperibus orti natalibus sicut a senioribus comperimus.** Aber selbst in Ansehung der Armuth der Eltern widerspricht sich der Annalist; denn kurz vorher nennt er den Wichmann einen **virum potentem**; war dieser jedoch zu jener Zeit ein **vir potens**, so konnte er nicht arm, mithin auch sein Bruder Hermann es nicht gewesen seyn.

fähr zwölf oder dreizehn Jahre nachher, als Otto, abermals veranlaßt ein Heer nach Böhmen zu führen, den Boleslaw nicht blos besiegte, sondern ihn sich völlig unterwarf. Erst von dieser Zeit an blieb Boleslaw ruhig, ward ein treuer Vasall des deutschen Königes, und leistete ihm, so oft Gelegenheit sich darbot, sehr nützliche Dienste.

8. In allen Theilen Deutschlands brachen jetzt nach und nach innere Unruhen, Kriege und Empörungen aus. In Baiern war der tapfere Herzog Arnulph gestorben (937). Er hinterließ vier Söhne, Eberhard, Arnulph, Hermann und Ludwig. Der älteste, Eberhard, betrachtete das Herzogthum Bayern als ein väterliches Erbe, und ohne sich um den König zu bekümmern, ließ er sogleich nach dem Tode Arnulphs sich von den bayerschen Ständen huldigen. Otto eilte nach Bayern, um den neuen Herzog durch gütliche Vorstellungen zum Gefühl seiner Pflicht zurückzuführen. Aber was Heinrich einst mit dem Vater gelungen war, gelang mit dessen Sohne nicht dem Könige Otto. Unverrichteter Dinge mußte dieser nach Sachsen zurückkehren, bot aber noch in demselben Jahre den sächsischen Heerbann auf, und zog mit Heeresmacht nach Bayern. Ueber diesen Krieg hat man keine detaillirten Nachrichten. Man weiß nur, daß der Kampf hart und blutig war, und endlich ein von Otto über das bayersche Heer erfochtener entscheidender Sieg den Eberhard zwang, als ein Flüchtling Bayern zu verlassen. Er ging nach Schwaben, und sein Name verschwindet von jetzt an aus der Geschichte. — Nach Willkühr verfügte nun Otto über das Herzogthum, und mit Uebergehung der drei übrigen Brüder des vertrie-

benen Eberharts, übergab er Bayern dem Markgrafen Berthold, des verstorbenen Arnulphs Bruder; jedoch bei weitem nicht in der Weise, wie der verstorbene Herzog Arnulph es beherrscht hatte. Alle, aus ehemaligen Eroberungen gegen Slaven und Avaren erworbene Nebenländer trennte Otto von dem Herzogthum, und stellte sie unter eigene, unmittelbar von dem Könige abhängige Fürsten. Eben so entzog er auch dem neuen Herzog das Recht, die erledigten bischöflichen Stühle zu besetzen. Endlich vereinigte er auch alle in Bayern gelegene königliche Güter und Gefälle, welche sein Vater Heinrich dem Arnulph überlassen, wieder mit der Krone, und ernannte zu deren Verwaltung einen eigenen Pfalzgrafen. Diese Würde gab Otto einem Neffen des Berthold, nämlich dem Arnulph, Bruder des verdrängten Eberhards. Um die herzogliche Gewalt noch mehr zu schmälern, übertrug Otto seinem Pfalzgrafen, außer der Verwaltung der in Bayern gelegenen Krongüter, auch noch mehrere andere Rechte und Geschäfte, wodurch dieser dem neuen Herzoge so ziemlich an die Seite gesetzt und ein wahrscheinlich nicht wenig eifersüchtiger Aufseher desselben ward.

9. Während Otto Bayerns Angelegenheiten ordnete, waren in Franken auf das neue innere Kriege ausgebrochen. Die Veranlassung dazu war der alte Zwist zwischen dem Sachsen Brüning und dem Herzog Eberhard von Franken. Beide streitende Theile hatten sich durch Bundesgenossen zu verstärken gewußt. Eine Menge Sachsen und Franken nahmen an der blutigen Fehde jetzt Antheil. Das Charakteristische derselben war eine auf das höchste gesteigerte, vor keinem Frevel, vor keiner Gottlosigkeit zurückschre-

ckende Erbitterung. Mit beispielloser Wuth ward geraubt, gemordet, gebrannt, selbst des Heiligen nicht geschont, jede Schandthat, jeder Greul verübt. — Um Otto's Thätigkeit noch mehr Beschäftigung zu geben, fiel ungefähr um dieselbe Zeit ein zahlreicher Schwarm Ungarn wieder einmal in Sachsen ein. Aber Otto kam ihnen mit seinem Heere schnell auf den Hals, schlug sie in die Flucht, und jagte sie wieder zum Lande hinaus. Ein Paar Jahre darauf kamen sie wieder, schlugen an der Bode ihr Lager auf, und schickten von da zwei zahlreiche Streifcorps in das Innere des Landes. Aber das Eine ward, als ein stromweis herabfallender Regen die Bogen der Ungarn unbrauchbar gemacht hatte, von der Besatzung von Steterburg in dem Wolfenbüttelschen geschlagen und in einen Sumpf getrieben, wo es sammt seinem Anführer zu Grunde ging; das Andere ward in einen Hinterhalt gelockt und ebenfalls gänzlich vernichtet. Als die im Lager bei Bode dieß erfuhren, brachen sie ihre Zelten ab und eilten, so sehr sie konnten, wieder nach Hause. Die Ungarn, schon einigemal unter Heinrich I. und jetzt zweimal unter Otto von den Sachsen geschlagen, nahmen von dem, für sie so unglücklichen Sachsenland nun auf immer Abschied; gaben daher in der Folge, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, ihren räuberischen Einfällen in Deutschland eine ganz andere Richtung. — Um der grausamen Fehde zwischen Eberhard und Brüning endlich ein Ziel zu setzen, und die Ruhe in Franken wieder herzustellen, berief Otto eine Reichsversammlung zusammen. Beide Theile wollte der König offenbar mit der größten Schonung behandeln; den Eberhard, wegen dessen ehemaliger gegen Otto's Vater bewiesenen Grosmuth, gegen Brüning, weil er ein Sachse war, und blos den König zu seinem

Oberherrn haben wollte. Aber Otto hatte sich diesmal in seiner Hoffnung getäuscht. Gerade diejenigen, welche vorzüglich auf dem Reichstage hätten erscheinen sollen, erschienen nicht, und der König sah bald ein, daß die Ruhestörer, nämlich Eberhard und dessen Verbündete, keinen Frieden wollten, und das Recht zu haben glaubten, ihre Ansprüche mit dem Schwerte in der Hand durchzusetzen, oder zu behaupten. Etwas Merkwürdiges geschah jedoch auf diesem Reichstage. Die nämlich bisher immer noch in ungewissen Zweifeln schwebende Rechtsfrage, ob die Söhne eines Verstorbenen, dessen Vater noch lebe, mit den Brüdern ihres nicht mehr lebenden Vaters bei der Erbschaft zu gleichen Theilen gehen sollten oder nicht, ward endlich jetzt durch einen Zweikampf zur Entscheidung gebracht. Zum Glück wie zur Ehre der damaligen Jurisprudenz erfocht der, für die Sache der Söhne kämpfende Ritter den Sieg; und so ward es nun in ganz Deutschland zum Gesetze erhoben, daß die Söhne eines Verstorbenen die Verlassenschaft ihres Großvaters zu gleichen Theilen mit ihren Oheimen erben sollten.

10. Die Fehde zwischen Eberhard und Brüning dauerte also noch immer fort; ward aber jetzt größtentheils nur Maske, worunter Eberhard ungleich weiter aussehende aufrührische Plane verbarg. Graf Siegfried, dem Otto, als er sich zur Krönung nach Aachen begab, die Sicherheit Sachsens und die Aufsicht über seinen Bruder Heinrich anvertraut hatte, war unlängst gestorben. Da er keine männlichen Erben hinterließ, machte Thankmar, dessen Mutter Thatburgis eine Schwester der Mutter des Siegfried gewesen, nun auch auf die Lehen, Würden und Aemter des Verstorbenen An-

spruch. Aber Thankmar hatte schon große Besitzungen, eine Menge Burgen und Lehnsleute, und Otto, der seinem ihm abholden Stiefbruder nicht trauen durfte, wieß daher dessen Foderungen zurück, und gab die, durch Siegfrieds Tod erledigten Lehen dem verdienstvollen, in dem böhmischen Krieg durch manche kühne Waffenthat ausgezeichneten Grafen Gerold. Der mit seinem Schicksale ohnehin so sehr entzweite Thankmar ward dadurch auf das äußerste erbittert, und der lange schon in seinem Herzen gegen seinen Bruder Otto aufkeimende Groll schlug nun immer noch tiefere Wurzeln. Diese Stimmung des Prinzen war dem Eberhard nicht unbekannt; wenig Mühe kostete es ihm also, denselben für sich zu gewinnen, und Thankmar, der in Verbindung mit dem mächtigen rheinisch-fränkischen Hause sich stark genug fühlte, seinem Bruder, dem Könige die Spitze zu bieten, griff sogleich zu den Waffen, überrumpelte und eroberte Bardalick, und machte dort Otto's jüngern Bruder Heinrich zum Gefangenen. Die Stadt gab er seinen Soldaten zur Plünderung Preis, und den gefangenen Bruder schickte er als ein Unterpfand seiner Treue dem Herzog Eberhard. Von Bardalick zog der rüstige und waffenkundige Prinz vor die alte Ehresburg. Auch diese nahm er nach kurzer Belagerung mit Sturm. Die sehr bedeutende Feste wollte Thankmar zum Sammelplatz für alle seine Anhänger in Sachsen machen. Aber Otto, der, um in ihrer Geburt eine Empörung zu ersticken, die, bei der Abneigung vieler Sachsen gegen ihn, sich bald über alle sächsischen Gaue verbreiten konnte, mit unglaublicher Schnelligkeit ein Heer zusammengebracht hatte, zog nun unverzüglich mit demselben gegen die Ehresburg. Der tapfere Thankmar, überzeugt, daß er sich so lange

würde halten können, bis Herzog Eberhard mit einem Entsatz-Heere heranrücke, wollte durchaus die Stadt nicht verlassen. Unglücklicher Weise für den Prinzen hielten Ehresburgs Einwohner es sämmtlich mit Otto. Sobald also dieser unter den Mauern der Stadt erschien, wurden ihm von den Ehresburgern die Thore heimlich geöffnet. Mit Ungestüm drang Otto's zahlreiches Heer in die Festung. An Widerstand war nicht mehr zu denken. Thankmar floh in eine Kirche, legte seine Waffen und goldene Kette auf den Altar, und stellte sich dicht neben den Tabernakel. Niemand wagte es, die Thüren der Kirche zu erbrechen. Aber viele von Heinrichs Leuten, die sich bei dem königlichen Heere befanden, und gegen den Thankmar, wegen Auslieferung ihres Prinzen an Herzog Eberhard, im höchsten Grade erbittert waren, schossen durch die Fenster der Kirche Pfeile nach ihm. Er erhielt endlich eine, jedoch nur leichte Wunde. Aber nun schleuderte ein gewisser Mainza durch ein Fenster ganz nahe am Altar einen Wurfspies nach ihm, von welchem getroffen der unglückliche, von der Wiege bis zum Grabe, von dem Schicksal hart gedrückte Thankmar todt zu Boden sank. Der Mörder drang darauf sogleich in die Kirche und nahm gleichsam als Preis für den begangenen Mord Thankmars Wehrgehenke und goldene Kette von dem Altar. Tief bewegt war Otto bei der Nachricht von dem Tode seines Bruders. Er vergoß Thränen, äußerte laut seinen Schmerz und lobte öffentlich die vielen trefflichen Eigenschaften des Getödteten, entbrannte aber desto heftiger in Zorn gegen jene, deren bösen Rathschlägen er die Verirrungen seines Bruders zuschrieb. Die vornehmsten unter denselben und die den meisten Einfluß auf Thankmar gehabt hatten, waren ein gewisser

Theodorich und noch drei andere mit ihm verwandte Grafen. Alle vier liess Otto vor Gericht stellen und mit dem Strange hinrichten. Den Mainza wagte zwar Otto für jetzt noch nicht zu bestrafen. Von einer unsichtbaren Nemesis ereilt, erhielt jedoch der Mörder bald darauf den verdienten Lohn seines blutigen Frevels.

11. Nach der Wiedereinnahme von Ehresburg zog Otto mit seinem Heere gegen Eberhard selbst *). Larum war eine der festesten, dem Herzoge gehörigen Städte. Sie lag in dem Hessischen und ward jetzt von Otto belagert. Der von Eberhard gesetzte Burghauptmann leistete anfänglich ziemlich tapfern Widerstand, besann sich jedoch bald eines bessern, übergab die Festung, und Er sammt den übrigen Burgmannen leisteten Otto den Eid der Treue. Der Abfall dieser Leute machte auf den, durch Thankmars Unglück ohnehin schon sehr gebeugten Eberhard tiefen Eindruck. Er sah die Nothwendigkeit ein, sich wenigstens für jetzt mit dem Könige auszusöhnen, und da nun auch zu derselben Zeit, um ihn zum Frieden und zur Unterwerfung zu bewegen, der Erzbischof Friedrich von Mainz, von Otto gesandt, bei ihm ankam, und dieser im Namen des Königes ihm völlige Vergessenheit alles Geschehenen zusagte, fügte er sich den gebieterischen Forderungen der Zeit, entliess den Prinzen Heinrich seiner bisherigen Haft, und begab sich mit dem Erzbischofe an Otto's Hoflager.

---

*) Da Eberhard dem Thankmar, als dieser die Stadt Bardelik angriff, einen zahlreichen Haufen seiner Kriegsleute zu Hülfe geschickt hatte; so befand sich derselbe auch jetzt in einem Zustande förmlicher Empörung gegen den König.

In der Stellung eines Bittenden erschien Eberhard vor dem Könige, bekannte seine Schuld und bat knieend um Verzeihung. Otto, seines gegebenen Wortes eingedenk, verzieh dem Eberhard, schickte ihn aber nach Hildesheim in die Verbannung. Jedoch dieses offenbar blos zum Scheine; denn nach wenigen Monaten hatte die Verbannung schon ein Ende. Eberhard durfte nach Magdeburg zu dem Könige kommen, und Otto gab ihm nun auch sein Herzogthum mit völlig ungeschmälerter Gewalt wieder zurück.

12. Aber aus dem einst so großmüthigen Eberhard war seit einigen Jahren ein heimtückischer Schalk geworden. Mit nichts geringerm ging er um, als König Otto vom Throne zu stürzen, und dann durch das Ansehen, in welchem er bei den Fürsten stand, sein eigenes, nunmehr schon greisendes Haupt mit der deutschen Königskrone zu schmücken. Da er wohl einsah, daß der Erfolg seiner rachgierigen und schwungsüchtigen Entwürfe vorzüglich auf der Uneinigkeit in dem königlichen Hause, mithin auf dem Abfall eines großen Theils von Sachsen beruhe; so hatte er nach Thankmars Tod den Prinzen Heinrich, während dieser in der Gefangenschaft bei ihm war, auf alle Weise mit seinem Netze zu umstricken gesucht. Otto war eine reine, der Wahrheit und Tugend ergebene, mithin kräftige Seele. Alles trug bei ihm das Gepräge unabgeschliffener Mannhaftigkeit. Heinrich hingegen war nichts, als ein verzogenes Schoßkind allzu großer mütterlicher Zärtlichkeit. Auf der Zunge hatte er stets süße Worte; aber sein Herz blieb großen Eindrücken verschlossen, und blos geblendet von dem äußern, einen Thron umgebenden Glanze,

glaubte der unbesonnene Jüngling, er, dem es an Talent, wie an Kraft gebrach, dennoch in leichtsinniger Ueberschätzung seines eigenen Werthes, sich seinem Bruder weit überlegen. Beinahe sein ganzes Leben hindurch rannte er taumelnd einem Schattenbilde nach, das, gleichsam seiner höhnend, ihm, wenn er es ergriffen zu haben wähnte, stets wieder entwischte. Ein solches phantastisches Wesen zu täuschen und für sich zu gewinnen, kostete dem schlauen alten Eberhard wenig Mühe. Sich stellend, als wenn er die Ansicht theile, daß Heinrich dem Königssohne vor Otto dem Herzogssohne die Krone gebühre, und jenen in falsche Sicherheit wiegend, daß alle Fürsten Deutschlands sich zu ihm stellen würden, zeigte er dem eiteln, unerfahrnen Prinzen eine so nahe und völlig unumwölkte Aussicht auf den Thron, daß Heinrich, voll der berauschendsten Hoffnungen, die er alle schon für Wirklichkeiten hielt, sich sogleich zu jeder Unternehmung bereitwillig erklärte. Bevor er also Eberhards Burg verließ, und er und auch bald darauf Eberhard sich an Otto's Hoflager begaben, hatten beide mit einander schon folgenden Plan zu einer allgemeinen Empörung gegen ihren König entworfen. Um eine nähere und sicherere Verbindung unter sich zu erhalten, sollte Heinrich die Erlaubniß, in Thüringen bleiben zu dürfen, von seinem Bruder zu erschleichen, und diesen durch die scheinbarsten Merkmale brüderlicher Anhänglichkeit immer noch sicherer und zutrauungsvoller zu machen suchen, jedoch in Geheim den Saamen des Misvergnügens in Sachsen weithin verbreiten, die Zahl seiner Anhänger so viel als möglich vermehren, unter wohl ersonnenen Vorwänden seine Burgen und Städte befestigen, und für Anschaffung nöthi-

ger Waffenvorräthe sorgen. Eberhard werde seiner Seits indessen sich ebenfalls rüsten, und den mächtigen Herzog Giselbert von Lotharingen, Otto's Schwager, in das Bündniß zu ziehen suchen. In solchen Gesinnungen, mithin jeder den Verräther im Herzen, waren nun beide, wie wir schon erzählt, zu dem edeln, großherzigen Otto nach Magdeburg gegangen.

13. Heinrich, den sein Bruder mit unverstellter Zärtlichkeit empfangen hatte, erhielt von demselben jede Freiheit, die er nur immer wünschte, blieb demnach auch in Thüringen, um hier ungehindert, weil unbeobachtet, dem Werke der Finsterniß und Empörung desto besser obliegen zu können. Viele sächsische Herren machte er nach und nach von dem König abwendig; besonders suchte er in den festen Städten die Burghauptleute und Burgmannen in sein Interesse zu ziehen; und auch dieses gelang ihm gröstentheils; denn er wußte zu heucheln und zu schmeicheln. Otto hingegen war stets ernst, sparsam an Worten, obgleich reich an Thaten, und verlor nie das Bewußtsein der hohen Würde, zu welcher die Hand der Vorsehung ihn erhoben hatte. — Auch Eberhard, sobald Otto's Großmuth ihm sein Herzogthum wieder zurückgegeben hatte, blieb nicht unthätig. Den unruhigen Herzog von Lotharingen, der sich nirgends besser gefiel, als wo Unordnung und Verwirrung herrschten, hatte Eberhard bald bethört. Giselbert trat also dem Bunde bei, und fing sogleich an, sich mit aller Thätigkeit zum Kriege zu rüsten. — Diese Kriegsrüstungen konnten jedoch Otto nicht lange verborgen bleiben. Giselbert war ihm längst schon verdächtig geworden. Er schickte also einen Ge-

sandten nach Lotharingen, welcher von dem Herzog eine Erklärung verlangen, und wenn er diese verweigern würde, ihn auffodern sollte, vor dem König und einem Reichstag zu erscheinen. — Heinrich, dessen jugendlicher Ungestüm den Ausbruch des Krieges kaum erwarten konnte, versammelte nun ebenfalls, unter dem Vorwandt, den sächsischen Herren und Vasallen ein Fest zu geben, alle seine Anhänger auf seinem Schlosse zu Salfeld. Hier berathete er sich mit ihnen über die gegenwärtige Lage der Dinge, und was für diesen Augenblick zu thun sey. Die Meisten waren der Meinung, daß man in Sachsen dem Könige noch nicht gewachsen sey. Heinrich möchte also jetzt unverzüglich nach Lotharingen zu seinem Schwager gehen. Sie selbst versprachen, in ihrer Treue nicht zu wanken, und wenn der Krieg in Lotharingen ausgebrochen wäre, nach Erforderniß der Umstände kräftig mitzuwirken. Dem Prinzen gefiel dieser an sich nicht unkluge Vorschlag; und wenige Tage darauf begab er sich mit einem zahlreichen kriegerischen Geleite auf den Weg nach Lotharingen.

14. Otto war außer sich vor Erstaunen, als er seines Bruders geheime Entweichung aus Thüringen erfuhr. Er durchschaute jetzt den ganzen Plan seiner Feinde, zog schnell seine Kriegsvölker zusammen, und eilte damit an den Rhein. Auf dem Marsch dahin kam er vor Thortmannen (heute zu Tage Dortmund). Der darin befehligende Burggraf Aegina wollte den ziemlich befestigten Ort für den Prinzen Heinrich behaupten. Aber die ihm untergebene Mannschaft weigerte sich, gegen Otto zu streiten; und so war Aegina gezwungen, sich und die Stadt dem Könige zu übergeben.

Otto schenkte dem Burggrafen sogleich wieder seine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß er unverzüglich zu Heinrich gehe, und diesen in seinem Namen bitte und beschwöre, von seinem frevelhaften Beginnen abzulassen, den Frieden nicht zu stören, und keinen bürgerlichen Krieg herbeizuführen. Bevor Aegina abreiste, mußte er mit einem Eide dem Könige versprechen, mit Heinrichs Antwort wieder zu ihm zurückzukehren. — Otto setzte indessen seinen Marsch fort, und kam in der Gegend oberhalb Wesel an den Rhein. Da es ihm an Schiffen fehlte, deren nur sehr wenige vorhanden waren, er auch nicht glauben konnte, daß Giselbert und Heinrich mit ihren Kriegsvölkern schon in der Nähe seyn könnten, ließ er Bürich gegenüber sein Heer theilweise über den Strom setzen. Schon war der, blos aus einigen hundert Mann bestehende Vortrab nebst dem Gepäcke übergesetzt, als Aegina von seiner Sendung wieder zum König zurückkam. „Will mein Bruder" rief Otto ihm entgegen „Krieg oder Friede"? Aber indem er diese paar Worte sprach, erblickte er jenseits des Flusses mehrere Colonnen-Spitzen, die anfingen sich zu entwickeln, und gegen die schon übergesetzte sächsische Schaar anrückten. „Aber was bedeuten" frug Otto den Aegina „diese jenseits des Flusses anrückenden zahlreichen Heerhaufen"? — Ganz ruhig antwortete Aegina: „Es ist mein Herr, dein Bruder. Hätte es ihm gefallen, auf meine Worte zu hören; so würde er auf andere Weise zu Dir gekommen sein. Ich jedoch eilte blos hierher, um, treu meinem geleisteten Eide, dein Gebot zu erfüllen." — Otto erkannte jetzt die ganze Gefahr, in welcher seine, so wenig zahlreichen, jenseits des Rheins stehenden Krieger schwebten. Ihnen zu Hülfe zu kommen war unmöglich. Mit

zum Himmel gewandten Blick stieg Otto vom Pferde, ließ die heilige Lanze, die sein Vater Heinrich als ein kostbares Kleinod von Carl von Frankreich erhalten hatte, herbei bringen, pflanzte sie in der Erde vor sich auf, fiel dann auf die Kniee und mit ihm das ganze Heer: „Herr der Heerschaaren“ flehete jetzt Otto laut aus der Tiefe seiner geängstigten Seele „werfe einen Blick „der Erbarmung auf das Volk, dem du mich „zum König gesetzt hast. Errette es aus den Hän„den seiner Feinde, daß alle Völker erkennen, „Du seyest der Herr, gegen den kein Sterblicher „Etwas vermag; Du, der Allmächtige, der Du „von Ewigkeit zu Ewigkeit lebest und regie„rest *)“. — Das zutrauungsvolle Gebet des Gerechten ward erhört. Der kleinen, jenseits des Flusses stehenden sächsischen Schaar entging nicht die Gefahr, die sie jetzt von allen Seiten umgab. Im Rücken den Rhein, vor der Fronte ein zahlreiches Heer, blieb ihr keine andere Wahl, als zu siegen oder zu sterben. Wie von einem Geiste beseelt, zogen alle einen ruhmvollen Tod einer schmähligen Uebergabe vor. Freudig griffen Officiere und Soldaten zu den Waffen. Einer ermunterte den Andern, und in keiner Reihe ward irgend ein scheuer Blick zum Verräther eines zagenden Herzens. Der kleine tapfere Haufe hatte seine Stellung hinter einem Teiche genommen. Giselbert und Heinrich hatten die Unklugheit,

*) »Deus omnium rerum auctor et rector, respice »populum tuum, cui me praeesse voluisti, ut »erepto ab inimicis, sciant omnes gentes nullum »mortalium tuae dispositioni contraire posse, »quia omnia potes, vivis et regnas in aeternum« — (Annalista Saxo ad an. 940).

dieses Terrain-Hinderniß nur von einer Seite zu umgehen. Die sächsischen Anführer bemerkten sogleich diesen Fehler; theilten demnach ihre Schaar unverzüglich in zwei Theile. Der gröste davon, nämlich der rechte Flügel und das Centrum, griffen unter wildem Geschrei die Tete des feindlichen Heeres an, während der linke Flügel den Teich auf der andern Seite umging, und den Lotharingern in den Rücken fiel. Dieses an sich ganz zweckmäßige Manoeuvre würde jedoch die Handvoll Sachsen unmöglich gerettet haben; denn was vermögen höchstens drei bis vier hundert Mann gegen ein ganzes aus vielen Tausenden bestehendes Heer. Aber unter denen, welche die hintersten feindlichen Colonnen angriffen, befanden sich mehrere, der französischen Sprache kundige Sachsen, und wie durch eine Inspiration von Oben, riefen diese nun plötzlich: sauve qui peut!*) Als die Lotharinger die, ihren Ohren bekannten Töne der Muttersprache hörten, glaubten sie, es seien Stimmen der Ihrigen, geriethen in Schrecken, und in der Meinung in einen Hinterhalt gerathen zu sein, riefen sie nun ebenfalls: sauve qui peut! und liefen davon. Schnell verbreitet sich jetzt der furchtbare Ruf durch das ganze Heer; überall erschallt die verzweifelungsvolle Losung. Alles geräth in Bestürzung und die gröste Verwirrung, und wie von einem Engel Gottes geschreckt und gejagt, zerstreut sich in unaufhaltsamer Flucht das ganze feindliche Heer. Aber nun bricht auch die Schaar der Tapfern hinter dem Teich hervor, und stürzt sich auf den fliehenden Feind. Furchtbar wüthet das Schwert

*) „Rette sich wer sich noch retten kann"!

der Sachsen unter den Lotharingern; viele werden erschlagen; eine Menge Gefangener wird gemacht, und das ganze Gepäcke des Feindes erobert. — Auch Mainza, Thankmars Mörder, erhielt an diesem Tage durch einen tödlichen Lanzenstoß den längst verdienten Lohn.

15. Ueber alle Gauen Deutschlands verbreitete sich bald das Gerücht von der bei Bürich auf so unerhörte, wahrhaft wunderbare Weise von Otto gewonnenen Schlacht; und doppelt wichtig und segenvoll für Otto wurden die Folgen dieses Sieges durch die Schlauheit eines thüringischen Anführers aus Otto's Heere, Namens Dadi. Dieser schrieb, vielleicht schon auf dem Schlachtfelde, an alle Vasallen und Städte Thüringens, Prinz Heinrich sey in dem mörderischen Treffen gefallen. Diese Nachricht war zwar ungegründet, aber jetzt ein Donnerschlag für Heinrichs Anhänger. Alles hielten sie nun für verloren, und mit Ausnahme der beiden Städte Merseburg und Scheidingen ergaben sie sich sämmtlich an den König. Als Heinrich den beinahe allgemeinen Abfall der Seinigen vernahm, eilte er, selbst von Giselbert dazu angetrieben, nach Thüringen, um sich dort zu zeigen, dadurch das falsche ihm so nachtheilige Gerücht zu zerstören, und wo möglich zu retten, was allenfalls noch gerettet werden könnte. Aber Otto, welcher nach der Schlacht bei Bürich mit seinem ganzen Heere über den Rhein gegangen, und bis an die Maas vorgedrungen war, ließ einen Theil seines Heeres in Lotharingen, und folgte mit dem anderen Theil seinem Bruder auf dem Fuße. Nur von Wenigen begleitet, kam Heinrich glücklich bei Merseburg an. Die Stadt öffnete ihm sogleich ihre Thore. Aber beinahe zu

gleicher Zeit erschien auch Otto unter den Mauern derselben, ließ sie berennen, und dann förmlich belagern. Heinrich mit den Burgmannen leistete tapfern Widerstand. Indessen kam es doch im zweiten Monat der Belagerung zu einem Waffenstillstand, und wenige Tage darauf zu einem einstweiligen Vergleich. Otto, der seinen Bruder wahrhaft liebte, und, wie wir in der Folge sehen werden, trotz oft wiederholten Frevels, dennoch stets mit der größten Nachsicht und Schonung behandelte, stellte es ihm auch jetzt frei, entweder mit allen seinen Anhängern sich dem Könige zu unterwerfen, und für sich wie für alle übrigen sogleich Gnade und Verzeihung zu erhalten; oder, wenn er dieß nicht wollte, binnen dreißig Tagen mit seinem ganzen Anhang Sachsen zu verlassen, und zu seinen Verbündeten nach Lotharingen zu gehen. Der irrgeleitete Prinz wählte das Letztere, und ging nun wirklich mit allen denen, deren inneres Bewußtsein es ihnen nicht erlaubte, von der königlichen Gnade Gebrauch zu machen, zu seinem tollen Schwager Giselbert von Lotharingen.

16. Um so ernsthafter dachte jetzt Otto an den lotharingischen Krieg. Mit den Schaaren, die er nach Sachsen geführt hatte, brach er wieder nach Lotharingen auf, und so bald er sie mit seinem in Lotharingen gelassenen Heere vereint hatte, ging er über die Maas, und belagerte Chevremont (Ziegenberg). Aber Giselbert und mehrere andere lotharingische Großen hatten indessen die Krone von Lotharingen dem Könige Ludwig von Frankreich angetragen, und ihn eingeladen, von dem Lande, das einst seinen Vorfahren gehörte, wieder Besitz zu nehmen. Ludwig

war auf diese Einladung gekommen, hatte von mehrern der größern Vasallen, mit denen auch der Erzbischof Friedrich von Mainz, der Bischof Ruodoard von Straßburg und Adalbert von Metz heimlich einverstanden waren, die Huldigung erhalten, und machte nun, um den Otto zur Aufhebung der Belagerung von Chevremont zu zwingen, einen Einfall in die Grafschaft Elsaß. Der Verlust dieser Landschaft konnte für Otto die gefährlichsten Folgen haben. Er brach also gleich vor Chevremont auf, und zog nach dem Elsaß. Ueberall wichen die Franzosen den Deutschen aus, und Ludwig selbst sah sich bald durch die geheimen Umtriebe des Grafen von Vermandois gezwungen, eiligst nach Frankreich zurückzugehen; worauf Otto den Rhein aufwärts zog und Breisach belagerte.

17. Aber nun nahm die Lage der Dinge auf einmal eine, für Otto höchst gefährliche Wendung. Gegen alle Erwartungen des Königes zog sich Breisachs Belagerung sehr in die Länge. Die Stadt war wohl befestiget, hatte eine starke Besatzung, und leistete hartnäckigen Widerstand. Giselbert stand mit einem neuen zahlreichen Heere im Felde. Herzog Eberhard von Franken erklärte sich nun öffentlich gegen Otto, und vereinigte seine zahlreichen Kriegsvölker mit jenen des Herzogs von Lotharingen. Endlich trat auch Heinrichs Parthei in Sachsen wieder auf, vermehrte mit jedem Tage die Zahl ihrer Anhänger, erregte die angrenzenden Barbaren; und die Dänen und viele slavischen Völker, besonders die Häveler und Obotriten stunden unter den Waffen, bedrohten das nördliche Sachsen, und beunruhigten unaufhörlich durch räuberische Einfälle die ihnen

zunächst liegenden sächsischen Grenzdistrikte. Sogar Treulosigkeit und Abfall selbst im Heere Otto's sollte dessen Standhaftigkeit auf eine furchtbare Probe setzen. Der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Straßburg und Metz, die längst schon mit Giselbert ein geheimes Einverständniß unterhielten; jedoch bis jetzt mit ihren Contingenten den Otto begleitet hatten, brachen nun ganz heimlich in der Nacht ihre Zelte ab, verließen Otto's Lager, und zogen in Eilmärschen nach Metz, um dort mit Giselbert und den andern in der Empörung begriffenen Fürsten sich zu vereinigen. Vielen in Otto's Heer, das nach dem schändlichen Abfall der Bischöfe, der Zahl nach weit schwächer als jenes der Feinde war, entsank jetzt der Muth. Sie riethen dem Kaiser, die Belagerung von Breisach aufzuheben, nach Sachsen zurückzueilen, und dort so viel möglich neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Aber Otto verschmähete einen Rath, den weder Politik noch Ehrgefühl ihm zu befolgen erlaubten. Aber nicht Allen gefiel diese Beharrlichkeit des Königes. Einer war sogar niederträchtig genug, um die gegenwärtige Noth seines Herrn benutzen, und Geschenke von ihm ertrotzen zu wollen. Ein gewisser Graf nämlich, dessen Mannschaft, trefflich gerüstet, gleichsam den Kern des königlichen Heeres ausmachte, ließ durch Einige der Seinigen den König bitten, ihm die Abtei Lauresheim zu schenken. Otto beschied ihn zu sich. Der Graf kam sogleich, fest überzeugt, daß der König jetzt gezwungen sey, seine Bitte zu erfüllen. Umgeben von den Vornehmsten in seinem Heere empfing ihn der König. „Man muß" redete Otto den Grafen an „Gott „mehr gehorchen, als den Menschen, und ich „würde mich schwer versündigen, wenn ich der

„geistlichen Miliz ihr Eigenthum rauben, und „es der weltlichen Miliz geben wollte *). Zu„dem ist Eure Bitte in dem gegenwärtigen „Augenblicke keine Bitte mehr, sondern eine Droh„ung. Aber eben daher erkläre ich Euch in „Gegenwart aller dieser Zeugen, daß Ihr weder „jetzt noch in Zukunft Etwas von mir erhalten „werdet. Wollt Ihr treulos, gleich den Treulo„sen, mein Heer verlassen, so zieht ab; je bälder, je besser.“ In der Brust des Grafen war noch nicht jeder Funke von Ehrgefühl erloschen. Von Scham und Reue durchdrungen sank er zu den Füßen des Königes, bekannte seine Schuld, bat um Verzeihung, gelobte unverbrüchliche Treue.

18. Das Grundelement von Ott's Kraft und Charaktergröße war ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott. Auch jetzt, wo man ihn schon für verloren hielt, hoffte er blos da noch Rettung, wo es nie an Hülfe und Rettung fehlt. Täglich ritt er demnach nach einer, ungefähr eine halbe Stunde von dem Lager entfernten Kirche, betete hier einige Zeit, und kam dann stets gekräftiget und heiter wieder zu seinem Heere zurück. — Indessen war das Heer der Verbündeten unter Giselbert und Eberhard, auf dringendes Verlangen des Letztern, bei Andernach über den Rhein gegangen. Diese Bewegung hatte einen doppelten Zweck. Erstens sollte Otto dadurch genöthiget werden, die Belagerung vou Breisach aufzuheben, und zweitens wollte Eberhard an seinen zwei Vettern,

*) „Sanctum canibus me dare judico, si Deo militantium praedia saeculo militantibus tradidero“ etc. (An. S.)

nämlich dem Udo und dem Grafen Conrad von Worms, dem seine Zeitgenossen den Beinamen: „der Weise" geben, Rache nehmen. Beide, wie auch Herzog Hermann von Schwaben, Udo's Bruder, hielten es mit dem Könige, und deswegen sollten nun ihre Besitzungen, die in Hessen in der Nähe des Rheins lagen, verwüstet werden. Udo und Conrad, außer Stand, dem zahlreichen verbündeten Heere Widerstand zu leisten, zogen sich mit ihren Kriegsvölkern zurück. Von einem Ende bis zum andern ward jetzt das Land der beiden Grafen ausgeplündert und verheert. Endlich zogen Eberhard und Giselbert wieder an den Rhein. Die gemachte ungeheure Beute ließen sie zuerst überschiffen, und dann auch ihre zahlreichen Kriegsschaaren nach und nach übersetzen. Aber das feindliche Heer beobachtend, waren Udo und Conrad denselben in der Ferne gefolgt. Zufälliger Weise begegnete ihnen jetzt ein weinender, laut jammernder Priester. Um die Ursache seiner Thränen befragt, sagt er, daß die Franken und Lotharinger ihn ausgeplündert, und endlich noch das Einzige, worin seine ganze Habe bestanden, nämlich sein letztes Stück Zugvieh ihm aus dem Stalle geführt hätten. Auf die fernern Fragen der Grafen erzählte ihnen der Priester, daß die beiden Herzoge schon alles Gepäcke und den größten Theil ihres Heeres übergeschifft, und nur noch mit einer unbedeutenden Schaar diesseits des Stromes ständen. Augenblicklich war jetzt bei Udo und Conrad der Entschluß gefaßt. So sehr nur ein geordneter Trupp eilen konnte, eilten sie mit ihren Völkern nach dem kaum eine Stunde entfernten Rhein. — Sich freuend der errungenen ungeheuern Beute, und in stolzen Hoffnungen sich wiegend, saßen Giselbert und Eberhard mit einigen

ihrer Getreuen noch unter einem Zelte am fröhlichen Mahl. In großen Humpen credenzten ihnen muntere Knappen den kostbaren Rheinwein. Alle war froh und guten Muthes. Aber desto furchtbarer, weil unerwartet, erschallte jetzt auf einmal der Ruf: der Feind ist da! Aufgeschreckt aus ihrem fröhlichen Taumel griffen Eberhard und Giselbert eiligst zu den Waffen. Aber schon war es zu spät; zu schnell hatten Udo und Conrad sie überfallen. Eberhard, obgleich von Feinden umringt, setzte sich dennoch tapfer zur Wehr, ward jedoch bald durch einen Lanzenstoß zu Boden gestreckt. Giselbert suchte sich durch die Flucht zu retten, und sprang in einen Nachen. Zum Unglück für ihn war dieser schon mit Fliehenden überfüllt; bevor derselbe also noch die Mitte des Stromes erreicht hatte, ging er unter, und Giselbert und alle seine Gefährten wurden von den Wellen verschlungen.

19. Boten, von Udo und Conrad gesendet, eilten nun nach Breisach, um den König von diesem glücklichsten aller Ereignisse in Kenntniß zu setzen. — In schweren Gedanken versunken, ritt Otto, wie er seit einiger Zeit zu thun pflegte, gerade wieder nach der nahe am Lager stehenden Kirche, als er plötzlich einen Reiter in größter Eile auf ihn heransprengen sah. „Was bringst Du?“ rief er ihm entgegen, als derselbe sich ihm nahete. Aber der Bote, außer Fassung gebracht, als er auf einmal den König vor sich sah, theils auch aus Freude, vermochte nicht zu sprechen. Nach einer kleinen Pause sagte er endlich nur die wenigen Worte: „Eberhard und Giselbert sind todt“ — Der König winkte ihm jetzt zu schweigen, gebot ihm Athem zu schöpfen und sich einige Ruhe zu gönnen.

Er selbst aber stieg vom Pferde, fiel auf die Kniee, hob betend seine Hände zum Himmel und dankte unter einem Strom von Thränen Gott für die gewordene Rettung. Erst als er sich wieder zu Pferde gesetzt hatte, vernahm er des Boten umständlichen Bericht von dem ganzen eben so glücklichen als entscheidenden Ereigniß; worauf er seinen Weg nach der Kirche fortsetzte. Während er in derselben war, ward die frohe Kunde von dem, was bei Andernach vorgefallen, in dem ganzen Lager bekannt. Jubelnd ward also Otto, als er bei dem Heere wieder zurückkam, von demselben empfangen. Durch das an sich selbst unbedeutende Gefecht, Andernach gegen über, war nun Alles entschieden, Alles für Otto gewonnen. Breisach öffnete sogleich seine Thore und die zahlreiche fränkische Besatzung ergab sich sammt der Stadt an den König. Das lotharingische Heer, seiner Häupter beraubt, befand sich in der größten Verwirrung. Die kleinern wie größern Vasallen, die Giselbert und Eberhard gefolgt waren, dachten jetzt blos an ihr eigenes Interesse; und um den Zorn des Königes nicht noch mehr auf sich zu ziehen, zog jeder mit seinen Kriegsleuten ganz im Stillen ab; der Eine dahin, der Andere dorthin, und schon nach wenigen Tagen hatte das ganze Heer von selbst sich aufgelöst. Heinrich hoffte Schutz bei seiner Schwester Gerberga zu finden, und floh nach Chevremont. Aber Giselberts trauernde Wittwe, die ihren Bruder als die Ursache des Todes ihres Gemahls, mithin als den Störer ihres häuslichen Glückes betrachtete, nahm ihn nicht auf, wieß ihn mit strafenden Worten, wie der Schmerz sie ihr eingab, von sich zurück. Heinrich ging nun zu dem König Ludwig nach Frankreich; fand aber auch hier eine nichts weniger als sehr erfreuliche Aufnahme. Die drei

Bischöfe endlich, denen jetzt guter Rath nöthiger war, als irgend etwas anderes, schlichen sich ebenfalls bei Nacht und Nebel davon, hoffend unter den Flügeln des Heiligthums ihrer Kirchen Schutz gegen den, auf sie zürnenden König zu finden. Als aber Erzbischof Friedrich bei Mainz ankam, fand er die Thore der Stadt geschlossen, ward von den Leuten des Königes gefangen, und vor Otto gebracht. Dasselbe geschah auch dem Bischofe Ruodoard von Straßburg. Der König begnügte sich, sie einstweilen in verschiedene Klöster zu schicken, den Friederich nach Fulda, den Ruodoard nach Corvei. Aber die Kirche auch in ihren unheiligen Gliedern noch ehrend, gab Otto nach Verlauf eines Jahres ihnen wieder ihre Bisthümer zurück. (939.)

20. Otto durchzog nun mit seinem Heere ganz Lotharingen. Ueberall öffneten die Städte ihm ihre Thore; alles unterwarf sich dem Sieger, und alle Lotharinger erkannten Otto für ihren König und Herrn. Nur der Bischof von Metz machte wieder eine traurige Ausnahme, suchte sich zu widersetzen, ward jedoch bald zur Unterwerfung gezwungen. Da er demüthig um Verzeihung bat, und für die Zukunft unverbrüchliche Treue gelobte, ließ ihn der gütige Monarch auf seinem bischöflichen Sitze. Giselberts hinterlassenem Sohne setzte der König den Grafen Otto von Verdün zum Vormund; und als nach einigen Jahren diese beiden gestorben waren, gab er dieses mächtige Herzogthum dem Grafen Conrad von Worms, um dessen, ihm in dem Kriege gegen Eberhard und Giselbert geleisteten Dienste damit zu belohnen. Von dem damals in seinem Innern so sehr zerrütteten, und durch sich selbst zerrissenen Frankreich war für

den Augenblick nichts zu fürchten. Indessen kam doch erst nach zwei Jahren ein fester Friede zwischen Otto und Ludwig zu Stande. Letzterer vermählte sich sogar mit Gerberga, Otto's Schwester, und Giselberts nachgelassener Wittwe. Diese Familienverbindung brachte Ludwig große Vortheile; denn gegen seine übermächtigen und übermüthigen Vasallen sicherte sie ihm stets den Schutz des mächtigen deutschen Königes *). — Auch Prinz Heinrich, dem sein Aufenthalt in Frankreich mit jedem Tage bitterer ward, sah sich endlich gezwungen, vor seinem Bruder, dem König, sich zu demüthigen. Otto empfing den undankbaren, gemüthlo-

---

*) Zum Besten seines Schwagers des Königes Ludwig zog Otto nachher einigemal nach Frankreich. Diese Feldzüge hatten freilich nichts Glänzendes. Aber es lag auch gar nicht in Otto's Plane, in Frankreich Lorbeern zu sammeln, oder Länderstrecken zu erobern; auch konnte er sich wahrhaftig nicht berufen fühlen, in dem zerrütteten, nach völliger Unterdrückung der königlichen Gewalt, von seinen eigenen Großen zerfleischten, und unter furchtbarer, anarchischer Aristocatie sich selbst verzehrenden französichen Reiche die alte Verfassung und mit dieser wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Otto liebte zu sehr sein Volk, als daß er deutsches Gut und Blut zu einem solchen, viele Jahre und die größten Aufopferungen erfordernden Werke, nur aus Liebe zum Ruhm oder zu seinem Schwager hätte gewissenlos vergeuden wollen. Sein Zweck war blos, den Letztern in dem Besitze des Wenigen zu erhalten, was die französischen Großen den letzten Carolingern noch übrig gelassen hatten. Dieser Zweck ward jedesmal erreicht; denn sobald Otto mit einem Heere in Frankreich einrückte, kam es sogleich wieder zu Unterhandlungen, wovon das Resultat stets der alte Status quo war zwischen dem König und dessen Vasallen, vorzüglich des mächtigen Grafen Hugo von Paris.

sen Bruder mit allen Beweisen wahrhaft brüderlicher Zärtlichkeit, wieß ihm große Besitzungen in Lotharingen an, und ließ ihn allda wohnen. Aber wie es scheint, konnte der verwilderte Prinz sich mit den Lotharingern nicht recht vertragen. Er ging bald darauf wieder zu seinem Bruder zurück, der, obgleich höchst unzufrieden damit, ihn dennoch einige Zeit bei sich behielt, und ihn dann in Thüringen zu leben erlaubte.

21. In beiden Reichen, in Lotharingen nämlich, wie in Deutschland, ruheten jetzt überall die Waffen; nur nicht an Sachsens nördlicher und nordöstlicher Grenze. Während Otto am Rhein und in Lotharingen beschäftiget war, machten die Slaven, von der Küste der Ostsee bis an Böhmens Grenze einen abermaligen Versuch, ihre alte Unabhängigkeit zu erkämpfen. Hätten diese verschiedenen Völker vereint, und nach einem gemeinschaftlichen Plan ihren Befreiungskrieg geführt; gewiß würden sie den Deutschen diesmal furchtbarer und gefährlicher als je noch geworden seyn. Aber so geschahen ihre Schilderhebungen nur nach und nach. Jedes Volk griff zu den Waffen, wann es ihm gut däuchte, sich wenig darum bekümmernd, was das Nachbarvolk that. In ihrem Plane konnte demnach keine Einheit herrschen, weil sie überhaupt gar keinen gemeinsamen Plan hatten. Den Anfang machten die Obotriten, indem sie die in ihrem Lande liegende sächsische Besatzung überfielen und diese sammt deren Anführer einen gewissen Grafen Haika erschlugen. Dieses Beispiel fand Nachahmung, und bald brach der Krieg an mehreren Punkten aus. Die Nachrichten darüber sind äußerst karg und unbefriedigend. Aber wie es scheint, wußte der mächtige und tapfere Graf Gero, dem

Otto die Vertheidigung Sachsens übertragen hatte, dieses stets gegen die Einfälle der Barbaren zu schützen. Er selbst machte jedoch öftere Einfälle in das feindliche Gebiet, schlug die ihm entgegen rückenden slavischen Heerhaufen in die Flucht, verwüstete weit und breit das Land, und ließ einmal dreißig Häuptlingen der slavischen Nation, die er bei einem nächtlichen Gastmahle überfallen hatte, sämmtlich ermorden *). Aber bei Allem dem gelang es ihm doch nicht, die Slaven völlig zu überwinden, sie in das vorige Abhängigkeitsverhältniß wieder herabzudrücken, und längs der sächsischen Grenze überall die Ruhe vollkommen wieder herzustellen. Otto eilte also nach beendigtem lotharingischen Kriege selbst an die Elbe. Aber auch der König konnte blos die Slaven besiegen und züchtigen, jedoch im Ganzen genommen den eigentlichen Zweck nicht erreichen. Zu List nahm er endlich seine Zuflucht, ließ sich selbst so weit herab, sich eines Verräthers

---

*) Wie Wittekind die Sache erzählt, möchte man wohl glauben, Gero habe die slavischen Anführer zu einem Mahle einladen, und während desselben, als sie trunken waren, sämmtlich ermorden lassen. Seine Worte sind: **Barbari Geronem cum dolo perimere cogitant. Ipse dolum dolo praeoccupans, convivio claro delibutos ac vino sepultos ad triginta principum barbarorum una nocta extinxit.** Gero konnte auch eben so gut unter den slavischen Fürsten einen Verräther gefunden haben, als man nachher, wie wir gleich sehen werden, einen unter ihnen fand, und dieser alsdann die übrigen zu sich eingeladen und an den Gero verrathen haben. — Die Stelle bei Wittekind bleibt immer sehr dunkel; so wie überhaupt Klarheit des Vortrages keines der Verdienste zu seyn scheint, auf welche er sehr großen Werth legt.

zum Werkzeuge seiner Absichten zu bedienen. Ein Fürst oder König der Heveler, Namens Tugunir, befand sich schon seit langen Jahren in sächsischer Gefangenschaft. Durch vieles Geld und die glänzendsten Versprechungen ward dieser für die Sache der Deutschen gewonnen. In Freiheit gesetzt, kehrte er zu seinem Volke zurück, sagte, er sey der Gefangenschaft entronnen, ward daher mit der größten Freude aufgenommen, auch von allen Hevelern, die unter seiner Anführung um so siegreicher gegen die Sachsen zu streiten hofften, ihm sogleich wieder als ihrem Könige oder Fürsten gehuldiget. Aber Tugunir ward jetzt zum Verräther an seinem Volke. Da in Ausführung seines treulosen Entwurfes einer seiner Anverwandten, der bis jetzt als Fürst den Hevelern vorgestanden, ein tapferer, kühner und von leidenschaftlichem Hasse gegen die Deutschen entflammter Mann, ihm im Wege stand; so ließ er diesen unter dem Vorwand, sich über einen das Gemeinwohl betreffenden Gegenstand zu berathen, zu sich bitten, aber sobald er ihn in seiner Gewalt hatte, auch sogleich ermorden. Er öffnete hierauf Brennaburgs Thore den Sachsen und unterwarf sich und sein Volk dem deutschen Könige. Dieser schreckliche Verrath machte tiefen Eindruck auf alle slavischen Völker. Ihr Muth war gebrochen. Bis zur Oder hin legten alle die Waffen nieder, erkannten die Oberhoheit des deutschen Königs, und gelobten pünktliche Entrichtung des ihnen in frühern Zeiten schon auferlegten Tributs. (940). Indessen war leicht vorauszusehen, daß ein Friede, den durchaus gar nichts verbürgte, nur von kurzer Dauer seyn würde. Um dauernde Ruhe zu erhalten, mußte Otto zu andern Mitteln als blos den Waffen greifen. Was einst Carl der Große mit so herrlichem Erfolge in Sachsen voll-

bracht, strebte jetzt Otto auch in den slavischen Ländern zu thun. Statt Schlösser und feste Burgen darin zu erbauen, gründete er Bisthümer, besetzte dieselben mit eifrigen und zugleich erleuchteten Bischöfen, schickte fromme, von christlicher Liebe beseelte Missionaire dahin, und sorgte mit der größten Thätigkeit für schnelle Verbreitung der christlichen Religion. Gleiche Ursachen bringen stets auch gleiche Wirkungen hervor. Auch die Slaven empfanden bald die beseligenden Folgen dieser heilbringenden Anstalten. Das Christenthum sänftigte immer mehr ihren wilden, nichts als Krieg und Raub athmenden Geist, milderte um vieles ihre noch allzu rohen Sitten, und indem es sie nun auch an mehr friedliche Beschäftigungen, besonders an jene des Ackerbaues gewöhnte, vermehrte es zugleich ihren zeitlichen Wohlstand. Die sächsischen Institutionen, die man bei ihnen einführte, fingen nach und nach an, ihnen zu gefallen; und da jetzt ein heiliges, gemeinschaftliches Band der Religion sie mit den Deutschen verband, so wurden alle längs der sächsischen Grenzen wohnenden slavischen Nationen endlich auch ein ächtes, durch nichts sich mehr auszeichnendes deutsches Volk *).

---

*) Es versteht sich von selbst, daß die völlige Christianisirung, mithin auch die moralische und bürgerliche Umgestaltung der slavischen Nation nicht auf einmal, sondern erst im Laufe mehrerer Jahre geschehen konnte. Indessen stiftete Otto doch das erste Bisthum zu Havelberg schon im Jahre 946 und jenes zu Brandenburg im Jahre 949. Uebrigens konnte es doch nicht fehlen, daß während alles dieses im Werke war, hie und da noch Unruhen unter den slavischen Völkern ausbrachen. Die gefährlichste Empörung war jene der Ukern, die, aufgewiegelt von zwei miß-

vergnügten, zu ihnen entflohenen sächsischen Grafen, Namens Wichman und Ecbert, unter der Anführung der beiden Brüder Nacco und Stoinef, den Krieg weit planmäßiger als bisher führten. Kaum daß der Herzog Herrman von Sachsen, dem Otto noch den Herzog Conrad von Lotharingen zuschicken mußte, die Feinde von den sächsischen Grenzen abhalten konnte. Nacco und Stoinef führten den Krieg mit vieler Grausamkeit. Eine Stadt hatte sich mit Capitulation ergeben. Der freie Abzug der Einwohner war zugesagt worden, und demungeachtet ließ Stoinef sie sämmtlich ermorden. Im höchsten Grade darüber erbittert, und mit dem festen Vorsatz, die Urheber dieser Grausamkeit auf das strengste zu bestrafen, zog nun Otto selbst wieder an die Elbe. Das Heer der Slaven war viel zahlreicher, als das seinige. Aber Otto ließ durch den Grafen Gero den Feind in einer seiner Flanken umgehen, und nun von der Fronte und im Rücken angegriffen, wurden die Slaven so gänzlich geschlagen, daß beinahe ihr ganzes Heer vernichtet ward. Den Stoinef, als er gerade entfliehen wollte, tödtete ein Sachse, schlug ihm den Kopf ab, brachte ihn dem Könige, und erhielt zur Belohnung dafür ein schönes, sehr einträgliches Landgut. Stoinefs erster Rath, dessen Leitung dieser Fürst blindlings folgte, und auf dessen Rechnung man daher auch die an jener Stadt begangene Grausamkeit setzen konnte, ward gefangen, seiner beiden Augen beraubt, auch die Zunge ihm abgeschnitten. Noch siebenzig andere der vornehmsten Slaven wurden enthauptet, und ihre Köpfe rings um Stoinefs Kopf auf Pfähle gesteckt. Der sächsische, zu den Slaven übergegangene Graf Wichman, ein Verwandter des königlichen Hauses, ward in dem Treffen tödtlich verwundet, und starb auf dem Schlachtfelde. Die Empörung war jetzt gedämpft. Otto's wahrscheinlich höchst nothwendige, vielleicht selbst heilsame Strenge hielt nun die Slaven im Gehorsam, und der ruhige Gang ihrer Humanisirung und Civilisirung ward, wenigstens auf lange Zeit, durch keine fernern Ausbrüche wilder Roheit mehr unterbrochen.

22. Aus mancherlei schweren Bedrängnissen hatte den Otto die Hand der Vorsehung bisher oft sichtbar gerettet. Aber die größte Gefahr, die ihn je noch umschwebte, erwartete jetzt seiner in Quedlinburg, wo er in dem Jahre 941 das Osterfest feiern wollte. Die Vasallen in dem nördlichen und östlichen Sachsen hatten bisher von dem Zins, welchen die angrenzenden Slaven zu entrichten hatten, jährlich gewisse Geschenke erhalten. Während des Aufstandes der Slaven ward dieser Zins theils gar nicht, theils nur sehr sparsam und oft unterbrochen entrichtet. Nach beendigtem Krieg forderten also jene Vasallen von dem Grafen Gero, unter welchem sie standen, eine Entschädigung, und da sie diese von ihm nicht erhielten, klagten sie bei dem König, über die allzu lästigen Dienste, die Gero von ihnen fordere, besonders über die vielen äußerst beschwerlichen und mühseligen, von ihm unaufhörlich angeordneten Hin- und Hermärsche. Otto, wohl wissend, daß die bei ihm angebrachten Klagen blos in den ausgebliebenen jährlichen Geschenken, und nicht in einer allzu großen Strenge des Dienstes ihren Grund hätten, achtete derselben nicht, und wieß die Klagenden unbefriediget zurück. Waren die sächsischen Vasallen und Dienstmannen bisher blos gegen ihren Grafen Gero erbittert; so wandte sich jetzt ihr ganzer Zorn gegen Otto selbst. Unter den Vornehmsten derselben, wovon die Chronicker jener Zeit uns fünf Grafen nennen, unter denen auch der Grosvater des Bischofes und Geschichtschreibers Dittmar sich befand, entspann sich sogar gegen das Leben des Königes eine Verschwörung, der auch Otto's unseliger Bruder Heinrich abermals nichts weniger als fremd war. Zu Quedlinburg während der Feier-

lichkeiten des Osterfestes sollte Otto ermordet, und der unwürdige, gehaltlose Heinrich, der zu diesem Zwecke sich an den Hof seines Bruders begeben hatte, alsogleich zum König der Deutschen ausgerufen werden. Aber auch dieses von höllischer Bosheit geflochtene Gewebe, das jetzt bald den edeln Monarchen umstricken und verderben sollte, zerriß wieder plötzlich die unverkennbar über ihm waltende Hand der Vorsehung. Einer der Verschwornen, gefoltert von den Vorwürfen seines Gewissens, ging in Geheim zum König und entdeckte ihm das ganze teuflische Complott. Die Feier eines der heiligsten Feste wollte Otto nicht stören. Er schwieg also, vermehrte aber seine, ihn überall hin begleitende Leibwache, und umgab sich überdieß noch mit Dienern, auf deren Treue er zählen konnte, und die ihn während der drei Festtage Tag und Nacht bewachten. Die Verschwornen merkten nichts; glaubten, die Verstärkung der Leibwache wie des Gefolges sey blos eine Vermehrung königlichen Prunkes. So bald die festlichen Tage vorüber waren, ließ Otto sämmtliche Verschwornen verhaften. Einer derselben, ein gewisser Graf Erick, als er bewaffnete Männer gegen seine Wohnung kommen sah, errieth sogleich, daß die Verschwörung entdeckt sey. Im Bewußtseyn seiner Schuld, wollte er lieber mit den Waffen in der Hand, als unter dem Beile des Henkers sterben, schwang sich daher schnell auf sein Pferd, und setzte sich mit gewohnter Tapferkeit zur Wehre, ward jedoch bald überwältiget, und ein Lanzenstoß gab ihm den verdienten Lohn *). Die übri-

*) Dieser Erik soll nach dem Zeugniß des Wittichind ein sehr tapferer und tugendhafter Mann gewesen seyn.

gen wurden unverzüglich vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt, und sämmtlich enthauptet. Nur Dithmars Grosvater Luithar ward durch die Fürbitte einiger getreuen Diener des Königes von demselben begnadiget, blos einstweilen seiner Güter beraubt und als Gefangener nach Bayern geschickt, jedoch schon nach Verlauf eines Jahres zurückberufen und sogar in den Besitz seiner Güter wieder eingesetzt. Auch den Söhnen und Verwandten der, wegen versuchten Königsmordes, Hingerichteten entzog der gütige Otto weder ihre Güter, noch seine Gnade; und ein solcher edler Monarch, bei dem Güte und Kraft stets Hand in Hand gingen, hatte einen großen Theil seines Lebens hindurch unaufhörlich gegen Empörungen, Verrath und die schändlichsten Complotte zu kämpfen. — Da der Erzbischof Friederich von Mainz, wenigstens wie er von einigen Geschichtschreibern beschuldiget wird, niemals da fehlte, wo nur im-

---

»In caeteris omnium bonarum virtutum rebus absque hac noxa fortissimus optimusque Erik«. — Wie man ein sehr kühner, tapferer und doch grundsätzloser Mann seyn kann; dies läßt sich allenfalls ganz gut erklären. Wie man aber ein sehr braver, tugendhafter Mann seyn, und doch an einem Mordanschlag gegen das Leben seines Königes und Herrn theilnehmen, und endlich gar noch einen solchen unerhörten Frevel während der Feier eines der höchsten Feste der Christenheit zu begehen im Begriff stehen kann, dieses, wir müssen es gestehen, übersteigt unsern Verstand. — Scheintugenden, welche die Augen der Welt blenden, sind noch lange keine wahre Tugenden; und wo wäre je noch ein wahrhaft tugendhafter Mann in den Reihen und Gliedern der Aufrührer, Verräther oder gar Meuchelmörder gefunden worden?

mer ein heimlicher oder öffentlicher Feind sich gegen den König erhob; so beschuldigte man ihn auch jetzt einer Theilnahme an jenem mörderischen Anschlage. Da man jedoch gar keine Beweise gegen ihn vorbringen konnte, so ward ihm die Reinigung durch einen Eid gestattet. In seiner Kirche zu Mainz vor dem ganzen versammelten Volk erklärte er also eidlich, daß jenes so strafbare Unternehmen ihm völlig fremd gewesen, und empfing hierauf zur Bekräftigung seiner Worte von der Hand eines Priesters die heilige Eucharistie *).

---

*) Wittichind und nach ihm auch der sächsische Annalist geben diesem Erzbischofe Friedrich ein sehr sonderbares, ziemlich zweideutiges Zeugniß. Diesem zu Folge wäre er ein sogenannter Werkheiliger gewesen. »Ipse (Fridericus pontifex moguntinus) »quantum ad humanum judicium, bonis operibus »deditus, nisi quod adversiorum Dei partibus »favebat; quod quidem fama comendabat, ipse »vero summo annisu negabat«. — Daß er es läugnete, ist sehr begreiflich; auch würden wir gerne jenem Gerüchte nicht den mindesten Glauben beimessen, wenn nur der Herr Erzbischof nicht aus dem Lager vor Breisgau, als sein König den größten Gefahren ausgesetzt war, mit seiner ganzen Mannschaft, und auch die Bischöfe von Metz und Straßburg und deren Contingente nach sich ziehend, heimlich entwichen, und zu Otto's größten Feinden, die ihm öffentlich nach der Krone, und vielleicht in Geheim auch nach dem Leben strebten, übergegangen wäre. Bei Beurtheilung des moralischen und religiösen Charakters eines Mannes ist eine solche Thatsache entscheidend. Als Lehnsträger und Besitzer großer Ländereien war Bischof Friedrich ein zu treuer Heeresfolge eidlich verpflichteter Vasall und Unterthan des Königes; und wir möchten wahrhaftig wissen, welche Werke der bonis operibus deditus episcopus mo-

23. Was den, von Stolz und Herrschsucht unstät umher getriebenen Prinzen Heinrich betrifft; so war es ihm zwar gelungen, vor der Verhaftnehmung der Verschworenen aus Quedlinburg zu entfliehen. Da aber Otto ihm sogleich nachsetzen ließ, ward er auf der Flucht ereilt, ergriffen, und nach dem Schlosse Ingelheim am Rheine in sichere Verwahrung gebracht. Nach einem so großen, von Heinrich begangenen Frevel war es freilich seiner und Otto's Mutter, der frommen Mathildis, nicht wohl möglich, ihr verzogenes Schooskind sobald wieder mit dem erzürnten Bruder zu versöhnen. Zwar machte sie einige Versuche, aber Gerechtigkeit und selbst Barmherzigkeit gegen den Verirrten, dessen nicht zu bezähmende Herrschsucht ihn nur zu noch größern Freveln hinreißen konnte, geboten dem Könige jetzt unerbittliche Strenge. Als aber Otto im folgenden Jahre 943 das hohe Fest der Geburt unsers göttlichen Erlösers in Frankfurt feierte, und von heiligen Gefühlen durchdrungen, schon vor Anbruch des Tages sich in die Kirche begab, stand plötzlich ein Mann im Bußgewande und, troß der strengsten Kälte, mit bloßen Füßen vor ihm. Es war Heinrich, der mit Hülfe eines Diacons der Kirche von Mainz seiner Haft in Ingelheim entwichen war, und nun, um Gnade und Barmherzigkeit flehend,

---

guntinus mit jenem schändlichen und sündhaften Treubruch auf Gottes Wagschale wohl hätte legen können. — Um den himmlischen Glanz alles wahrhaft Heiligen rein zu erhalten, ist es Pflicht der Geschichte, das Unheilige von dem Heiligen zu trennen, und nicht unbischöfliche Bischöfe mit den ächten Hirten der Völker in eine und dieselbe Linie einzureihen.

zu den Füßen des Königs stürzte. Mit den Thränen des Gedemüthigten vereinten jetzt auch alle anwesenden Bischöfe ihre Bitten. Sie erinnerten den frommen Monarchen, daß ein Akt der Barmherzigkeit für ihn die würdigste Feier wäre des heutigen Tages, an welchem die ganze, über den Erdkreis verbreitete Kirche gerade das höchste Wunder unendlicher, göttlicher Liebe und Erbarmung feiere. Otto vermochte nicht zu widerstehen. Er hob den tief Gefallenen auf, drückte ihn mit brüderlicher Zärtlichkeit an sein argloses Herz, und verzieh ihm zum dritten Male, was bisher selten noch ein Monarch auch nur zum ersten Male verziehen hatte.

24. Von jetzt an, wie es scheint, entsagte Heinrich allen fernern schwungsüchtigen Entwürfen; wenigstens brach er von dieser Zeit an nie mehr die seinem Bruder und Herrn gelobte Treue. Ob es wahre Besserung, wirkliche Umgestaltung seines Charakters gewesen: dieß müssen wir dahin gestellt seyn lassen *); denn so unbesonnen er auch war, mußte er doch nach dreimaligem Mißlingen aufrührerischer Versuche auf den Gedanken kommen, daß, wenn er jene wiederholen würde, es ihm endlich einmal gerade so ergehen könnte, wie es weit früher seinem unglücklichen, ungleich gehaltvollern, und daher auch der Theilnahme der

*) Wenigstens werden wir in der Folge sehen, daß als nachher ein unseliger Zwist zwischen Otto und dessen Sohne, dem Prinzen Ludolph, ausbrach, und Letzterem endlich gar die Waffen gegen seinen Vater in die Hände gab, Heinrich abermals eine ziemlich zweideutige, nichts weniger als sehr edle Rolle dabei spielte.

Nachwelt ungleich würdigeren Bruder Thankmar ergieng. — Wie vollkommen Otto mit Heinrich ausgesöhnt war, davon gab Ersterer in dem bald darauf folgenden Jahre 947 einen sprechenden Beweis. Der edle Herzog Berthold von Bayern war gestorben, nachdem er noch im vorletzten Jahre seines Lebens durch einen, bei Wels über die Ungarn erfochtenen, eben so blutigen als entscheidenden Sieg, seinem Namen gerechte Ansprüche auf Unsterblichkeit erworben hatte. Aber als Berthold starb, war dessen Sohn erst kaum drei oder vier Jahre alt, mithin der Regierung unfähig, und Otto ertheilte nun, und zwar wie erzählt wird, abermals auf dringendes Bitten der Mathildis, seinem Bruder Heinrich das erledigte Herzogthum Bayern. Um jedoch den Nationalstolz der Bayern und deren schöne Anhänglichkeit an ihr Fürstenhaus nicht zu sehr zu verletzen, gab er vorher seinem Bruder des verstorbenen Herzogs Arnulphs I. hinterlassene Tochter, die ungemein holde und schöne Jutta zur Gemahlin. Otto war jetzt so glücklich, gleichsam ein dreifaches Familienfest zu feiern, denn in demselben Jahre vermählte er auch seine, jetzt fünfzehnjährige, in der vollen Blüthe ihrer Jugend und Schönheit stehende Tochter Liutgarde mit dem ihm stets so treu ergebenen Grafen Conrad von Worms, den er, wie wir schon erzählt, zur herzoglichen Würde erhoben, und ihm das Herzogthum Lotharingen übergeben hatte; und endlich ward auch noch bald darauf Otto's eigener Sohn Ludolph, ein sechzehnjähriger, zu großen Hoffnungen berechtigender Jüngling der Gemahl der schönen und eben so tugendhaften Ida, der einzigen Tochter des braven Herzogs Hermann von Schwaben. Als dieser zwei Jahre darauf starb, erhielt Ida's

Gemahl das, durch den Tod seines Schwiegervaters erledigte Herzogthum.

25. Wir haben bisher gesehen, welche ungemein zärtliche, ihren zweiten Sohn Heinrich grenzenlos liebende Mutter eben dieser Heinrich an der frommen Mathildis hatte; mit welcher ängstlichen Sorgfalt sie seiner von der Wiege an gepflegt, wie sie ihn stets in ihrem liebevollen mütterlichen Herzen trug, ohne ihn beinahe nicht leben konnte, wie sie sogar, blos um dem Liebling ihrer Seele die Krone Deutschlands zu verschaffen, Gottes und der Natur Gebot verletzen wollte; wie oft hierauf ihre mütterlichen, Tag und Nacht fließenden Thränen das Herz ihres ältesten, mit Recht dem jüngern Bruder zürnenden Sohnes erweichten, und diesen mit dem, durch Herrschsucht verblendeten jungen Thoren wieder aussöhnten, und wie endlich sie abermals es war, die durch ihre kräftigen anhaltenden Bitten ihren Heinrich, trotz seiner schweren, gegen den Bruder begangenen Verbrechen, dennoch das mächtige, an Umfang einem kleinen Königreiche ähnliche Herzogthum Bayern zu verschaffen wußte. — Sicher wird der Leser zu wissen wünschen, wie und auf welche Weise Heinrich dieser seltenen Mutter, für alle ihre grenzenlose Liebe und Zärtlichkeit, für alle wegen ihm so schmerzhaft vergossenen Thränen, für alle um ihn ausgestandenen Aengsten und Leiden, und für alle aus ihren liebevollen mütterlichen Händen empfangenen Wohlthaten am Ende wohl gelohnt haben möchte. Dieser Wunsch soll jetzt befriediget werden. — Mathildens Leibgeding war ungemein bedeutend. Gleich bei seiner Vermählung mit ihr schenkte ihr Heinrich die ansehnliche Herrschaft Wahlhaußen in Thüringen, bald darauf auch noch Quedlinburg, Nordhaußen, Du-

derstadt, sammt allen dazu gehörigen Ortschaften, und noch mehrere andere nicht minder reiche Abteien. Nach dem Tode ihres Gemahls nahm Mathildis ihren Sitz in Quedlinburg. Ihre Einkünfte waren mehr als fürstlich. Aber sie, die edle fromme Frau wollte von jetzt an nur für Gott und die Ewigkeit leben, und nur die Liebe zu ihren Kindern, besonders zu Heinrich, war noch das einzige Band, das sie an die Welt knüpfte. Aber allem Glanze, aller Herrlichkeit derselben entsagte sie gänzlich, beschränkte ungemein ihren eigenen Haushalt, versagte sich sogar Bedürfnisse, die kaum eine Frau, an niedern Privatstand gewöhnt, sich versagt haben würde, und verwandte alle ihre ungeheuern Einkünfte ausschließlich zu frommen Werken christlicher Liebe und Barmherzigkeit. In kurzer Zeit ward Mathildis die allgemeine Mutter aller Armen und Nothleidenden im ganzen Lande. Wo ein schwer verwundetes Herz zu heilen oder eine Thräne zu trocknen war, da eilte Mathildis stets herbei; und nie schloß sich ihre zum Geben stets geöffnete Hand. Auch die Kirche und deren Diener empfanden die Wirkungen von Mathildens sich über alles verbreitenden Wohlthätigkeit. Sie erbauete oder verschönerte mehrere der erstern, stiftete auch verschiedene Klöster, und sorgte für reichlichen Unterhalt deren frommen Bewohner oder Bewohnerinnen. Aber alles dieß mißfiel im höchsten Grade dem sogenannten Liebling ihres Herzens. Daß Mathildis, karg und sparsam gegen sich selbst, ihren Aufwand auf das äußerste beschränke, sich auch das erlaubteste Vergnügen untersage, dieß war dem, wie es scheint, eben so geldbegierigen als herrschsüchtigen Heinrich ganz recht; aber sein Wunsch war auch, daß sie blos für ihn allein spare, mit jedem Jahre mehr Geld aufhäufe, und dieses theils schon im

ihrem Leben ihm größtentheils zuwende, theils auch nach ihrem Tode ihn zum ausschließlichen Erben davon mache. Mit neidischem Blicke verfolgte er also alle Schritte seiner Mutter, und jedes Werk der Barmherzigkeit, das sie übte, ward von ihm zu einem Anklagpunkt gegen sie entstellt. Als er des Stoffes genug gesammelt zu haben glaubte, begab er sich zu seinem Bruder. An einem scheinbaren heuchlerischen Vorwand zu einer Klage über der Mutter Verschwendung, so nannte er Mathildens überfließende Milde, konnte es ihm nicht fehlen. Mit vollen Händen, sagte er, werfe die Mutter das Geld hinweg, dessen Werth sie nicht kenne; bei immer mehr herannahendem Alter arte ihre Güte in Schwäche aus; dieses sey allgemein bekannt, und jeder, selbst die verdienstlosesten Leute suchten diese Schwachheit zu benutzen, und Mathildens Hang zum Hinwegschenken auf das unerlaubteste zu mißbrauchen. Es sey Zeit, diesem unverantlichen Hinwegschleudern solcher bedeutender Einkünfte, die zu ungleich bessern Zwecken verwendet werden könnten, endlich die nöthigen Schranken zu setzen. — Otto ließ sich bethören, und die beiden Brüder, bis hieher beinahe stets uneins, kamen nun leicht mit einander überein, wie sie die gemeinschaftliche Mutter tief betrüben, und auf das schmerzhafteste kränken wollten. Man fing damit an, daß man im Namen der beiden Söhne Mathilden den, einem Befehl ähnlichen Rath ertheilen ließ, auf ihre Einkünfte zum Besten Otto's und Heinrichs zu verzichten, und, um desto ungestörter ihren Andachtsübungen obliegen zu können, sich in ein Kloster einsperren zu lassen. Mathilde bedurfte zwar weder der Welt noch der Menschen; aber wohl wissend, daß die Armen und Nothleidenden, diese kostbarsten Glieder Jesu Christi, ihrer

noch sehr bedürften, wieß sie diesen ungeziemenden Vorschlag mit Unwillen zurück. Die beiden Brüder wollten jedoch nicht auf halbem Wege stehen bleiben; und nun vergaßen sie so sehr, was sie einer Mutter und zwar einer solchen Mutter schuldig wären, daß sie sogar gewaltsame Maßregeln gegen dieselbe ergriffen. Auf alle ihre Einkünfte ward Beschlag gelegt, alle ihre Kassen wurden zugesiegelt, von Allem, was sie hatte, Verzeichnisse verfertiget; kurz es geschah alles, was in solchen Fällen die fiscalische Gewalt gewöhnlich zu thun sich erlaubt. Aber jetzt brach auch Mathildens zartes, tief verwundetes Mutterherz; am schmerzhaftesten fühlte sie den schnöden, schwarzen Undank ihres Sohnes Heinrich, den sie so grenzenlos geliebt, für den sie so viel gelitten, und so große und schwere Opfer gebracht hatte. Nie wollte sie mehr ihre Söhne sehen, selbst nicht in dem Lande, in welchem sie dieselben geboren, länger mehr weilen, jenseits der Alpen, unter einem ihr fremden Himmelsstriche ihre noch übrigen Tage in einem einsamen Kloster vertrauern. Mathildens Entschluß stand fest. Sobald also alles zu ihrer Abreise vorbereitet war, verließ sie am frühen Morgen eines Tages das durch sie so sehr beglückte Quedlinburg, den bisherigen stillen Aufenthalt ihres geräuschlosen Lebens, wo so viele harmlose Tage mit schweren Prüfungen wechselten, und an den in ihrer Seele so viele schmerzhaft süße Erinnerungen aus ihrem verflossenen Leben sich anknüpften. — Otto war mit einer englischen Prinzessin vermählt. Sie hieß Edid, war eine Tochter Königs Athelstan und eine Schwester des jetzt regierenden Königs Eduard. Es war eine Fürstin, ausgezeichnet durch hohen Geist wie durch Gemüth, und geschmückt mit allen Reitzen weiblicher Wohlgestalt. Daß zwischen ih-

rem Gemahl und dessen Mutter eine kleine Uneinigkeit obwalte, dieß war ihr wohl bekannt; jedoch nur in wenigen flüchtigen Worten davon unterrichtet, glaubte Edid, daß das unbedeutende Mißverständniß sich bald von selbst wieder ausgleichen würde. Als sie aber jetzt, was geschehen war, vernahm, und daß Mathilde sogar schon abgereist sey; da erhob sie sich in der Kraft einer Heiligen, eilte in das Gemach ihres Gemahls, und sprach mit solchem Nachdruck und solcher Wärme, daß in Otto's edler Seele alle Gefühle kindlicher Liebe und Dankbarkeit, und zwar mit doppelter Stärke, sogleich wieder erwachten. In den ehrerbietigsten Ausdrücken schrieb er auf der Stelle an seine Mutter, bezeugte die tiefste Reue über die ihr zugefügte Beleidigung, versprach, alles Geschehene sogleich wieder ungeschehen zu machen, und bat sie in den rührendsten Worten, ihn ja nicht zu verlassen, unverzüglich in die Arme ihres, sie gewiß zärtlich liebenden Sohnes wieder zurückzukehren. Ein reitender Bote mußte den Brief eiligst überbringen. — Ein weiblicher Engel wie Mathildis vermochte einem solchen Briefe nicht zu widerstehen. Willig fügte sie sich also den Bitten ihres Erstgebornen. — Otto befand sich gerade jetzt auf seinem Schlosse Grona. Als er hörte, daß seine Mutter sich nähere, schwang er sich augenblicklich auf sein Pferd, und eilte mit eben so zahlreichem als glänzendem Gefolge der Kommenden entgegen. So bald er sie erblickte, sprang er vom Pferde, und stürzte zu Mathildens Füßen. Der Mutter liebevolle Hand an seine Lippen drückend, wiederholte er in dem Tone der aufrichtigsten und schmerzhaftesten Reue Alles, was er ihr schon in seinem Briefe geschrieben hatte, und betheuerte

dann, nicht eher aufzustehen, als bis er die mütterliche Verzeihung erhalten hätte. Mathildis hob ihren Otto auf, hielt ihn fest in ihren Armen umschlungen, und eine Thräne aus ihrem himmelvollen Auge benetzte des Sohnes männlich schöne Wange. Versöhnt, und vereint kehrten Beide nach Grona zurück, und auf Otto's ausdrücklichen Befehl ward Mathildis schon am folgenden Tage in den Besitz aller ihrer Herrschaften und Güter wieder eingesetzt, und zwar mit der unbedingten Vollmacht, ganz nach Willkühr darüber zu verfügen. Als Heinrich hörte, was vorgefallen war, sah er wohl ein, daß für ihn jetzt nichts anderes mehr zu thun sey, als allenfalls seinen Aerger hinter süßliche Worte zu verstecken. Natürlicher Weise kam er nun ebenfalls herbei, machte die Ceremonie eines Fußfalles vor der Mutter, bat um Verzeihung, und äußerte oder heuchelte aufrichtige Reue. Mathildis versicherte ihn, daß ihre Liebe zu ihm sich nicht vermindern werde. Aber gewiß weit näher, als Heinrich, stand jetzt Otto dem Herzen der Mutter *). —

*) Daß Heinrich der Jüngling sich zweimal gegen seinen Bruder empörte, und ihm die Krone entreißen wollte; dies könnte man ihm verzeihen; ihn sogar, mit Rücksicht auf das sonderbare Geburtsverhältniß, in welchem er zu seinem Bruder stand, diesfalls auch noch entschuldigen, besonders wenn man erwäget, welch eine furchtbare Gewalt leidenschaftliche Herrschsucht über ein junges, völlig unbewachtes Herz auszuüben im Stande ist. Daß aber Heinrich, nachdem ihm Otto schon zweimal verziehen, endlich gar zu einem Mordanschlag gegen das Leben Otto's seine Zustimmung gab, und über die noch blutende Leiche seines Bruders auf den Thron steigen wollte; darüber bricht ihm die Geschichte den Stab, und erklärt ihn jedes

Nach diesem Sturm, der sich jedoch bald, wie wir gesehen, für Mathildis in einem sanften, erwärmenden Thränenschauer aufgelöst hatte, lebte die liebenswürdige, fromme Fürstin noch zwei und zwanzig Jahre. Keine Wolke trübte mehr ihr harmloses Alter, und dem schönen Zuge ihres Herzens, überall nur Segen, Freude und Wonne zu verbreiten, konnte sie sich bis an das Ende ihres Lebens ungestört überlassen. Sie starb im Jahre 968; aber nicht, wie wir bald hören werden, in den Armen eines ihrer Söhne.

26. Groß und gebietend stand jetzt König Otto an der Spitze des deutschen Volkes; mächtig im Innern des Reiches, und geachtet oder gefürchtet von allen dasselbe umwohnenden Völ-

---

Anspruches auf ehrenvolles Andenken für immer verlustig. — Heinrichs undankbares Benehmen gegen seine Mutter, deren Tage, wenn Otto nicht so schnell zum Bewußtsein und dem Gefühle seiner Pflicht wieder erwacht wäre, er um vieles verkürzt haben würde, darf uns daher gar nicht befremden; denn es ist und bleibt eine ausgemachte Wahrheit, daß, wenn irgend ein unreiner Geist einmal seine Wohnung in einem Menschen genommen, in diesem auch, so lange jener in ihm haußt, nie ein reiner Geist mehr eine Stätte finden wird. — Heinrich soll einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen seyn; und besonders in den frühern Jahren schon der Anblick des im vollen Schmuck der Jugend und Schönheit blühenden Jünglings ihm, bevor man ihn näher kannte, alle Herzen unwiderstehlich zugezogen haben. Daraus erklärt es sich, wie Heinrich in den ersten Jahren für sich und seine schlechte Sache dennoch stets so viele Anhänger, und unter diesen so manche rechtliche und tüchtige Männer, hatte gewinnen können.

fern. Alle seine Feinde waren theils verschwunden, theils völlig gedemüthiget, und vor dem bisher stets über ihm waltenden Glückssterne hatte sich der stolze aufrührerische Geist der deutschen Großen gebeugt; kurz, das Ziel, das Otto bei seiner Thronbesteigung sich ausgesteckt, hatte er erreicht; denn er herrschte jetzt wie die ersten Carolinger geherrscht hatten. — In diese Epoche fallen nun auch Otto's weiter oben schon erwähnten, zwar nicht sehr glänzenden, aber dennoch stets das erwünschte Resultat herbeiführenden Feldzüge nach Frankreich. Eben so gehört auch hierher die völlige Unterwerfung Herzogs Boleslaw von Böhmen, der von jetzt an in seiner Treue nicht mehr wankte, und dem Könige besonders gegen die Ungarn in der Folge noch sehr wichtige Dienste leistete. — Aber zu Ausführung noch ungleich größerer, das Gesammtwohl aller abendländischen Völker umfassender Entwürfe war Otto berufen. Carl den Großen hatte er sich zum Vorbild gewählt, und so wie dieser der Gründer eines neuen, wahrhaft christlichen, abendländischen Kaiserreichs ward; so sollte Otto jetzt der Wiederhersteller desselben werden, und der völlig in Staub getretenen Kaiserwürde ihren frühern Glanz, und die alte, von Carl dem Großen und der Kirche ihr verliehene Majestät auf das neue wieder geben. So wenig als Carl der Große *) war auch Otto ein Eroberer. Er

*) Wir verweisen hier unsere Leser auf das, was wir schon in der Regierungsgeschichte Carls des Großen darüber gesagt haben. Obgleich dieser große Monarch den grösten Theil seines Lebens hindurch nur selten den Harnisch ablegen durfte; so führte er doch keine andere Kriege, als die entweder das Wohl der,

kannte die Gefahr des Eroberns wie des Erobertwerdens. Als aber, und gewiß nicht ohne Fügung von Oben, jetzt plötzlich eine neue Bahn sich ihm gleichsam von selbst öffnete, betrat er sie mit Muth und Kraft; und da er ganz im Geiste und nach dem Plane der Vorsehung darauf fortschritt, so führte auch ihn, wie einst sein großes Vorbild, eine Reihe glänzender Erfolge zum Ziele.

## VI.

1. **Bleibende Vereinigung Italiens mit Deutschland und der römischen Kaiserwürde mit der deutschen Königskrone.** — Seit zwei und siebenzig Jahren war jetzt schon die römische Kaiserwürde so gut als erloschen; und trotz jener Reihe schnell auf einander folgender Schattenkaiser, die aber, weil ohne Macht wie ohne persönliches Verdienst, völlig spurlos in der Geschichte vorüberschwinden, kann und muß man jene ganze Periode nur als eine Art von Zwischenreich betrachten. — Italiens und der italienischen Völker trauriges Los während dieser Zeit ist unsern Lesern bekannt. Von Griechen, Saracenen und durch die innern Kriege der kleinen longobardischen Fürsten ward das südliche Italien verwüstet, das nördliche preisgegeben den Raubzügen der Ungarn, die bald von Süden bald über die julischen Alpen in dasselbe einbrachen, und alles verheerend es durchzogen,

seinem Scepter unterworfenen Völker, oder auch das Wohl der Kirche durchaus nothwendig machte, mithin zum Theil selbst im Gesammtinteresse der ganzen Christenheit ihren Grund hatten.

während Niemand da war, der schützen wollte oder zu schützen vermochte. Das mittlere Italien bis vor die Thore Roms seufzete unter dem schrecklichen Druck einer anarchischen Aristocratie. Der Stuhl des heiligen Petrus selbst, ein Thron nicht blos für Rom und Italien, sondern für die ganze Christenheit errichtet, lag gefesselt in schimpflicher Knechtschaft. Freche Buhlschwestern, obgleich mit dem fürstlichen Purpur geschmückt, verfügten, abwechselnd mit gottlosen von den gehässigsten Leidenschaften entflammten Factionen, nach Willkühr über den ersten Stuhl der christlichen Welt. Vatikan und Lateran wurden nicht selten mit Blut befleckt, und endlich gar in eine greulvolle Mord- und Schandhöhle verwandelt *). Die Remedur aller dieser schrecklichen Uebel lag weder in ihnen selbst, noch auch in dem zerstückten, keines Aufschwungs mehr fähigen Italien. Das unglückliche Land bedurfte eines fremden Retters, und hiezu hatte die Vorsehung diesseits der Alpen einen von ihr sichtbar begünstigten, bis hierher stets mit Sieg gekrönten Monarchen gewählt.

2. Berengar II. hatte am 15. December des Jahres 950 den Thron der Longobarden bestiegen. Wie sein früheres öffentliches Leben, war auch gleich der Anfang seiner Regierung eine Kette von Gewaltthat und Ungerechtigkeit. Der,

---

*) Nämlich, wie wir bald hören werden, unter Johann **XII.** einem, einer solchen Großmutter vollkommen würdigen Enkel der Marozzia, den freilich die Welt eine Zeitlang Pabst nannte, den aber ganz gewiß der heilige Petrus auch nicht einen Augenblick für einen seiner Nachfolger wird anerkannnt haben.

wahrscheinlich an einem ihm beigebrachten Gift gestorbene edle König Lotharius hatte eine ungemein schöne, und eben so geistvolle und tugendhafte Gemahlin, Namens Adelheide, als Erbin der Krone von Italien hinterlassen *). Zu Folge eines noch vorhandenen, von Lotharius und dessen Vater, dem Könige Hugo ausgestellten Diploms waren Adelheide schon vor ihrer Vermählung die Städte Pavia, Ravenna, und viele andere in Toscana, in der Grafschaft Lucca, und den Grafschaften Siena, Chiusi gelegenen Orte und Güter zur Morgengabe angewiesen, sie auch bald darauf in den Besitz dieser Städte und Ländereien gesetzt worden **). — Berengar war nach Lotharius Tod, der, wie man sich erinnern wird, in Turin starb, sogleich nach Pavia geeilet, hatte in der Abwesenheit Adelheidens sich der Stadt

*) Von mehrern Geschichtschreibern, und unter diesen auch von Rhoswita, wird Adelheidens Recht auf die longobardische Krone ganz unumwunden anerkannt. Man wird sich aus dem Leben der bayerischen Prinzessin Theutelinde erinnern, daß, zu Folge eines unter den Longobarden bestehenden Herkommens, wenn ein König ohne männliche Erben starb, und eine noch junge Wittwe hinterließ, diese gewöhnlich mit ihrer Hand auch die Krone zu vergeben ermächtiget ward. Daher auch, wie wir gleich sehen werden, Berengars so ungestümes und wildes Bewerben um Adelheidens Hand für seinen Sohn Adalbert.

**) Daß auch Pavia zu Adelheidens Morgengabe gehörte, sagt wenigstens Rubeus ganz ausdrücklich in seiner **Hist. Ravenn. L. 5.** In dem noch vorhandenen dießfalls von Hugo und Lothar ausgestellten Diplom wird zwar Pavia nicht gedacht. Wir ersehen aber aus einer, von Adelheide dem von ihr gestifteten St. Salvators-Kloster in Pavia ausgestellten Schenkungs-

bemächtiget, und ward dann von dem grösten Theil der, theils von ihm gewonnenen, theils seine Macht fürchtenden Ständen, sammt seinem Sohne Adalbert, als König von Italien anerkannt. Aber Berengar fühlte wohl das Unsichere und Schwankende seiner Ansprüche auf den Thron, und um ein bestimmteres, allgemeiner anerkanntes Recht dazu sich zu erwerben oder vielmehr zu erschleichen, suchte der schlaue Italiener seinen Sohn Adalbert mit des Lotharius hinterlassenen liebenswürdigen jungen Wittwe zu vermählen. Aber Adelheide, die jetzt noch keine zwanzig von ihr durchlebte Frühlinge zählte, schauderte vor dem Gedanken zurück, dem Sohne des Mörders ihres ersten, von ihr so zärtlich geliebten Gemahls ihre Hand zu reichen. Alle Verheißungen, alle Bitten und schmeichelnde Worte Berengars wie Adalberts blieben fruchtlos. Fest und entschlossen erklärte Adelheide, daß sie nie Adalberts Gemahlin werden könne, noch je es werden wolle. — Berengarius Gattin hieß Willa. Es war ein eingefleischter weiblicher Dämon. Von ihr aufgehetzt, nahm Berengar nun zu den schrecklichsten Drohungen seine Zuflucht, und als diese ebenfalls nichts fruchteten, schritt er zu den grausamsten und unerhörtesten Gewaltthaten. Er entriß Adelheiden nicht nur die Stadt Ravenna, sondern auch alle ihre übrigen in Italien liegenden Besitzungen; ließ ihr ihren ganzen Schmuck, alle

---

urkunde, daß ihr noch eine Menge anderer Güter gehörten, die ebenfalls in jenem Diplom nicht erwähnt werden. Uebrigens wird, nach allgemein anerkannter Regel das Zeugniß eines Geschichtschreibers durch das Stillschweigen der übrigen keinesweges entkräftet.

ihre Gewandte und Kostbarkeiten hinwegnehmen, trennte von ihr ihre gesammte männliche wie weibliche Dienerschaft, und beraubte sie selbst endlich gar ihrer Freiheit. Als eine Gefangene in Berengars Palaste mußte die Schuldlose von jener weiblichen Furie das Härteste erdulden. An ihrem schönen langen Haare ward sie von Willa beinahe täglich niedergerissen, auf der Erde geschleift, mit Faustschlägen mißhandelt und mit Füßen getreten *). Alle nur gedenkbaren Seelen- wie körperlichen Leiden thaten ihre Peiniger ihr an, und selbst der letzte Trost der Unglücklichen, ihren Schmerz und ihre Klagen in den Busen eines treuen Dieners ausströmen zu lassen, ward der liebenswürdigen, und doch so grausam verfolgten, jetzt von der ganzen Welt verlassenen Adelheide nicht gegönnt.

3. Nichts beunruhigte Berengar und dessen höllisches Weib so sehr, als der Gedanke, daß Lothars junge und reizende Wittwe am Ende dennoch einem Andern ihre Hand reichen und eben dadurch sie in dem ruhigen Besitze des usurpirten Thrones stören könnte; und da selbst die härteste Mißhandlung die Standhaftigkeit der schönen Dulderin nicht beugen konnte; jene selbst aber entweder zu feige oder vielleicht noch nicht verdorben genug waren, Adelheiden heimlich ermorden zu lassen, so beschlossen sie, die unglückliche Fürstin ganz den Augen der Welt zu ent-

*) — A quibus (nämlich von Berengar und Willa) innocens capta diversis angustiata cruciatibus, capillis cæsariei distractis, frequenter pugnis exagitata et calcibus etc. (Odillo in vita St. Adelheidis apud Canniss).

ziehen und durch eine Art von bürgerlichem Tode ihren Namen und ihr Andenken in ewiger Vergessenheit zu begraben. Adelheide ward demnach von Pavia hinweggeführt und in einem Thurme auf dem am Lago di Garda gelegenen Bergschloß Garda eingesperrt. Was nur immer die Geduld beinahe selbst eines Heiligen erschöpfen, seinen Muth beugen und ein ohnehin blutig gedrücktes Herz endlich völlig brechen muß, ward auch hier versucht, um Adelheide zu einem, den Wünschen ihrer Tyrannen entsprechenden Entschluß zu vermögen. Sogar des Lebens nothwendigste Bedürfnisse wurden ihr hier bisweilen versagt. Sie litt Hunger, Durst und Kälte, hatte oft kaum ihre Blöße zu bedecken, ward auf die ausgesuchteste Weise von dem auf dem Bergschloß befehligenden, dem Berengar und Willa knechtisch ergebenen Grafen gequält, und hatte nur eine einzige, und zwar aus der niedersten, rohesten Volksklasse gewählte Dienstmagd zu ihrer Bedienung. Gram und Kummer, hoffte man, würden vielleicht bald ihrem Leben und mit diesem auch Berengars und Willa's Besorgnissen ein Ende machen. Dieses grausame Verfahren gegen eine eben so liebenswürdige als allgemein geliebte junge Königin ward indessen, so geheim man es auch zu halten suchte, doch nach und nach ruchbar, und in wessen Busen irgend in ganz Italien noch ein edles Herz schlug, der beweinte Adelheidens unverdientes Schicksal und fluchte dem Tyrannen und dessen Weibe. Aber am tiefsten und schmerzhaftesten fühlte Adelheidens Leiden der edle Bischof Adalbert von Reggio. Er war des verstorbenen Königs Lothar vertrautester Freund gewesen, hatte viele Wohlthaten von ihm empfangen, und war demnach, gleich bei der ersten Kunde

von Adelheidens Aufenthalt, fest entschlossen, seines königlichen Freundes und Wohlthäters hinterlassene Gemahlin, welches Opfer es ihm auch kosten möchte, den Händen ihrer grausamen Feinde zu entreißen. Einen ihm sehr ergebenen Priester, Namens Martin, der ehemals einer von Lotharius Hofkaplänen gewesen, sandte er zu Adelheide auf das Schloß Garda. Er sollte die tief Niedergebeugte trösten, ihr Muth und Zutrauen einflößen, und dann sie zu schleuniger Flucht aus ihrem Kerker zu bereden suchen. Gerne gab die holde Gefangene zu dem ihr gemachten Vorschlag ihre Zustimmung; nur sah sie nicht ein, wie Flucht jetzt wohl möglich sey, da eine ungemein hohe, des Nachts sorgfältig bewachte Mauer ihren Kerker umschloß. Aber der Bischof Adalbert und Martin hatten, bevor Letzterer nach dem Schlosse Garda abreiste, dießfalls schon ihren Plan entworfen, für alles, so weit menschliche Klugheit es vermag, hinreichend gesorgt, und in Rücksicht aller übrigen widerwärtigen Zufälle, die allenfalls eintreten könnten, das Gelingen ihres Unternehmens ganz in die Hände einer, die Unschuld stets schützenden Vorsehung zutrauungsvoll niedergelegt. Mit einer mitgebrachten, bedeutenden Summe Geldes gelang es dem braven Martin, einige von den Wächtern auf dem Schloß für seine Absichten zu gewinnen. Mit Hülfe dieser Getreuen suchte Martin die Mauer des Thurmes zu untergraben, einen unterirdischen Gang zu eröffnen, und durch diesen der gefangenen Königin Leben und Freiheit wieder zu geben. Nur des Nachts konnten sie jedoch arbeiten, strengten sich aber alsdann bei ihrer Arbeit so stark an, daß endlich nach mehreren durchwachten und mühsam durchgearbeiteten Nächten das Werk glücklich

zu Stande kam. In Männerkleidung gehüllt verließen nun Adelheide und ihre Dienerin ihr bisheriges Gefängniß, folgten dem treuen Martin durch den unterirdischen Gang, und in wenigen Augenblicken sahen sie sich nun nach langer Zeit zum erstenmale wieder froh und freudig in Gottes reiner, freier Luft. Da der Morgen schon zu grauen anfing, beflügelten sie ihre Schritte nach dem nicht sehr fern gelegenen See, wo sie aber, weil der Tag jetzt anbrach, sich in dem in dichter Menge an dem Gestade des Sees stehenden Schilfe verbergen mußten. Den ganzen Tag und einen Theil der folgenden Nacht brachten sie in diesem Sumpfe zu, und wären endlich beinahe Hungers gestorben, hätte nicht ein zufällig vorübergehender Schiffer sich ihrer erbarmt, ihnen einige Fische gebracht und dann alle drei in seinem Kahne über den See geführt.

4. Aber auch jenseits des Sees war die gute Adelheide noch lange nicht geborgen. Der Befehlshaber auf dem Bergschloß Garda, über die Entweichung der ihm doch so strenge anempfohlenen Gefangenen im höchsten Grade bestürzt, und Berengars und Willa's Zorn fürchtend, hatte nicht nur auf der Stelle einige Reiterknechte der Entflohenen nachgeschickt, sondern auch durch einen Eilboten den Berengar davon in Kenntniß gesetzt. Dieser, außer sich vor Wuth, daß Adelheide seinen Klauen entwischt wäre, sandte sogleich mehrere Reiterschaaren nach allen Gegenden aus. Alle Wälder, Gehölze, Gebirgsschluchten, kurz alle Schlupfwinkel sollten sie durchsuchen. Große Belohnung ward dem verheißen, welcher die Flüchtigen wieder zurückbringen würde. Sogar er selbst setzte sich an die Spitze einer zahlreichen

Begleitung, um diejenige aufzusuchen, von deren Habhaftwerdung vielleicht seine Krone und die Ruhe seines ganzen Lebens abhingen. Nur durch ein Wunder ward Adelheide jetzt gerettet. Mehrere Tagreisen mußte die zarte, an keine Beschwerlichkeit dieser Art gewöhnte Fürstin, auf abgelegenen oft ganz unwegsamen Pfaden zu Fuße zurücklegen. Bei Tage in Höhlen, Sümpfen und Gehölzen sich verbergend, allen Unbilden einer nicht selten höchst stürmischen Witterung ausgesetzt und nur von Wurzeln und wilden Kräutern sich nährend, konnte Adelheide blos bei nächtlicher Weile unter steter Angst und Beklemmung ihre Reise fortsetzen. Das geringste, bisweilen blos von dem Winde in den Bäumen veranlaßte Geräusch schreckte die Zagende; sie verbarg sich dann schnell in irgend einen Schlupfwinkel, flehete zu Gott, und machte erst, wenn alles still um sie her war, sich wieder auf den Weg. Eines Tages waren ihre Verfolger ihr schon ganz nahe. Zusammengekrümmt lag sie in einer Furche zwischen hochstehenden Halmen eines Fruchtackers. Plötzlich hörte sie Pferdetritte und rauhe Männerstimmen. Es war Berengarius selbst, welcher mit einem zahlreichen Gefolge sich nahete. Die Geängstete vernahm, wie jener jetzt seinen Leuten befahl, mit ihren Lanzen die Halmen aus einander zu beugen, und alle Furchen auf das genaueste zu durchsuchen. Inbrünstiger als je flehete Adelheide aus der Tiefe ihres geängstigten Herzens zum Himmel. Ganz nahe bei ihr ging nun selbst Berengar hin und her, that ebenfalls mit seiner Lanze, wie er seinen Knechten zu thun befohlen, konnte jedoch die, nur wenige Schritte von ihnen im Kornfelde Verborgene nicht entdecken. Nachdem er lange genug fruchtlos gesucht

hatte, zog er endlich wieder ab, und schlug mit seiner ganzen Schaar einen andern Weg ein *).

---

*) Hören wir was hierüber die gute Nonne von Gandersheim, die Dichterin Hroswita uns erzählt:
»Hic quoque continuo nimiam conversus in iram
Circumquaque suos subito mittebat alumnos;
Præcipiens illos nullum transire locellum,
Sed caute cunctas jam perlustrare tenebras,
Si forsan latebris regina lateret in ullis.
Ipseque cum fortis sequitur turba legionis,
Ceu qui vult hostes bello superare feroces,
Et rapido segetem cursu peragravit eandem,
In cujus sulcis latuit tunc domna recurvis
Hæc quam quaerebat Cereris contecta sub alis
Scilicet huc illucque locum percurreret ipsum
In quo non parvo jacuit terrore gravata
Et quamvis circumpositos disjungere culmos
Nisibus extenta cunctis temptaverit hasta
Non tamen invenit, Christi quam gratia texit«.

Unstreitig ist die in dem zehnten Jahrhundert lebende Hroswitha eine nicht wenig merkwürdige Erscheinung. Es ist doch sonderbar, daß, während in unsern hoch aufgeklärten Zeiten, es in den Frauenklöstern, und selbst in den adeligen Stiftern, wo doch bekanntlich nur Töchter aus den edelsten und vornehmsten Familien aufgenommen wurden, selten oder gar nie eine Klosterfrau oder Stiftsdame auch nur ihr lateinisches Brevier zur Hälfte verstand, man schon in dem 10. Jahrhundert, folglich in einer, wie man uns zu sagen pflegt, ganz stockfinstern Zeit, eine Nonne findet, die mehrere Parthien theils aus der Geschichte des alten Bundes, theils aus ihrer eigenen Zeitgeschichte, in lateinischen, stets sehr lieblichen, leicht fließenden Versen zu bearbeiten verstand, mithin mit der lateinischen Sprache und deren Genius innigst vertraut war. Aber eine genaue Kunde der Sprache der alten Römer setzt offenbar gewisse Vorkenntnisse voraus; so wie sie auch nothwendig zu noch andern Kenntnissen führen muß, und immer führen wird. — Wer in irgend einer Gegend z. B. eine Schwalbe erblickt, der wird stets der festen Meinung seyn, daß es dort noch

mehrere gibt, oder wenn sie noch nicht da sind, jener bald folgen werden. Eben so läßt es sich auch ganz vernünftiger Weise annehmen, daß in einem Jahrhundert, in welchem eine Hroswitha blühete, und ihren frommen Gesang hören ließ, es gewiß noch viele Klosterfrauen gegeben haben mag, die, obgleich keine Dichterinnen, welches auch gar nicht nothwendig ist, dennoch mit den Lehren des Heils, mit dem Geiste der Religion, dem Zwecke frommer Frauenklöster, und dem Umfange klösterlicher Pflichten ungleich vertrauter waren, als man es in den Männer- und Frauen-Klöstern, kurz vor deren Auflösung gewesen seyn mochte. Ein sprechender Beweis davon ist, daß Hroswitha, wie sie selbst in der ungemein schön geschriebenen Vorrede zu ihren Gedichten sagt, in der lateinischen Sprache, Dialektik, Poesie und Geschichte keine andere Lehrer oder Lehrerinnen hatte, als abermals zwei Nonnen nämlich die Richardis und Bergera, welche nacheinander Aebtissinen des Klosters von Gandersheim wurden. — Je aufrichtiger man in der Geschichte des Mittelalters forscht, das heißt, nicht gerade mit dem ersten, besten, auf gewohnten Gemeinplätzen sich herumtreibenden sogenannten Historienbuch sich schon begnügt, desto mehr hellt sich auch jene Dunkelheit und Finsterniß auf, die, gleich einer langen Polarnacht, die damalige Welt bedeckt haben soll. Unstreitig gab es in jenen Zeiten viele im höchsten Grade unwissende Geistlichen; aber dieser wird es zu jeder Zeit stets eine hübsche Anzahl geben; und wenn denn auch damals bisweilen ein Priester oder Mönch kaum sein **pater noster** und **Credo** verstand; so fand sich doch zu gleicher Zeit eine eben so große oder noch größere Menge von Priestern, Mönchen und Aebten, die wie, Rabanus Maurus, Walafridus Strabo, Rhegino, der Mönch Wittichind, der Annalista Saxo, und die vielen Verfasser zahlloser Chroniken, nicht nur mit der grösten Leichtigkeit lateinisch, sondern zum Theil auch noch griechisch schrieben, und nicht selten mit judiciöser Kürze und dennoch sehr großer Klarheit und Bestimmtheit sich auszudrücken wußten, während wieder andere schon im 9. Jahrhundert den Durchgang des Mercurs durch

die Sonne berechneten, und wie der Bischof Virgilius die Gestalt der Erde bestimmten, und die Lehre von den Antipoden in ihren Schriften vortrugen. Daß man im Laufe der Zeiten in den Wissenschaften immer weiter fortschritt, ist ganz natürlich. Aber schwerer ist es, eine Bahn zu öffnen, als auf der schon geöffneten weiter fortzuschreiten. — Auch unter den Laien war der Mangel an Kunst und Kenntniß bei weitem nicht so groß, als man es uns gewöhnlich vorzusingen pflegt. Beweise dafür liefern mehrere im Mittelalter bekannte, aber nicht auf uns gekommene Künste, die man selbst bis jetzt wieder zu entdecken sich fruchtlos bemühet hat; wie z. B. die Glasmalerei und die Kunst encaustischer Arbeiten. Gleichfalls verloren gegangen zu seyn scheinen auch mancherlei Maschinerien von bewundernswürdigem Mechanismus, mit deren Hülfe es allein nur den Menschen möglich werden konnte, auf den höchsten Spitzen steiler Felsen, Burgen, gleich den Nestern der Steinadler, zu erbauen, die vielen Jahrhunderten trotzten, und deren auch jetzt noch angestaunte Ruinen es uns unbegreiflich machen, wie man auf dergleichen, oft schwindelnden Höhen schroffer Felsenwände solche ungeheure Massen von Gebäuden errichten konnte. — Die Anzahl der ganzen, halben und viertels Gelehrten war freilich in allen Klassen und Ständen einer Nation nicht so ungeheuer als jetzt. Aber dafür hatten die Völker desto mehr gesunden und nüchternen Menschenverstand, und ein ungleich kräftigeres und wirksameres Naturgefühl. — Gewisse Vorurtheile, wenn nur recht oft und lange Zeit ausgesprochen und täglich wiederholt, gewinnen endlich einen Charakter der Wahrheit, der den Unkundigen desto mehr Respekt einflößt, je mehr jede einmal allgemein angenommene Meinung gewöhnlich ihren Verstand fesselt, und die Organe ihrer Urtheilskraft abstumpft.

5. Aber dieß war auch die letzte Gefahr, die letzte Prüfung, welche die fromme, Gott ergebene Königin zu bestehen gehabt hatte. Der treue Martin war seit ein Paar Tagen vorange-

eilt, hatte Adelheidens Annäherung dem Bischofe Adalbert verkündet, und dieser dem Grafen von Canossa, der ein Lehnsmann der Kirche von Reggio war, den Befehl ertheilt, unter einer zahlreichen Bedeckung der Königin entgegen zu gehen, sie in seinen Schutz zu nehmen, und auf seine unbezwingbare Bergfeste zu führen. Noch am Abend desselben Tages kam Martin znrück. Er überraschte Adelheide mit der frohen Nachricht, daß ihre Befreier schon ganz in der Nähe wären. Wirklich erschien auch bald darauf der Graf von Canossa an der Spitze einer zahlreichen Reiterschaar. Sobald er die Königin erblickte, stieg er vom Pferde und begrüßte sie mit aller, ihrem hohen Range, ihrem Unglück, wie ihren Tugenden gebührenden Ehrfurcht. Des Grafen ganzes kriegerisches Gefolg sprang jetzt ebenfalls vom Pferde. Alles drängte sich herbei, um die wunderschöne und doch so hart verfolgte, aber sichtbar von der Vorsehung geschützte Königin zu sehen. Jetzt war Adelheide nicht nur frei, sondern auch wieder eine gebietende Fürstin; denn auf ihren Wink würden nun sogleich mehre hundert Schwerter zu ihrer Vertheidigung sich entblößt haben. — Der Zug ging nach des Grafen fester Burg. Hier hatte Adelheide nichts mehr zu fürchten, sogar auch dann nicht, wenn Berengar selbst mit einem ganzen Heere herangerückt wäre. Das Schloß lag auf einem ungemein hohen, ganz steilen, von allen Seiten mit Wasser umgebenen Felsen, und war durch starke Mauern und mehrere hervorspringende Thürme auf das beste befestiget. Den Kriegsmaschinen war es unerreichbar durch die Höhe des Felsens; und wegen der Steile desselben war auch kein Sturm zu befürchten; so daß die Besatzung, wenn

es ihr nicht an Lebensmitteln fehlte, in völlig gefahrloser Sicherheit selbst die zahlreichsten Heere verlachen konnte.

6. Aber welche Beweise ehrerbietiger Aufmerksamkeit auch Adelheide nun auf dem Schlosse erhielt, und wie vollkommen sie von der treuen Anhänglichkeit ihrer Freunde, des Bischofes Adalbert und des Grafen Azzo überzeugt seyn konnte; so war es doch klar, daß Canossa nicht ihr lebenslänglicher Aufenthalt seyn könnte. Zudem mußten auch mancherlei Besorgnisse den Bischof wie den Grafen beunruhigen, besonders wenn, was doch gewiß einmal geschehen würde, Berengar Adelheidens gegenwärtigen Zufluchtsort, so wie des Bischofs und des Grafen eigene thätige Theilnahme an der Befreiung derselben erfahren sollte. Je mehr sie darüber nachdachten, desto dringender ward ihnen das Bedürfniß eines mächtigen Beschützers. Aber auf wen anders konnten jetzt ihre um Schutz flehenden Blicke fallen, als auf Otto, den mächtigsten Monarchen der Christenheit, dessen Staaten an Italien gränzten und dessen kriegerischer Ruhm längst schon selbst über die höchsten italienischen Alpen gedrungen war. Unverzüglich knüpften also Adalbert und Azzo zuerst geheime Unterhandlungen mit einigen unzufriedenen Grafen und Herren in Italien an, machten auch ihren Entschluß dem Pabste bekannt, und als sie dessen Genehmigung erhalten hatten, schickten sie einen Vertrauten, wahrscheinlich den klugen und treuen Priester Martin an Otto nach Deutschland. Derselbe war Ueberbringer mehrerer Schreiben von dem Bischofe Adalbert, von dem Grafen Azzo und endlich auch eines von Adelheide eigenhändig geschriebenen Briefes, in

welchem sie dem König eine umständliche, äußerst rührende Darstellung aller ihrer schon ausgestandenen Leiden machte, und ihn dann in den wehmüthigsten Ausdrücken bat, eine grausam verfolgte, alles ihres Eigenthums beraubte, von der ganzen Welt verlassene Fürstin nicht länger mehr der Wuth ihrer unversöhnlichen Feinde preiszugeben. Auf Otto's ritterlichen Sinn machte dieser Brief schon einen ungemeinen Eindruck. Solchen himmelschreienden Ungerechtigkeiten ein Ende zu machen, die unterdrückte holde Unschuld aus den Klauen ihrer Unterdrücker zu befreien, schien ihm eines edeln, mächtigen deutschen Königs würdig. Als aber nun auch Martin sich in eine nicht minder umständliche und anziehende Beschreibung einließ von Adelheidens himmlischer Schönheit, von ihrem zarten Sinn, ihrem liebevollen Herzen, ihren sanften Tugenden, und überhaupt von ihrem ganzen holden Wesen ein Bild entwarf, in welchem Otto das Ideal hoher Weiblichkeit zu erblicken glaubte; da stand auch unerschütterlich fest sein schnell gefaßter Entschluß. Otto befand sich noch in der ganzen Kraft des männlichen Alters. Die Gemahlin seiner Jugend, die liebevolle Edith hatte er vor drei oder vier Jahren verloren, und ihr Verlust in seinem noch für Liebe empfänglichen Herzen eine traurige Öde zurückgelassen. Diese Leere konnte nur das himmlische Bild, das seine Phantasie ihm jetzt vorzauberte, wieder ausfüllen, und so war nun auch Adelheidens Besitz sein erster wie sein letzter Gedanke *).

---

*) Die neuesten Geschichtschreiber bestreben sich größtentheils, dem ganzen Hergange eine, nach den neuesten

7. Den Zweck seiner geheimen Gesandtschaft hatte nun Martin vollkommen erreicht; mit der Zusage schleuniger Hülfe ward er wieder nach Italien entlassen; ihm aber noch besonders empfohlen, nirgends zu verweilen, mit beflügelter Eile wieder nach Canossa zurückzukehren; auch erhielt er einen Ring, welchen er in der Höhle seines Stabes verbergen und Adelheiden im Namen Otto's als ein Unterpfand des ihr versprochenen Schutzes überreichen sollte. — Die Vorbereitungen zu einem italienischen Feldzuge waren bald beendiget. Vorzüglich zur Heeresfolge von Otto jetzt berufen, waren dessen Sohn, Bruder und Eidam, nämlich Ludolph, Herzog von Schwaben, Heinrich, Herzog von Bayern, und Conrad, Herzog von Lotharingen. Den beiden Erstern ward die Ehre, mit ihren Völkern den Vortrab zu bilden, und den Feldzug zu eröffnen;

---

Mustern zugeschnittene, diplomatische Form zu geben. Ihnen zu Folge war es blos Politik, die Otto's Verbindung mit Adelheide schloß. Der Besitz Italiens war bei Otto der vorherrschende Gedanke, und Adelheidens Hand blos das Mittel, das dazu führen sollte. Auf dieser Grundirung wird nun das ganze Bild ausgemalt, in dem wir aber, statt Etwas großes zu erblicken, leider nur sehen müssen, wie der edle, großherzige, eben so kräftig als fein fühlende Otto ganz in dem Sinne und nach der engherzigen Weise der neuern Zeit nach einer Gemahlin speculirt, und am Ende sie auch findet. — Ohne uns darüber weiter einzulassen, wollen wir nur bemerken, was auch Hegewisch nicht entging, daß mehrere sehr besonnene und Wahrheit liebende italienische Geschichtschreiber ganz ausdrücklich sagen, Otto sey es anfänglich ungleich mehr um Adelheidens Hand, als um die eiserne Krone der Longobarden zu thun gewesen.

jedoch auf verschiedenen Wegen. Heinrich sollte mit seinen Bayern über die kärntischen Alpen, Ludolph mit den Schwaben über die rhätischen Alpen in Italien eindringen. Heinrich hatte auf seinem Zuge überall glänzenden Erfolg. Er bemächtigte sich der Stadt Aquileja, des Schlüssels von Italien, drang immer noch weiter vor, und nahm von mehreren Städten Besitz. Nicht so glücklich war Ludolph von Schwaben. Wo er hinkam, fand er die Thore aller Städte und festen Burgen verschlossen; suchte er Unterhandlungen anzuknüpfen, so wollte Niemand auf ihn hören, Niemand sich mit ihm einlassen *). Tief gekränkt kehrte Ludolph zurück und stieß mit seinen Schaaren zu dem, von Otto selbst geführten, größtentheils aus Sachsen, Thüringern und Franken bestehenden Hauptheere. Da die Deutschen im Besitze von Aquileja waren, so konnte das Hauptheer ohne Schwertstreich in die Lom-

*) Daran war blos Otto's Bruder, der heimtückische Heinrich schuld. Er beneidete und verfolgte seinen Neffen, so viel er nur immer konnte; besonders seit dem Otto denselben zu seinem Nachfolger ernannt, und von den Ständen des Reiches ihm hatte huldigen lassen. Da es Ludolphs erster Feldzug war, auf dem er gleichsam seine Sporen hätte verdienen sollen; so wußte nun Heinrich alles so zu veranstalten, daß dem guten Ludolph durchaus nichts gelingen konnte. Bei seinem Bruder, dem König, schrieb er den schlechten Erfolg von Ludolphs Unternehmen blos dessen Unerfahrenheit und Mangel an Einsicht zu. Nicht nur die Liebe, auch die Achtung seines Vaters suchte er dem Ludolph zu entziehen; und welche widerliche Rolle er spielte, als endlich offenbarer Zwist den Vater von dem Sohne trennte, dieß werden wir in der Folge noch sehen. — Ueber Ludolphs völlig mißlungenen Zug nach Italien giebt der sächsische

bardei einrücken. Mit Otto's Ankunft war nun auch sogleich Alles entschieden. Alle Städte öffneten freiwillig ihre Thore, und schon gegen Ende October des Jahres 951 hielt Otto in Pavia, der Hauptstadt des longobardischen Reiches, seinen Einzug.

8. Förmlich ließ nun Otto um Adelheidens Hand für sich werben. Er schickte ihr prächtige Geschenke, und ließ sie bitten, zu ihm nach Pavia zu kommen. Gerne folgte Lothars junge und schöne Wittwe der Einladung ihres mächtigen Beschützers. Mit zahlreichem und glänzendem Gefolge schickte ihr Otto seinen Bruder Heinrich entgegen. Dieser begrüßte sie mit aller, einer großen Königin gebührenden Ehrfurcht, und da der erste Anblick Adelheidens ihn gleich überzeugte, daß sie in der Folge eine beinahe unumschränkte Gewalt über das Herz ihres Gemahls haben würde; so suchte der süße Schwätzer jetzt schon auf alle Weise sich in die Gunst seiner künftigen Gebieterin einzuschmeicheln. Als Adelheide sich Pavia näherte, ging Otto mit seinem ganzen Hofe ihr bis vor die Thore der Stadt entgegen. Rührend und herzlich war der Empfang, und Diejenige, welche noch vor weni-

---

Annalist nachstehende Auskunft. „**Patruus enim ejus** (nämlich des Ludolphs) **Dux Heinricus omnium et prosperitatum et honorum invidus de Bavaria per Trientum legatos suos in Italiam præmisit, omniumque quos potuit Italicorum ab eo mentes avertit in tantum, ut nec civitas, nec castellum, quæ subsequenter Regis pistoribus et cocis patuerunt, Filio Regis aperiretur, omniaque ibi incommoda et plena molestia pateretur**“ etc.

gen Monaten in Sümpfen und den Furchen eines Kornfeldes sich verbergen, und einen armen Fischer um Erbarmen anflehen mußte, hielt nun an der Seite des mächtigsten Monarchen des Abendlandes, und umgeben von Herzogen und Fürsten, wovon jedes Einzelnen Macht beinahe jener des Berengars gleich war, ihren feierlichen Einzug in das ihr wohlbekannte Pavia, wo auch wenige Wochen darauf, nämlich am zweiten Weihnachtsfeste ihre Ver[illegible]g mit Otto mit einer, alle Italiener in [illegible]nen setzenden Pracht vollzogen ward. Nie vielleicht hatte je noch die unterdrückte, von der ganzen Welt verlassene, aber von dem Himmel geschützte Unschuld einen herrlichern Triumph gefeiert.

9. Durch seine neue Gemahlin hatte nun Otto gegründete Ansprüche auf das Königreich Italien. Aber offenbar lag ihm, dessen Haupt schon die schönste und mächtigste Krone Europens schmückte, nicht sehr viel an jener der Longobarden, deren wo nicht erloschener, doch wenigstens sehr verblichener Glanz ihn ohnehin nicht sehr blenden konnte. Aber Adelheidens sehr bedeutende, in ganz Italien zerstreut liegende, und von Berengar eingezogene Güter mußte und wollte Otto dem ungerechten Besitzer wieder entreissen; jedoch dabei sich vorbehaltend, auch wegen Italien und alles Uebrigen mit Berengar ein, seiner Würde geziemendes Abfinden zu treffen. Aus diesem Grunde ließ er seinen Eidam, den Herzog Conrad von Lotharingen mit hinreichenden Schaaren, und der nöthigen, aber wie es scheint, doch ziemlich beschränkten Vollmacht in Italien. Er selbst kehrte im folgenden Jahre, Ende Februars mit dem übrigen Theile des

Heeres und seiner jungen schönen Gemahlin nach Deutschland zurück. Dem Frodoardus zu Folge stand Otto im Begriffe, vor seiner Rückkehr noch die Gräber der heiligen Apostel in Rom zu besuchen, hatte auch von seiner nahen Ankunft schon den Pabst in Kenntniß setzen lassen. Aber nicht Agapet II. sondern Marozia's Sohn, nämlich der dem Leser schon bekannte Alberich war damals unbeschränkter Her[illegible]on Rom; diesem schien ein so zahlreicher [illegible]ischter Besuch nichts weniger als gefahrlo[illegible]d der Pabst mußte demnach die ihm zugedachte Ehre unter irgend einem scheinbaren Vorwand von sich ablehnen.

10. Während Otto's Anwesenheit in Pavia stand Berengar mit einem, seiner beschränkten Mittel wegen, nicht sehr zahlreichen Heere in den Gebirgen. Er hoffte auf die baldige Rückkehr der Deutschen, und dann auf den, ihm wohl bekannten, wandelbaren Charakter der Italiener. Als aber auch diese Hoffnung bei dem Anblick des in Italien zurückgelassenen Heeres verschwand, wollte dennoch Berengar es nicht wagen, einen förmlichen Krieg gegen einen, ihm an Macht so sehr überlegenen Monarchen zu beginnen. Was ihm durch Waffengewalt zu erzwingen nicht möglich schien, hoffte er auf dem Wege gütiger Unterhandlungen zu erlangen. Dem Herzog von Lotharingen, den Otto als seinen Bevollmächtigten in Italien zurückgelassen hatte, suchte also jetzt Berengar sich immer mehr zu nähern, und wo möglich ihn nach und nach in sein Interesse zu ziehen. Dem verschmitzten, in alle Formen und Gestalten sich mit Leichtigkeit umwandelnden Italiener gelang es bald, die Freundschaft und

das Wohlwollen des biedern Conrads zu erschleichen; und dieser, der, wie es scheint, den Umfang seiner Vollmacht nicht gehörig zu bemessen wußte, sagte ihm endlich sogar den ferneren ruhigen Besitz des Königreiches Italien zu, und zwar blos unter der Bedingung, daß er selbst nach Deutschland zu Otto gehen, und dessen Großmuth, für die er, Conrad, bürgen wolle, alle seine Angelegenheiten unbedingt überlassen sollte. Berengar befolgte diesen Rath und reiste sogleich nach Deutschland ab. Otto befand sich gerade in Magdeburg. Als Berengar sich dieser Stadt näherte, kamen ihm einige von Otto's Hofleuten entgegen. Schon glaubte er jetzt, er werde als König empfangen werden. Leider irrte er sich abermal. Statt ihn in die königliche Burg zu führen, brachten ihn jene in eine gemeine Herberge, mit der Weisung, hier das Weitere zu erwarten. Berengars Ankunft war für Otto wie für die Königin ganz unerwartet. Es läßt sich leicht denken, daß auf Adelheide der Anblick eines Mannes, der ihren ersten Gemahl, den liebenswürdigen jungen Lotharius gemordet, und um sie selbst völlig zu unterdrücken, sich der niederträchtigsten und grausamsten Mittel bedient hatte, einen ungewöhnlich schmerzhaften Eindruck machen, die widerlichsten, gehässigsten Rückerinnerungen in ihr auf das neue wieder wecken, und ihre ganze Seele trotz aller angebornen Sanftmuth auf das heftigste empören mußte. Aber nie kann man es jetzt dieser edeln und frommen Fürstin übel deuten wollen, daß sie sich wenigstens ein Paar Tage gönnte, in welchen sie hoffen konnte, daß der Sturm in ihrer Brust sich legen, und Religion den Regungen ihres empörten Gemüthes wieder würde gebieten können. Na-

türlicher Weise theilte Otto die Gefühle einer geliebten Gemahlin. Drei Tage mußte demnach Berengar warten, bis er vorgelassen ward. Erst am vierten erhielt er Audienz. Aber auch diese war für ihn nichts weniger als sehr erfreulich. Otto konnte seinen gerechten Unwillen noch nicht besiegen. Er gab dem Berengar kurze, wenig zusagende Antworten, brach die Unterredung sehr bald ab, und ohne etwas entschieden zu haben, ließ er ihm sagen, er könne jetzt nur wieder gehen, und möge es Gott und der Gnade des Königs danken, daß man ihm Leben und Freiheit gelassen hätte *).

---

*) So wohl der Annalista Saxo als auch der Fortsetzer des Rhegino sagen ausdrücklich, daß an Berengars übelem Empfang an Otto's Hofe blos der Herzog Heinrich Schuld gewesen sey. „**Berengarius nihil de his, quæ voluit, obtinuit, sed machinatione Henrici Ducis Fratris, vix vita et patria indulta, Italiam rediit.** — Ungeachtet dieser bestimmten und klaren Zeugnisse, gefällt es doch gewöhnlich den neuern Geschichtschreibern, die dem Berengar zugefügte Demüthigung ganz allein auf die Rechnung der guten Königin, die sich an ihrem Feinde jetzt habe rächen wollen, zu setzen. — Offenbar nur deßwegen, weil die Kirche Adelheide nach deren Tode beatificirt hat, und noch jetzt den Heiligen zuzählt, legt man ein ganz besonderes Interesse hinein, diese Fürstin als eine verschmitzte, ränksüchtige und rachgierige Italienerin darzustellen. Durch einige hingeworfene Worte sucht man selbst ihr Verhältniß zu Otto's Bruder, dem Herzog Heinrich, in ein höchst zweideutiges Licht zu stellen. Thatsachen, bestimmte, von den damaligen, oder bald darauf folgenden Geschichtschreibern angegebene Handlungen dieser Königin, worauf sich ein so hart absprechendes Urtheil gründen könnte, werden freilich auch nicht von weitem angeführt, und so reducirt sich am Ende alle Beweis-

11. Beschämt und gebeugt kehrte Berengar nach Italien zurück, klagte sein Mißgeschick dort seinem Freunde, dem Herzog Conrad, und dieser, in dem sonderbaren Wahne, daß sein König und Herr alles, was er als dessen Bevollmächtigter in Italien verhandelt, verfügt und versprochen, blindlings unterzeichnen, und es zur bindenden Norm seiner Handlungen machen müsse, gerieth über Otto's Betragen in heftigen Zorn. Sein Ungestüm trieb ihn zu Otto nach Deutschland. Er glaubte seine Ehre in den Augen der Italiener gekränkt, und brachte es durch Bitten und dringende Vorstellungen bei dem, besonders gegen seine Verwandten nur zu gütigen, zu nachsichtsvollen Otto bald dahin, daß dieser versprach, den Berengar mit mehr Milde zu behandeln, ihm sogar, jedoch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß das Königreich Italien zu lassen. Aus diesem Grunde versammelte Otto bald darauf, gegen das Ende des Monats August (952) in Augsburg einen Reichstag, zu welchem er nicht nur sämmtliche deutsche Fürsten, sondern auch Berengar und dessen Sohn Adalbert, sammt allen Fürsten und Herren des obern Italiens berief. Hier ward nun Berengars und Italiens Schicksal definitiv entschieden, und mit ersterem

---

kraft blos darauf, daß dieß halt so die Ansicht dieser Herren ist. — Alle gleichzeitigen wie spätern Geschichtschreiber, und zwar durch alle Jahrhunderte bis auf das achtzehnte herab, vereinigen sich in dem Lobe Adelheidens, ihres sanften, wohlwollenden Charakters und wahrhaft frommen, tugendhaften, durchaus fleckenlosen Wandels. Aber freilich in einem so ungemein aufgeklärten Zeitalter, obgleich erst ungefähr tausend Jahre nachher, muß man alles dieß viel besser wissen.

ein Vertrag geschlossen, dem zufolge er sein bisheriges Reich, jedoch blos als ein deutsches Lehen behielt, dafür aber dem Könige Otto, als seinem Oberherrn, den Eid der Treue schwören mußte. Berengar, gemäß der Lage, in der er sich befand, hätte nichts Besseres sich wünschen können. Auf dem Reichstage, in Gegenwart sämmtlicher deutschen und vieler italienischen Reichsstände ward also Berengar feierlich mit Italien belehnt, dieses von ihm als ein deutsches Lehen anerkannt, und der gewöhnliche Vasalleneid unter den Augen der ganzen eben so zahlreichen als erlauchten Versammlung in die Hände Königs Otto von ihm geleistet. Völlig ungeschmälert erhielt jedoch Berengar Italien nicht zurück. Die Marken Aquileja und Verona wurden davon getrennt, Deutschland einverleibt, und dem Herzogthume Bayern zugetheilt. Durch die Abtretung dieser beiden Marken an das deutsche Reich blieb für Otto stets eines der Hauptthore Italiens offen, und er erhielt dadurch gleichsam ein Unterpfand für Berengars künftige, seinem Lehnsherrn schuldige Treue. In seiner Audienz bei der Königin bat Berengar dieselbe in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung und deren künftiges Wohlwollen. Adelheide versicherte ihn, daß sie sich des Geschehenen nie mehr erinnern werde. Von Otto reichlich beschenkt und in dem ruhigen Besitze seines Königreiches für die Zukunft gesichert, kehrte Berengar höchst zufrieden, in Begleitung seines Sohnes Adalbert wieder nach Italien zurück.

12. Otto hatte Berengar sehr ernsthaft empfohlen, gerecht und menschlich zu herrschen, alle seine Unterthanen mit Milde und Schonung zu

behandeln, und in dem Vertrage war durch einen besondern Artikel festgesetzt worden, daß Berengar an keinem, welcher Adelheiden in ihrem Unglücke thätige Theilnahme erwiesen, jemals Rache nehmen, oder auf irgend eine Weise ihn nur im mindesten beunruhigen sollte. Leider kam Berengar weit schlimmer als er vorher war, wieder nach Italien zurück. Alle gescheiterten Hoffnungen und erduldeten Demüthigungen schrieb er dem bösen Willen der italienischen Bischöfe, Fürsten und Grafen und deren gegen ihn kundgegebenen Abneigung zu; am meisten erbittert war er gegen Azzo, Grafen von Canossa, und diesem wie jenen würde er schon gleich nach seiner Rückkehr die Wirkungen seines Zornes haben fühlen lassen, hätte nicht Furcht vor Otto's Macht ihn für jetzt noch davon zurückgehalten. Aber mit lauerndem und spähendem Blicke hatte Berengar während seines Aufenthalts in Deutschland Alles um sich her beobachtet. Die in der Brust vieler Großen gährende, einen baldigen Ausbruch drohende Unzufriedenheit war ihm nicht entgangen, und so erwartete er nun mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo innere Unruhen Otto in Deutschland zurückhalten würden, um seiner Rachgier die ihr schon zum voraus bestimmten Opfer zu bringen *).

13. Berengar durfte nicht lange warten. In Otto's Hause brach ein neuer Familienzwist aus. Die nächste Folge davon war ein blutiger

*) Um dem Leser den Ueberblick über den stufenweisen Gang der Dinge in Italien zu erleichtern, hielten wir es für zweckmäßig, uns einige kleine Vorgriffe in der Geschichte zu erlauben, und mit einstweiliger Beseitigung aller indessen in Deutschland vorgefalle-

ganz Deutschland in Verwirrung setzender Bürgerkrieg. Ueberzeugt, daß Otto jetzt bald alle Hände voll zu thun haben werde, um noch ferner an Italien denken zu können, warf Berengar die Larve ab, und ging nun ohne Scheu und Scham ganz in den Charakter eines, alles Recht und Herkommen mit Füßen tretenden Tyrannen und Despoten über. Nach Willkühr und Laune vertrieb er Bischöfe von ihren Kirchen, besetzte die bischöflichen Stühle mit den nichtswürdigsten Menschen, sobald sie nur einige Dienste ihm zu leisten, oder seine Gunst zu erschleichen gewußt hatten. Unter erlogenen Beschuldigungen unterdrückte er Grafen und Herren, und raubte ihnen ihre Besitzungen. Ueberall legte er feste Burgen und Schlösser an, in welchen die Italiener nichts als neue für sie geschmiedete Sclavenfesseln erblicken konnten. Der vorzüglichste Gegenstand seines Ingrimms war Azzo, Graf von Canossa. Diesen, weil er nicht nur Adelheide geschützt, sondern auch zu deren Vermählung mit Otto so kräftig mitgewirkt hatte, betrachtete er als den Urheber seines Mißgeschicks, das er doch niemand als sich selbst hätte zuschreiben müssen. Mit Heeresmacht rückte er daher in dem Jahre 953 auf das Gebiet von Reggio, und begann sogleich die Belagerung von Canossa. Graf Azzo hatte dieses vorausgesehen, mithin seine Burg auf einige Jahre mit Lebensmitteln versehen, und da die

---

ner Ereignisse, uns und unsere Leser blos mit den italienischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Wir werden aber nachher den Faden der deutschen Geschichte wieder auffassen, und die für jetzt noch offen gelassenen Lücken alsdann so befriedigend als möglich auszufüllen suchen.

unbezwingbare Feste nur durch Hunger gewonnen werden konnte, so verlachte auch Azzo den ohnmächtigen Zorn des Tyrannen. — Die Belagerung leitete Berengar in eigener Person. In Lavachietto, einem damals ziemlich ansehnlichen Orte; hatte er sein Hauptquartier, fest entschlossen, nicht eher abzuziehen, bis er die stolze Burg gebrochen und den, ihm so verhaßten Grafen in seiner Gewalt haben würde.

14. Die Belagerung zog sich indessen sehr in die Länge, sie dauerte über drei Jahre. Zwar sandte Azzo einigemal zu Otto um Hülfe. Aber die Verwirrung war in Deutschland noch viel zu groß, Otto selbst noch zu sehr beschäftiget und bedrohet, als daß er fremder Noth seine Aufmerksamkeit hätte schenken können. Demungeachtet fuhr der unerschrockene Azzo fort, sich tapfer auf seiner Felsenburg zu halten, ward jedoch dieser Art langwieriger Gefangenschaft endlich müde, und kam bisweilen mit einigen Begleitern von dem Felsen so weit herab, daß er zu seiner Erholung sich mit den auf Vorposten stehenden feindlichen Offizieren unterhalten konnte. Dieß erfuhr Berengar, schlich sich demnach eines Tages mit mehreren Bewaffneten heran, um den Grafen zu überfallen und sich seiner Person zu bemächtigen. Glücklicher Weise ward dieser von einer, obgleich feindlichen, jedoch wie es scheint ihm wohlwollenden Schildwache, die den sich nähernden Berengar bemerkte, noch zu rechter Zeit gewarnt, worauf er sich eilends wieder in seine Feste zurückzog und von jetzt an keine fernern Besuche mehr machte. — Indessen ward in Canossa der Vorrath an Lebensmitteln mit jedem Tage schmäler. Azzo wandte sich abermals an König Otto, und ob-

gleich die Festung von allen Seiten von Berengars Leuten enge eingeschlossen war, gelang es doch einem von des Grafen Getreuen, sich verkleidet durch die feindlichen Wachen durchzuschleichen, und Otto einen ungemein rührenden Brief zu überbringen, in welchem der Graf um schleunige Hülfe flehete, auch den König an das ihm, dem Grafen, schon so oft wiederholte Versprechen seines Schutzes erinnerte. Aber auch jetzt noch war Otto außer Stande, dem um Schutz Flehenden Hülfe zu leisten. Friede und innere Ruhe waren zwar in Deutschland wieder hergestellt. Aber Krieg mit den Slaven und der Einfall eines furchtbaren Heeres Ungarn hielten ihn in seinem Reiche zurück; und die seinem Heere an Zahl weit überlegenen Barbaren, die jetzt von mehreren Seiten in Deutschland einzudringen suchten, erlaubten ihm nicht, auch nur einen kleinen Theil von seinen Kriegsvölkern nach Italien zu senden. — Ungeachtet des in Canossa immer fühlbarer werdenden Mangels an Lebensmitteln trotzte der tapfere Azzo doch beinahe noch ein ganzes Jahr der Hartnäckigkeit der Belagerer.

15. Erst in dem folgenden Jahre 956 erschien endlich Herzog Ludolph, Otto's Sohn, mit einem deutschen Heere an den Grenzen Italiens *). Durch Hungersnoth war jetzt Canossa

*) Die meisten Chroniker berichten zwar, Otto habe seinen Sohn Ludolph mit einem Heere nach Italien geschickt; aber diesem widerspricht Ditmar von Merseburg, dessen Zeugniß hier um so überwiegender ist, da es von dem Endresultat dieses Feldzuges vollkommen bestätiget zu werden scheint. Ditmars Worte sind: „**Liudulphus Regis filius, malorum depra-**

auf das äußerste gebracht, und schon stand es im

---

vatus consilio, rursum rebellavit, patriaque cedens, Italiam perrexit. In andern Ausgaben steht statt rebellavit, resistit. Da man von einer zweiten Empörung Ludolphs gegen seinen Vater nichts weiß; so will Ditmars Ausdruck offenbar nichts anderes andeuten, als daß Ludolph auf das neue mit seinem Vater zerfallen, und mit dessen Masregeln im höchsten Grade mißvergnügt gewesen sey. Was den edeln Ludolph am tiefsten niederbeugte, war die Besorgniß, daß man jetzt, da er die Liebe seines Vaters verloren, nun bald auch in Ansehung der Thronfolge auf ihn das Nämliche anwenden werde, was gegen seinen Vater einst dessen Bruder Heinrich anzuwenden versucht hatte. Man sieht, welchen schmerzhaften Eindruck der übrigens so frommen Mathildis ehemalige alberne Behauptung auch auf Ludolph gemacht haben muß, und überhaupt welche ganz unerwartet weite Kreise ein einziger, von einer bedeutenden Hand geschleuderter Steinwurf oft in dem, ohnehin schon so unstet hin und her wogenden menschlichen Leben zu bilden im Stande ist. — Da Ludolph große Güter besaß, auch eine Menge ihm mit Leib und Seele ergebener Anhänger hatte, die, weil den Kummer und Verdruß ihres Herrn theilend, nun ebenfalls mit Otto unzufrieden waren; so ward es ihm leicht, in kurzer Zeit ein bedeutendes Heer um sich zu sammeln; besonders jetzt, wo es in dem durch die kurz vorhergegangenen Kriege sehr verwüsteten Deutschland eine Menge Abenteurer geben mußte, die sich mit Freude unter den Fahnen eines so erlauchten Heerführers reiheten, um in einem andern Lande zu finden, was sie in ihrer eigenen verheerten Heimath fruchtlos gesucht haben würden. Mit diesen zog nun Ludolph über die Alpen, entweder um Italien für sich zu erobern, und dadurch eine, von seinem Vater wie von den Nachstellungen des neidischen Heinrichs sich völlig unabhängige Existenz zu verschaffen, oder auch, was noch wahrscheinlicher ist, um durch glänzende Waffenerfolge seinen Vater ganz unerwartet

Begriffe, sich zu ergeben, als noch zu rechter Zeit die Besatzung erfuhr, die Deutschen wären in Verona eingerückt. Diese frohe Nachricht belebte auf das neue ihren Muth, der aber in demselben Verhältniß jetzt den Belagerern entsank. Ohne großen Widerstand zu finden, bemächtigte sich Ludolph Pavia's, der Hauptstadt des Reiches, und ging dann über den Po. Bei seiner Annäherung hob Berengar die Belagerung von Canossa auf, und zog sich eiligst zurück. Gerne hätte Ludolph Italiens Schicksal in einer Hauptschlacht entschieden; aber dieser wußte Berengar sehr geschickt auszuweichen, und Ludolph vermochte nicht, ihn dazu zu zwingen. — Längst hatte Berengar durch seine und seines Weibes Tyrannei sich schon den Haß aller seiner Unterthanen und selbst seiner nächsten Umgebungen zugezogen. Jetzt in seinem gegenwärtigen Unglück ward er auch noch überdieß ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung. Es entspann sich eine Verschwörung gegen ihn. Man bemächtigte sich seiner Person, und lieferte ihn gefesselt an Ludolph aus. Aber Otto's edler Sohn verabscheute eben so sehr den Verrath, als die Verräther, wie gewinnreich jener auch scheinen mochte. Der Schlechtigkeit einer in Immoralität versunkenen Nation wollte er keinen Sieg zu danken

---

zu überraschen, und dessen Achtung, Liebe und Zutrauen wieder zu gewinnen. — Diese Interpretation wird durch Otto's nachheriges Betragen in Beziehung auf Italien vollkommen bestätiget; ist vielleicht selbst die einzige, wodurch die vielen sich sonst ergebenden Widersprüche befriedigend gelößt werden. Auch der, gewöhnlich sehr scharfsinnig combinirende Herr Professor Luden hat diesen Heereszug Ludolphs nach Italien aus diesem Gesichtspunkte aufgefaßt und dargestellt.

haben. Dem Berengar ließ er demnach sogleich die Fesseln abnehmen, schenkte ihm auch auf der Stelle die Freiheit wieder, foderte ihn aber auf, mit den Waffen in der Hand ihm im offenen Felde zu stehen. Hiezu hatte jedoch Berengar keine Lust. Seine so eben gemachte bittere Erfahrung belehrte ihn, wie wenig er seinen eigenen Leuten trauen dürfte. Ueber sein Heer gab er demnach seinem ungleich beliebtern Sohne Adalbert den Oberbefehl. Er selbst eilte nach der, im Orta-See gelegenen, unbezwingbaren Burg, St. Julius-Insel genannt, und schloß sich dort mit seinem Weibe Willa ein, in der tröstlichen Hoffnung, daß, wenn auch nicht das Glück seiner Waffen, doch wenigstens vielleicht eine seiner geheimen Künste der Lage der Dinge bald eine andere Wendung geben könnte. — Gleich seinem Vater suchte auch Adalbert stets eine entscheidende Schlacht zu vermeiden; und wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß außer den Waffen ihm und seinem Vater noch andere Mittel zu Gebote stünden, ihren edelmüthigen Gegner zu überwinden, ließ er sich blos in kleine Gefechte ein, in denen er aber stets geschlagen und immer weiter zurückgedrängt ward; so daß noch in dem Laufe desselben Jahres Ludolph Herr von ganz Oberitalien ward. Von den Alpen bis zu den Gebirgen Calabriens erschallte jetzt alles Land von dem Ruhme des jungen Helden. Berengars und Adalberts Schicksal schien unwiderruflich entschieden, als auf einmal Ludolphs, am sechsten September des Jahres neun hundert und sieben fünfzig, zu Plombia (Piombino) erfolgter schneller Tod alle Früchte dieses siegreichen und ruhmvollen Feldzuges wieder verschlang.

16. Ein dichter Schleier verhüllt dieses traurige Ereigniß. Einige sagen, der Prinz sey an einem Fieber gestorben. Andere, er wäre in einem Gefechte gefallen, in welchem die Seinigen zwar gesiegt, er selbst aber von Adalbert mit einer Lanze sey durchrannt worden. Aber Arnulph, ein mailändischer Geschichtschreiber aus dem folgenden Jahrhundert, dessen Glaubwürdigkeit mithin ungleich weniger als jene der gleichzeitigen Schriftsteller in Zweifel gezogen werden kann, sagt ganz bestimmt, Ludolph sey an einem, von Italienern ihm beigebrachten Gift gestorben *). — Dieser so ganz unvermuthete Todesfall machte der ganzen Herrlichkeit der Deutschen in Italien nun wieder ein Ende. Das aus allen deutschen Volksstämmen zusammengesetzte Heer hatte jetzt seinen Führer verloren.

---

„**Pius ille Litulphus**" sagt der oben erwähnte mailändische Geschichtschreiber „**perfidia Longobardorum fertur veneno necatus.**" — Was die gleichzeitigen Geschichtschreiber betrifft; so verdient ihr Zeugniß sehr oft, obgleich nicht immer, ungleich weniger beachtet zu werden, als die Berichte der spätern, jedoch nicht nach gar zu langer Zeit auf sie folgenden Geschichtschreiber. Der Zeitgenosse kann nie die Geschichte seiner Zeit schreiben, höchstens blos Materialien dazu liefern; theils weil in den Begebenheiten, die er erzählt, oft seine eigene Individualität zu sehr befangen ist, theils auch weil äußere Verhältnisse ihm bisweilen sehr drückende Fesseln anlegen, und die Furcht fremdes Interesse zu verletzen, oder auch einem Mächtigen zu mißfallen, ihn nicht selten zwingt, bald die Wahrheit sehr zu verhüllen, bald wieder sie völlig zu unterdrücken. Auch Wittikind z. B. übergeht Manches mit Stillschweigen, das ihm doch gewiß nicht unbekannt war, und zwar offenbar blos aus Besorgniß, daß Otto's des Großen Ruhm dadurch Etwas von dem, ihn umgebenden Schimmer verlieren könnte.

Er war die Seele des ganzen Unternehmens gewesen. Kein anderer konnte die Stelle des Verstorbenen ersetzen, keiner weder die Anführung des Heeres und noch viel weniger die Leitung der italienischen Angelegenheiten übernehmen. Der ganze Zug war ja, wie wir schon bemerkt, nicht von König Otto angeordnet, sondern blos auf Ludolphs eigene Rechnung unternommen worden; eine Rechnung, in welche blos ein anderer Prinz aus dem königlichen Hause, wenn ein solcher vorhanden gewesen, allenfalls noch hätte einstehen können. Der Deutschen fernerer Aufenthalt in Italien hatte also jetzt keinen Zweck mehr. Unverzüglich kehrten sie demnach wieder über die Alpen zurück, und was sie von allen ihren Anstrengungen und Siegen aus Italien mitbrachten, war blos des hochherzigen Ludolphs entseelter, wohl einbalsamirter Körper, der nun auf Otto's Befehl in der Hauptkirche zu Mainz seine Ruhestätte fand. — In seiner Ehe mit der guten Ida, Herzog Hermanns von Schwaben Tochter, hatte Ludolph zwei Kinder gezeugt; einen Sohn und eine Tochter. Letztere erhielt den Namen ihrer väterlichen Großmutter, der frommen Mathildis, Ersterer jenen seines Vaters und in der Folge auch das Herzogthum Schwaben.

17. Beinahe vier Jahre lang verstummt jetzt die Geschichte Italiens. Was während dieser Zeit jenseits der Alpen geschehen, wissen wir nicht; aber das, was darauf erfolgte, gibt uns von dem Geschehenen, so wie von dem innern Zustande Italiens während dieser vier Jahre einen so ziemlich anschaulichen Begriff. — Nach dem Abzug der Deutschen zog Berengar wieder in Pavia ein. Alle Städte und Burgen öffneten

ihm ihre Thore, und ganz Oberitalien erkannte ihn wieder als seinen Herrn und König. Aber wie es scheint, waren an Berengar alle Lehren der Vergangenheit verloren; hatte er vorher die Italiener mit Ruthen gezüchtiget, so geißelte er sie jetzt mit Scorpionen. Am furchtbarsten ward er der Kirche und deren ersten Dienern. Die Kirchengüter betrachtete er als königliche Domainen, eignete sich die Einkünfte derselben zu, schaltete nach Laune und Willkühr über alle bischöflichen Stühle, besetzte dieselben oft mit unbärtigen Knaben, und indem er stillschweigend alle Bischöfe für seine Feinde erklärte, wollte er sie sogar zwingen, ihm Geißeln zu stellen. Auch gegen den römischen Stuhl nahm er eine feindliche Stellung, bemächtigte sich des größten Theils des Exarchats und setzte in Spoleto einen Herzog, der nun auch in das unmittelbare römische Gebiet öftere Einfälle machte, ohne Recht nnd irgend eine Veranlassung Contributionen erhob, und mit seinen Streifereien einigemal beinahe selbst Roms Thore berührte. Nicht mindere Gewaltthätigkeiten erlaubte er sich auch gegen die weltlichen Herren. Keiner war mehr seiner Würde oder seines Besitzstandes sicher; und wie noch nie herrschte jetzt eine Zeit frevelhafter Gewalt in Italien.

18. Ein kraft- und muthloses Volk gleicht dem Wasser eines Springbrunnens, das nur der Druck wieder erhebt. Auch die Geduld der Italiener ward demnach endlich erschöpft, und jedes nach Hülfe spähende Auge wieder nach Deutschland auf König Otto gerichtet. Mit jedem Jahre kamen an seinem Hofe neue Flüchtlinge, geistliche wie weltliche Herren aus Italien an. Bei allen

hörte man nur eine und dieselbe Stimme über Berengars gesetzlose, tyrannische Herrschaft. In dem Jahre 960 kamen endlich zwei päbstliche Legaten, nämlich der Cardinal-Diacon Johannes und Azzo, Archivar der römischen Kirche, in Sachsen an. Auch diese sangen dasselbe Klaglied, baten dringend den König, nach Italien zu eilen, Rom von Berengars Tyrannei zu befreien, und dafür die Kaiserkrone zu empfangen. Beinahe mit den Legaten zu gleicher Zeit erschien jetzt an Otto's Hofe auch Italiens erster Kirchenfürst, nämlich der Erzbischof Waltbert von Mailand. Selbst das Leben desselben war in Italien bedroht, und er nur durch schleunige Flucht den Nachstellungen der Königin Willa entgangen. Mit ihm kamen ferner noch der, dem Berengar ehemals mit so vieler Treue anhangende Bischof von Como und der erlauchte Markgraf Otbert an *). Außer diesen noch viele andere geistliche und weltliche Herren von niedererm Range, und ihre sämmtlichen gegen Berengar vorgebrachten Anklagen wurden noch überdies in einer Menge von den in Italien zurückgebliebenen Bischöfen und Fürsten an Otto gesandten, völlig übereinstimmenden Briefen, deren auch jetzt noch täglich mehrere einliefen, bekräftiget. — Nun glaubte Otto nicht länger mehr zögern zu dürfen. Das Wohl der Kirche, wie das Heil der ganzen italienischen Christenheit riefen ihn über die Alpen,

*) Dieser Otbert hatte ungemein große Güter. Sie liegen in ganz Italien zerstreut, doch die mehrsten davon im Toscanischen. Er ist der Ahnherr des fürstlichen Hauses Este, mithin auch das heute zu Tage noch in Großbritanien und Hannover regierenden Hauses Braunschweig. (Murat. 5. Th. S. 484).

und so ward nun eine neue Heerfahrt dahin beschlossen. Vorher wollte jedoch Otto, der voraussah, daß diesmal sein Aufenthalt in Italien von längerer Dauer seyn dürfte, Deutschlands Angelegenheiten ordnen; und erst nachdem auf einem, im Monate April des folgenden Jahres zu Worms gehaltenen Reichstag sein, mit Adelheide gezeugter, damals kaum siebenjähriger Sohn Otto II. von sämmtlichen Ständen als seines Vaters Nachfolger im Reiche anerkannt und zu Aachen von den Erzbischöfen von Cöln und Mainz gesalbt und gekrönt worden war, und Otto die vormundschaftliche Regierung während seiner Abwesenheit den erwähnten beiden Erzbischöfen übergeben hatte, reiste er in Begleitung seiner Gemahlin, die sich ebenfalls sehnte, Italien wieder zu sehen, zu seinem in der Gegend von Augsburg versammelten Heere und trat mit demselben am 15. August des Jahres 961 den Marsch nach Italien an.

19. Von Allem, was an Otto's Hofe vorgefallen, hatte Berengar bei Zeiten Kunde erhalten. Nicht wie ehemals ward er also jetzt überrascht oder überfallen. Im Gegentheil hatte er an der Clause im Etschthal, unter dem Oberbefehle seines Sohnes Adalbert, ein zahlreiches, aus sechzigtausend Mann bestehendes Heer versammelt. Aber auch dieses war Berengars und Willa's gewaltthätiger Regierung längst schon müde; und da alle dabei befindlichen großen und kleinen Vasallen wohl fühlten, daß man jetzt bei Otto's Annäherung ihrer bedürfte; so glaubten sie nichts dabei zu wagen, wenn sie, den gegenwärtigen Augenblick benutzend, Berengar und Willa geradezu allen Gehorsam aufkündigten.

Kühn traten sie also sämmtlich vor Adalbert und erklärten, daß, wenn sein Vater ihm auf der Stelle die Regierung abtreten wolle, sie bereit wären, das Reich gegen jeden eindringenden Feind zu vertheidigen, und lieber zu sterben, als es einem Fremden zu überlassen. Sollte aber Berengar diese ihre Foderung zurückweisen, so würden sie auf der Stelle auseinandergehen und Italien den Deutschen preis geben. — Adalbert eilte nach Pavia zu seinem Vater. Schon war dieser geneigt, das Begehren des Heeres zu erfüllen, als seine Gemahlin, die Königin Willa, ihn wieder davon zurückhielt. „Lieber," sagte das herrschsüchtige Weib, „will ich mich unter den Trümmern meines Thrones begraben lassen, als freiwillig von demselben herabsteigen." — Mit einer abschlägigen Antwort kam Adalbert zu dem Heere zurück; worauf die Vasallen ebenfalls Wort hielten, sich trennten und jeder mit seiner Schaar nach Hause ging. — Nur in schleuniger Flucht war für Berengars Familie bei diesem allgemeinen Abfall noch einiges Heil zu suchen. Berengar floh in das feste Schloß nach St. Leo auf Monte-Feltro in Umbrien. Willa schloß sich auf der Burg St. Julius-Insel im Orta-See ein, und ihre Söhne, Adalbert, Guido und Conrad *), verkrochen sich in verschiedene noch haltbare Schlösser in dem nördlichen Italien. — Ohne Widerstand

*) Dieser Conrad wird von italienischen Geschichtschreibern auch Conon genannt. Aber dies kommt blos von der in Italien sich damals einschleichenden barbarischen Gewohnheit her, die Namen ganz unkenntlich umzugestalten. So z. B. machten sie aus Heinricus Encius, aus Cunigundis Cuniza, aus Conrad Conon rc. (Murat. S. 513).

zu finden, zog das deutsche Heer durch die Engpässe des Etschthals. Aus allen Gegenden Italiens kamen Otto Bischöfe, Fürsten und Grafen entgegen und begrüßten ihn als ihren künftigen Beherrscher. In ihrer Begleitung rückte er mit seinem Heere nach Pavia, und sein Einmarsch in diese Stadt glich einem förmlichen Triumphzuge.

20. Am thätigsten erwieß sich jetzt der Erzbischof Walbert von Mailand. Von seinem erzbischöflichen Stuhle hatte er wieder Besitz genommen, und als erster Reichsstand berief er alle Fürsten und Herren, geistliche wie weltliche, zu einem Reichstage nach Mailand. Er selbst, wie überhaupt die Seele von Allem, was jetzt geschah, leitete auch den Gang der Versammlung. Er begann mit einer sehr umständlichen Aufzählung aller von Berengar und dessen Gemahlin begangenen Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten, entwarf ein schauerliches Gemälde von dem völlig zerrütteten Zustande der Kirche wie des ganzen Königreichs, foderte alle Anwesenden als Zeugen der Wahrheit seiner Aussagen auf, und endete mit dem Antrage, Berengar und dessen ganze Nachkommenschaft auf immer der Krone für verlustig zu erklären, und dafür Otto, den Befreier Italiens, zu ihrem Könige zu wählen. Einstimmig trat die ganze Versammlung dem, von Waldbert ihr gemachten Antrag bei, und eine feierliche Deputation ward sogleich nach Pavia an Otto mit der Einladung gesandt, sich nach Mailand zu begeben, um dort die longobardische Krone und mit dieser die Huldigung aller dort versammelten Fürsten zu empfangen. Otto folgte der Einladung, und die Feierlichkeit der Krönung

hatte noch im December desselben Jahres in der, außerhalb der Stadt liegenden, dem heiligen Ambrosius geweihten Kirche statt *). Hatte schon die vor sechs und zwanzig Jahren, in der Stadt Carls des Großen an Otto vollzogene Krönung durch nie gesehene Pracht das Erstaunen wenigstens der Deutschen erregt; so übertraf jetzt der Tag in Mailand bei weitem noch jenen in Aachen an Glanz und schimmerndem Prunk. Nicht nur Deutschlands vornehmste und mächtigste Fürsten, sondern auch alle Herzoge, Markgrafen, Grafen, kurz alle weltliche und geistliche Herren von ganz Oberitalien waren gegenwärtig, und jeder suchte, selbst oft mehr als seine Kräfte es erlaubten, zur Verherrlichung der Krönungsfeier beizutragen. Otto selbst erschien in ganz ungewöhnlicher Pracht. Die Krönung und Salbnng verrichtete der Erzbischof Walbert von Mailand. Gegen das Ende des feierlichen Hochamtes trat Otto an den Altar, und legte auf denselben alle Insignien der königlichen Würde, die heilige Lanze, das Schwert, die Streitaxt, den Mantel rc. Nach Weise der Diaconen mit dem Manipel auf der linken Hand stand jetzt Otto an den Stufen des Altars. Aber nun näherte sich ihm der Erzbischof, legte unter der Assistenz aller seiner Suffragane ihm wieder die königlichen Kleider an, überreichte ihm die

---

*) Unter mehrern Freiheiten und Immunitäten hatten die Mailänder auch ein Privilegium, dem zu Folge kein italienischer König innerhalb der Mauern ihrer Stadt übernachten durfte. Da die Mailänder über die Aufrechterhaltung dieses Privilegiums, an das sie sehr bedeutende politische Folgen knüpften, mit eifersüchtiger Sorgfalt wachten, so wählte man ihnen zu Gefallen zur Krönung die außerhalb der Stadt gelegene ambrosianische Kirche.

geweihten Zeichen seiner Macht, goß ihm Oel auf das Haupt, setzte ihm die Krone auf, und stellte ihn dem versammelten Volke als den, nunmehr allgemein anerkannten König von Italien vor. Otto bestieg hierauf den für ihn errichteten Thron, und von diesem herab gab er sein mit einem Eide bekräftigtes königliches Versprechen, Italien gegen alle seine innern wie äußern Feinde zu schützen. — Allgemeiner Jubel herrschte nicht blos unter den Italienern, sondern auch unter den Deutschen, die über die neue Größe ihres Herrn um so mehr frohlockten, da sie in der longobardischen Krone ein sicheres Unterpfand der, ihren König nun bald auch schmückenden römischen Kaiserwürde erblickten.

21. Von Mailand begab sich Otto nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte, und dann die zu seiner Reise nach Rom nöthigen Vorkehrungen traf. Diese waren bald beendigt, und schon im Anfange des Jänners 962 brach Otto wirklich mit seinem ganzen Heere und einem ungemein zahlreichen Gefolge von deutschen und italienischen Großen nach der Stadt des heilgen Petrus auf. Den Erzbischof Walbert hatte er schon einige Tage früher nach Rom gesandt, um seine nahe Ankunft dem Pabste zu melden, und mit diesem alle zur Aufnahme des deutschen Heeres erfoderliche Anstalten zu besorgen. Zu gleicher Zeit hatte Otto auch dem Pabste eine, wahrscheinlich demselben ebenfalls von Walbert zu überreichende Urkunde ausgestellt, in welcher er unter einem Eide versprach, die römische Kirche zu erhöhen, den Pabst bei allen seinen Rechten, Würden und Ehren zu erhalten, dem römischen Stuhle alle von Berengar oder den früheren italienischen

Königen ihm entrissene Länder und Güter wieder zurückzugeben, und ohne des Pabstes Zustimmungen keine Verordnungen in Rom zu machen *). — Alle Hindernisse, welche sich Otto's Erhebung auf den abendländischen Kaiserthron hätten entgegensetzen oder wenigstens dieselbe verzögern können, waren demnach jetzt völlig beseitigt. — Otto fand daher bei seiner Ankunft in Rom ganz jene Aufnahme, die er erwarten konnte. Alle Einwohner der großen Stadt strömten ihm jubelnd entgegen. Von allen Römern, von dem Adel, wie von dem Volke, ward er unter den frohesten und schmeichelhaftesten Zurufungen und von dem Pabste mit allen Zeichen der größten Ehrerbietung empfangen, auch zwei Tage darauf, am Feste Mariä Reinigung, welches auf einen Sonntag fiel, von dem Pabste mit aller nur möglichen

*) Die Formel des von Otto bei dieser Gelegenheit dem Pabste geleisteten Eides lautet also: «**Tibi Domino Joanni Papæ ego Rex Otto promitto et juro per Patrem, Filium et Spiritum sanctum, et per signum hoc vivificae crucis, et per has reliquias sanctorum, me, si permittente Deo Romam venero, sanctam romanam Ecclesiam, et Te rectorem ipsius, pro viribus meis exaltaturum, neque ut honorem, quem habes, amittas, auctorem aut impulsorem futurum, neque Romæ ullum decretum facturum de iis, quae ad Te aut ad Romanos pertinent, sine tuo consilio, et quidquid de terra S. Petri ad nostram potestatem pervenerit, Tibi redditurum et cuicumque Italicum regnum commisere, jurare jussurum illum, ut adjutor tui sit ad defendendam terram S. Petri pro viribus suis» (Baron. Annal. ad a. 960).** — Man sieht, daß das böse Gewissen den Johannes nicht wenig beunruhigt haben muß.

Feierlichkeit gesalbt und zum römischen Kaiser gekrönt. — Otto erfüllte nun treulich, was er dem Pabste versprochen; er gab dem römischen Stuhle nicht nur alles, was ihm im Laufe mehrerer Jahre war entzogen worden, wieder zurück, sondern machte dem Pabste auch ganz ungewöhnlich kostbare Geschenke, sowohl an edeln Steinen, als an einer Menge der prächtigsten goldenen und silbernen Gefäße. Aber auch der Pabst und das ganze römische Volk schwur auf die Reliquie des heiligen Petrus dem Kaiser einen feierlichen Eid, ihm stets treu zu bleiben, besonders mit den abgesetzten Königen Berengar und Adalbert keine Verbindungen anzuknüpfen, sie nie mehr für Könige von Italien anzuerkennen *).

22. Otto hielt sich dießmal nur kurze Zeit in Rom auf. Sehr zufrieden mit dem Benehmen des Pabstes, kehrte er über Toscana und Lucca wieder nach Pavia zurück. Hier feierte er das Osterfest, und belohnte hierauf sehr reichlich alle jene der italienischen Großen, welche sich ganz besondere Verdienste um ihn erworben hatten. Die, welche jetzt vorzüglich die Wirkungen kaiserlicher Gunst empfanden, waren, erstlich der Erzbischof Walbert von Mailand, dessen Kirche Otto eine Menge Güter und mehrere Städte schenkte; dann der erlauchte Markgraf Otbert, dem er die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen (comitis sacri palatii) ertheilte, dessen Ansehen und

*) Von der, bei dieser Gelegenheit von Otto ausgestellten Urkunde, in welcher er die Schenkungen Pipins, Carls des Großen und Ludwigs I. bestätigte, und wogegen viele Einwendungen gemacht werden, wird in der speciellen Kirchengeschichte nähere Rede seyn.

Macht nicht nur am kaiserlichen Hofe von der grösten Bedeutung waren, sondern sich auch, wie Muratori erwiesen, durch das ganze Reich erstreckten; selbst Markgrafen und Herzoge waren in gewißen Fällen seinem Richterstuhle unterworfen. Daß Adelheidens ehemaliger großmüthiger Beschützer, der edle Graf Azzo von Canossa, nicht vergessen ward, dieß versteht sich von selbst. Otto erhob ihn zur Würde eines Markgrafen, ertheilte ihm die Statthalterschaft von Reggio und Modena, und legte dadurch den Grund zu jener außerordentlichen Größe, wozu Azzo's Nachkommen in der Folge gelangten. Auch der Geschichtschreiber Liutprand erhielt bei dieser Gelegenheit von dem Kaiser das Bisthum Cremona *).

23. Aber bei allem dem war Berengars Parthei noch lange nicht völlig unterdrückt. Berengar hatte die Besatzung von St. Leo auf Monte Feltro bedeutend verstärkt. Eben so die Königin Willa auf der St. Juliusburg; und Adalbert, Wido, und Conrad, die ebenfalls viele von ihres

*) Liutprand war einer der Ersten gewesen, welche aus Furcht vor Berengar zu König Otto geflohen waren. Einige Jahre hielt er sich in Deutschland auf, schrieb auch in Augsburg den größten Theil seiner Geschichte. Da er, bevor er in Ungnade fiel, bei Berengar in großer Gunst stand, mehre Staatsämter bekleidete; sogar als Gesandter nach Constantinopel geschickt ward, mithin Italiens innere und äußere Lage, wie alle Real- und Personal-Verhältnisse dieses Reiches genau kannte; so ward ihm die Ehre, Otto auf seinem Zuge nach Italien begleiten zu dürfen. Er war wirklich ein sehr lebhafter, verständiger, und auch redlicher Mann; daher gewann ihn Otto auch immer mehr lieb, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und bediente sich seiner in den wichtigsten Staatsgeschäften. — In Ansehung der Ereignisse in Italien unter

Vaters ehemaligen Getreuen wieder um sich gesammelt hatten, streiften mit ihren Schaaren in dem nördlichen Italien umher, und hielten mehrere Kastelle, nämlich die feste Burg Garda am See gleichen Namens, ferner das Bergschloß Travallio am größern See, und endlich die ganz besonders feste Burg Camacina auf dem See von Como mit ihren Leuten besetzt. Mit der Natur des deutschen Lehnwesens bekannt, hofften sie, daß die Deutschen nach Verfluß ihrer Dienstzeit ungesäumt wieder über die Alpen zurückkehren würden. Aber bald sollte ihnen auch dieser letzte Strahl der Hoffnung entschwinden. Die von Berengars Parthei besetzten Burgen wurden nach und nach gebrochen; und mit der St. Juliusburg im Ortasee, in der sich Willa befand, ward der Anfang gemacht. Otto zog in eigener Person vor die Feste. Die Belagerten leisteten jedoch tapfern Widerstand; und die Bogenschützen und Schleuderer in dem deutschen Heere wurden ganz vorzüglich dabei in Anspruch genommen. Nach einer zwei monatlichen Belagerung mußte endlich Willa sammt ihren, seit mehrern Jahren zusammengeraubten Schätzen sich an Otto ergeben.

---

der Regierung Otto's des Großen ist also Liutprand die erste und wohl auch einzige Quelle. Spätere Chroniker haben ihm größtentheils blos nachgeschrieben; obgleich einige Italiener, wie auch Ditmar von Merseburg, hie und da noch eines Umstandes erwähnen, den Liutprand zufällig oder bisweilen auch vorsätzlich übergangen zu haben scheint. Seine Geschichte ist nicht immer leidenschaftlos geschrieben; auch kann man ihm Uebertreibung in seinen historischen Gemälden mit Recht zum Vorwurf machen. Den wenigsten Werth, wenn man anders ihr noch einen Werth beilegen will, hat unstreitig die von ihm bekannt gemachte Erzählung seiner zweiten Gesandtschaft nach Constantinopel.

Der Kaiser hatte die Großmuth, ihr die Freiheit zu schenken. Er ertheilte ihr sogar die Erlaubniß, sich zu ihrem Gemahl auf die Burg St. Leo zu begeben; und zwar in der Hoffnung, welche wahrscheinlich das verschmitzte Weib in ihm zu erregen gewußt hatte, daß sie ihren Gemahl bereden würde, sich an Otto zu ergeben; und gewiß würde damals Berengars Schicksal auf eine viel vortheilhaftere, vielleicht gewißermaßen selbst glänzende Weise entschieden worden sein, als es nachher entschieden ward, da Berengar, nachdem er alle Anerbietungen Otto's trotzig zurückgewiesen hatte, am Ende dennoch der Gewalt der Umstände unterliegen mußte. — Nach der Uebergabe der St. Julius-Burg ging Otto wieder nach Pavia, wo er den größten Theil dieses Jahres, wenigstens zwei Drittel desselben zubrachte, Italiens innere Angelegenheiten ordnete, gegen die Kirchen sich sehr freigebig erwieß, und endlich seinen erst siebenjährigen Sohn Otto II. zum Mitregenten ernannte, der auch in dieser Eigenschaft von den, zu diesem Zwecke in Pavia versammelten Ständen um so leichter anerkannt ward, als gewöhnlich bei solchen Feierlichkeiten sehr reiche Geschenke unter die geistlichen wie weltlichen Großen vertheilet wurden.

24. Als alle Aussicht zu einer freiwilligen Uebergabe Berengars verschwunden war, zog Otto im Frühlinge des folgenden Jahres 963 gegen die Burg St. Leo. Die Feste, auf einem hohen schroffen Felsen erbaut, mithin durch die Natur wie durch Kunst gleich stark befestiget, war unbezwingbar. Nur durch Hungersnoth konnte sie gewonnen werden. Otto schloß sie demnach so enge ein, daß auch nicht ein Fußpfad ihr mehr

Vaters ehemaligen Getreuen wieder um sich gesammelt hatten, streiften mit ihren Schaaren in dem nördlichen Italien umher, und hielten mehrere Kastelle, nämlich die feste Burg Garda am See gleichen Namens, ferner das Bergschloß Travallio am größern See, und endlich die ganz besonders feste Burg Camacina auf dem See von Como mit ihren Leuten besetzt. Mit der Natur des deutschen Lehnwesens bekannt, hofften sie, daß die Deutschen nach Verfluß ihrer Dienstzeit ungesäumt wieder über die Alpen zurückkehren würden. Aber bald sollte ihnen auch dieser letzte Strahl der Hoffnung entschwinden. Die von Berengars Parthei besetzten Burgen wurden nach und nach gebrochen; und mit der St. Julius-burg im Ortasee, in der sich Willa befand, ward der Anfang gemacht. Otto zog in eigener Person vor die Feste. Die Belagerten leisteten jedoch tapfern Widerstand; und die Bogenschützen und Schleuderer in dem deutschen Heere wurden ganz vorzüglich dabei in Anspruch genommen. Nach einer zwei monatlichen Belagerung mußte endlich Willa sammt ihren, seit mehrern Jahren zusammengeraubten Schätzen sich an Otto ergeben.

der Regierung Otto's des Großen ist also Liutprand die erste und wohl auch einzige Quelle. Spätere Chroniker haben ihm größtentheils blos nachgeschrieben; obgleich einige Italiener, wie auch Ditmar von Merseburg, hie und da noch eines Umstandes erwähnen, den Liutprand zufällig oder bisweilen auch vorsätzlich übergangen zu haben scheint. Seine Geschichte ist nicht immer leidenschaftlos geschrieben; auch kann man ihm Uebertreibung in seinen historischen Gemälden mit Recht zum Vorwurf machen. Den wenigsten Werth, wenn man anders ihr noch einen Werth beilegen will, hat unstreitig die von ihm bekannt gemachte Erzählung seiner zweiten Gesandtschaft nach Constantinopel.

Der Kaiser hatte die Großmuth, ihr die Freiheit zu schenken. Er ertheilte ihr sogar die Erlaubniß, sich zu ihrem Gemahl auf die Burg St. Leo zu begeben; und zwar in der Hoffnung, welche wahrscheinlich das verschmitzte Weib in ihm zu erregen gewußt hatte, daß sie ihren Gemahl bereden würde, sich an Otto zu ergeben; und gewiß würde damals Berengars Schicksal auf eine viel vortheilhaftere, vielleicht gewißermaßen selbst glänzende Weise entschieden worden sein, als es nachher entschieden ward, da Berengar, nachdem er alle Anerbietungen Otto's trotzig zurückgewiesen hatte, am Ende dennoch der Gewalt der Umstände unterliegen mußte. — Nach der Uebergabe der St. Julius-Burg ging Otto wieder nach Pavia, wo er den größten Theil dieses Jahres, wenigstens zwei Drittel desselben zubrachte, Italiens innere Angelegenheiten ordnete, gegen die Kirchen sich sehr freigebig erwieß, und endlich seinen erst siebenjährigen Sohn Otto II. zum Mitregenten ernannte, der auch in dieser Eigenschaft von den, zu diesem Zwecke in Pavia versammelten Ständen um so leichter anerkannt ward, als gewöhnlich bei solchen Feierlichkeiten sehr reiche Geschenke unter die geistlichen wie weltlichen Großen vertheilet wurden.

24. Als alle Aussicht zu einer freiwilligen Uebergabe Berengars verschwunden war, zog Otto im Frühlinge des folgenden Jahres 963 gegen die Burg St. Leo. Die Feste, auf einem hohen schroffen Felsen erbaut, mithin durch die Natur wie durch Kunst gleich stark befestiget, war unbezwingbar. Nur durch Hungersnoth konnte sie gewonnen werden. Otto schloß sie demnach so enge ein, daß auch nicht ein Fußpfad ihr mehr

offen blieb, und alle Verbindung mit Außen völlig abgeschnitten ward. Es war vorauszusehen, daß die Belagerung sich sehr in die Länge ziehen würde; und mehrere in dieser Zeit von dem Kaiser ausgestellte Diplomen beweisen, daß Otto auch im Lager vor St. Leo in Monte Feltro sich mit den Angelegenheiten seines neu erworbenen Reiches beschäftigte. Aber gegen Ende des Sommers kamen im Lager plötzlich Nachrichten aus Rom an, welche den Kaiser nicht wenig beunruhigten. Schon bevor er die Belagerung unternommen hatte, waren in Pavia mehrere Römer bei ihm angekommen, welche den Pabst Johannes XII. grober Laster und Verbrechen anklagten, und den Kaiser baten, durch sein Ansehen, diesem immer größer werdenden Scandal ein Ende zu machen. Otto war zu besonnen, um den Aussagen dieser Leute sogleich Glauben beizumessen, schickte daher erst einige seiner vertrautesten und zuverlässigsten Räthe nach Rom, um Alles, was die Lebensweise des Pabstes betreffe, genau zu erkunden. Als diese wieder zurückkamen, erzählten sie dem Kaiser noch ungleich ärgere Dinge, als selbst des Pabstes Ankläger ihm von demselben berichtet hatten. Auch jetzt glaubte Otto noch, daß gelinde Mittel schärfer eingreifenden Masregeln vorzuziehen wären. Er suchte sogar die Ausschweifungen des Pabstes durch dessen Jugend einigermaßen zu entschuldigen. „Er ist noch jung" sagte der Kaiser „vielleicht bessert er sich, wenn er gute Beispiele „vor Augen hat. Ich hoffe, daß er durch sanfte „Ermahnungen von seinen schlimmen Wegen wird „zurückgebracht werden können" *). — Einige

*) Puer est, facile bonorum immutabitur exemplo

der ersten kaiserlichen Räthe wurden demnach nach Rom geschickt, um im Namen des Kaisers dem Pabste, wegen seines so viel Aergerniß gebenden Wandels, vernünftige, jedoch nur ganz gelinde und liebreiche Vorstellungen zu machen. Johannes versprach Besserung; aber beschämt und heimlich erboßt darüber, daß Otto es gewagt habe, die Lebensweise eines Pabstes so scharf zu rügen, wollte er die ihm gemachten Vorwürfe wenigstens durch andere Beschwerden, wozu der Kaiser ihm Anlaß gegeben haben sollte, jetzt erwiedern; und da Otto indessen mit seinem Heere nach der Feste St. Leo aufgebrochen war; so schickte Johannes den Protoscrinarius Leo, und einen vornehmen Römer, Namens Demetrius in das kaiserliche Lager. Beide päbstliche Gesandten sollten Beschwerden darüber führen, daß Otto den mit dem Pabste geschlossenen Vertrag gebrochen, indem er die Burg St. Leo, obgleich sie dem römischen Stuhle gehöre, jetzt hart belagere. Der Kaiser erwiederte: er habe dem Pabste eidlich versprochen, dem römischen Stuhle alle ihm entzogenen Länder, Städte und Burgen wieder zurückzugeben; und belagere eben daher die Burg St: Leo, um sie dem unrechtmäßigen Besitzer zu entreißen. Wie kann ich, setzte Otto lachend hinzu, Etwas zurückgeben, bevor ich nicht selbst

---

»virorum. Spero, eum objurgatione honesta, »suasione liberali, facile se ex illis sese emer»surum malis«. — Johannes war 18 Jahre alt, als er die Herrschaft über Rom nach dem Tode seines Vaters Alberich übernahm, und gleich darauf sich selbst zum Pabste machte. Jetzt da Otto ihn noch einen puer nennt, mag er ungefähr 24 Jahre gewesen seyn.

mich dessen bemächtiget habe? — Aber bald darauf ward noch eine viel wichtigere Entdeckung gemacht. Zwei sehr verdächtige geheime Emissäre des Pabstes wurden nämlich auf Otto's Befehl in Capua verhaftet *). Aus den Schriften und päbstlichen Vollmachten, die man bei ihnen fand, ergab es sich, daß der eine, welcher ein Diacon war, nach Constantinopel gehen, dort den Kaiser Nicephorus gegen Otto aufzureitzen, und diesen in weitaussehende, blutige Händel mit den Griechen zu verwickeln suchen sollte. Der Andere, ein verwegener Mensch, den der Pabst, unter dem Vorwand das Christenthum unter der ungarischen Nation zu verbreiten, zum Bischof von Ungarn ernannt hatte, war beauftragt, statt das Evangelium den Ungarn zu predigen, sie durch große Summen Geldes zu einem neuen räuberischen Einfall in Deutschland zu erkaufen. — Trotz diesen sprechenden Beweisen von des Pabstes Treulosigkeit wollte der Kaiser gegen denselben doch noch immer schonend zu Werke gehen. Er schickte also zwei Bischöfe, nämlich Liutprand von Cremona und noch einen sächsischen Bischof nach Rom, um wo möglich den Pabst durch Vernunftgründe, wie durch religiöse Vorstellungen zu einem, seiner hohen Würde mehr angemessenen Betragen zu bewegen.

---

*) Während der Belagerung der Burg St. Leo hatte Otto sich nach Capua begeben, wo er von den beiden, das Fürstenthum Benevent gemeinschaftlich regierenden Brüdern, Pandulph, und Landulph mit den größten Ehrenbezeigungen und ungemein großer Pracht empfangen ward. Statt Benevent war, wie wir schon an einem andern Ort bemerkt, Capua die Residenz der Fürsten von Benevent geworden.

26. Indessen dachte Johannes XII. an nichts weniger als an eine Besserung seines schandbaren Lebens. Schon zu tief in allen Lastern versunken, zu fest in den Banden des Satans gefesselt, konnte er durch eigene Kraft sich nicht wieder erheben. Hierzu hätte es eines besondern, nicht leicht zu erwartenden Wunders göttlicher Gnade bedurft, und diese hatte der Unselige längst schon verscherzt *). Da er jedoch wohl einsah, daß Otto, Roms und der römischen Kirche eben so mächtiger als gerechter und strenger Schutzherr, dergleichen Scandale in der Kirche nicht lange mehr dulden werde; so sann er auf Mittel, so bald als nur möglich sich dieser, ihm so lästigen Vormundschaft zu entziehen. Daß er dem Kaiser die Griechen und Ungarn auf den Hals schicken wollte, haben wir so eben erzählt. Da ihm dieses Bubenstück nicht gelang; so suchte er sich dem Adalbert zu nähern, der sich noch immer König von Italien nannte, und um in der Nähe des Pabstes zu seyn, nach Corsica gegangen war. Mit diesem knüpfte Johann geheime Unterhandlungen an, und, nachdem sie sich mit einander verständiget hatten, lud er ihn ein, nach Rom zu kommen. Adalbert landete bei Civita Vecchia; fand dort einige päbstliche

*) Aus eigener Kraft vermögen wir Alle nichts, durchaus nichts. Mit den obigen Worten wollte man also blos sagen, daß Johannes aus der, jedem Menschen durch die Gnade Gottes verliehenen, und ihm daher eigen gewordenen Kraft sich nicht mehr erheben konnte; sondern daß es hiezu eines ganz außerordentlichen, seltenen, das Innere des ganzen Menschen umwandelnden Gnadenstrahles erfordert hätte. In der Weise, wie Christus sagt, daß Gott auch Mittel gegen die Widerspenstigen habe.

Kämmerlinge, die ihn ehrenvoll begrüßten, und ward bei seiner Ankunft in Rom von dem Pabste, gleich einem Könige von Italien, mit allen, nur einem regierenden Monarchen gebührenden Ehrenbezeigungen empfangen. Adalberts Gegenwart ermuthigte auf das neue die Parthei des Johannes. Diese war nicht wenig zahlreich; denn alle schlechte Menschen aus allen Klassen gehörten zu derselben. Laut ward jetzt Otto als ein Feind Roms und des römischen Stuhles, und als ein Usurpator der italienischen Krone bezeichnet. Es ist nicht wohl zu errathen, welchen Plan der Pabst und Adalbert mögen gehabt haben; aber in Rücksicht auf die äußerst schwachen Mittel, welche beiden zu Gebot standen, konnte nicht leicht ein sinnloseres Unternehmen erdacht werden; höchstens konnten sie allenfalls bezwecken, durch einen blinden Lärm den Kaiser zu bewegen, mit seinem Heere nach Rom zu eilen, mithin die Belagerung von St. Leo aufzuheben. Aber auch hierin machten sie, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth; denn so bald der Kaiser von Adalberts Ankunft in Rom, und der Art, wie er empfangen worden, Kunde erhielt, hob er nicht die Belagerung auf; sondern nahm nur einen kleinen Theil seines Heeres, und zog mit demselben in Eilmärschen gegen Rom. Als Johannes die Annäherung des kaiserlichen Heeres erfuhr, zeigte er sich öffentlich in einem Aufzuge, in welchem man gewiß noch nie einen, wenn auch nur Titularpabst jemals erblickt hatte. Gleich einem zweiten Ritter St. Georg, den Harnisch angeschnallt, eine Pickelhaube auf dem Kopfe, mit einem Schwert umgürtet, und Schild und Speer in der Hand, wollte er das Volk zu tapferer Gegenwehr ermuntern. Aber dazu hatten die

Römer keine Lust. Alle edeln, oder auch nur bessern Menschen sehnten sich ohnehin den Kaiser wieder innerhalb ihrer Mauern zu sehen; und selbst des Pabstes ganzer Anhang, nur da kühn und frech, wo sich kein Feind zeigte, fing wieder an völlig zu verstummen. Das Alberne, wahrhaft Possenartige der ganzen Unternehmung lag nun offen am Tage. Johannes und Adalbert flohen eiligst aus der Stadt. Wirklich war es auch die höchste Zeit; denn nur wenig fehlte, so wäre Johannes in seinem ganzen komischen Ritteraufzuge, den deutschen Soldaten in die Hände gefallen.

27. Bald darauf kam Otto an, und schlug sein Lager vor den Thoren der Stadt auf. Sogleich vereinigten sich alle Römer in dem Entschluß, dem Kaiser sich unbedingt zu unterwerfen, ihm Geißeln ihrer Treue und Aufrichtigkeit zu stellen, und durch einen Eid sich zu verbinden, ohne Zustimmung des Kaisers und dessen zum Mitregenten ernannten Sohnes keinen Pabst mehr zu wählen oder zu weihen. Zufrieden mit diesen Beweisen der Unterwerfung, deren wahren Werth er wahrscheinlich sehr wohl kannte, hielt Otto nun seinen feierlichen Einzug in die Stadt. — Auf Ersuchen der Geistlichkeit und des ganzen römischen Volkes rief der Kaiser drei Tage darauf ein ungemein zahlreiches Concilium nach St. Peter zusammen. Alle römische und die meisten longobardischen Bischöfe, worunter der Patriarch von Aquileja und der Erzbischof von Mailand die vornehmsten waren, nebst vier deutschen Erzbischöfen und Bischöfen *) wohnten dem-

*) Nämlich die Erzbischöfe Adaldag von Hamburg, und

selben bei, auch fanden sich sehr viele vornehme Laien, größtentheils Römer, dabei ein. Der Kaiser führte den Vorsitz. Da er aber der lateinischen Sprache entweder ganz unkundig war, oder doch wenigstens blos in seiner sächsischen Mundart sie sprach, mithin die Versammlung ihn nicht hätte verstehen können; so ernannte er den Bischof Luitprand von Cremona zu seinem Dollmetscher *). — Des Kaisers erste Frage war: warum der Herr Pabst Johannes XII. hier nicht gegenwärtig sey? — Jetzt traten der Bischof Johannes von Narni und ein Cardinal-Diakon gleichen Namens auf, und klagten Johann XII. solcher ungeheuren Laster und Verbrechen an, daß Otto selbst an deren Möglichkeit zweifelte, daher die Versammlung erinnerte, sich ja durch keine gehässige Leidenschaft zu irgend einer Uebertreibung hinreissen zu lassen. Sogleich erhob sich die ganze Versammlung, Geistliche und Laien, und versicherten wie mit einer Stimme den Kaiser, daß alle gegen den Pabst vorgebrachten Beschuldigungen vollkommen in Wahrheit gegründet seyen. Die beiden Ankläger bekräftigten noch in das besondere die Wahrheit ihrer Anklage mit einem Eide **). — Das Concilium beschloß, die

---

Heinrich von Trier, ferner die Bischöfe Lantward von Minden und Otgar von Speier.

*) Die Akten dieses Conciliums sind nicht auf uns gekommen. Was uns davon bekannt ist, wissen wir blos aus der Erzählung des Liutprands, der demselben beiwohnte, und, wenn auch in seiner Darstellung hie und da wieder einige Uebertreibung sich eingeschlichen, doch in der Hauptsache der Wahrheit getreu blieb.

**) Das ganze Register aller Greuel- und Lasterthaten

Anklagsacte dem Pabste zu schicken, und ihn aufzufodern, vor dem Concilium zu erscheinen, um wegen der gegen ihn erhobenen schweren Beschuldigungen sich zu rechtfertigen. — Statt aller Antwort schrieb Johannes dem Concilium: „Ich „habe gehört, Ihr wollt einen andern Pabst „machen. Untersteht Ihr euch dieses; so werde „ich Euch sämmtlich mit dem Banne belegen." — Das Concilium beschloß eine zweite Vorladung, und eine andere Deputation von Bischöfen ward mit derselben nach Anagni geschickt, wo dieser Pabst, wenn er nicht in Rom war, sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Aber Johannes war nicht mehr da; auch wußte niemand, wo er jetzt wohl zu finden seyn möchte. Das Concilium glaubte also in seinen Verhandlungen fortschreiten zu können; und da nun auch noch der Kaiser selbst als Kläger auftrat, und den sogenannten Pabst des Meineides, der Treulosigkeit und der niedrigsten Ränke anklagte; so sprach das Concilium ohne weiteres demselben das Urtheil. Ungewöhnliche Uebel, sagten die versammelten Väter, bedürfen auch ungewöhnlicher Heilmittel. Wir wollen, daß ein solches Ungeheuer von Lastern aus der Kirche gestoßen, und ein würdigerer auf den heiligen Stuhl erhoben werde. „Aber Wen," nahm nun der Kaiser das Wort „haltet Ihr für

---

dieses sogenannten Papstes, wie wir es bei Liutpraud finden, unsern Lesern hier mitzutheilen, finden wir überflüssig. Es könnte kein Interesse haben, und müßte nur Eckel erregen. Sollte aber Liutprand, der überhaupt das schwarz-braune Colorit sehr zu lieben scheint, auch hier wieder die Farben zu dicht aufgetragen haben; so bleibt es doch außer allem Zweifel, daß Johann ein bodenlos schlechter Mensch war.

„den würdigsten dazu"? — Wie mit einer Stimme rief das Concilium dreimal nach einander: *) „Wir wählen den verdienstvollen Leo, „Protoscrinarius der römischen Kirche, einen „Mann ohne Tadel, zu unserm Oberhaupt." — Der Kaiser gab seine Zustimmung. Leo ward nach dem Lateran geführt, und wenige Tage darauf, am 6. December in der St. Peterskirche geweiht **).

28. Der Kaiser blieb noch einige Wochen in Rom. Um aber den Römern die Last des Unterhalts seiner Armee zu erleichtern, schickte er den größten Theil derselben zu dem in der Romagna stehenden Hauptheere. Nur eine nicht sehr zahlreiche, aber tapfere, und um die des Krieges ungewöhnten Römer im Zaum zu halten, immer hinreichende Schaar behielt er zurück. Diese lagerte jenseits der Tiber auf dem

*) Ob dieses wörtlich zu verstehen sey, und wirklich alle und nicht blos die vorlauten Stimmen, durch irgend ein politisches oder persönliches Interesse dazu ermuntert, es dreimal nach eiander ausgerufen haben möchten: dies ist eine Frage, die noch nie untersucht worden, und leider aus Mangel detaillirter Nachrichten auch nicht untersucht werden konnte. Wir indessen, wie man auch in der Folge noch sehen wird, glauben gute Gründe zu haben, in diese vollkommene Uebereinstimmung in der Wahl des Herrn Protoscrinarius zum Pabste große Zweifel zu setzen.

**) Leo war ein Laie, und einen Laien auf einen bischöflichen, oder gar auf den päbstlichen Stuhl zu erheben, war durch viele päbstlichr Decrete und Conciliennbeschlüsse auf das schärfste verboten; und jede Wahl dieser Art auf immer für ungültig, null und nichtig erklärt.

sogenannten Monte Martio. Nur von Wenigen seiner treuen Leibwache umgeben, feierte Otto in vollem Vertrauen auf der Römer Treue das Weihnachtsfest in Rom. Aber die Entfernung des deutschen Heeres hatte den Muth der zahlreichen Anhänger des Johannes wieder gehoben. Gegen das Leben des Kaisers und des neuen Pabstes entspann sich eine schreckliche Verschwörung, deren Verzweigung sich bald über alle Theile der Stadt verbreitete. Mit großen Geldsummen hatten die Verschwornen Roms Pöbel für ihre Sache gewonnen; und selbst die Hauptleute und Besatzungen der in der Nähe liegenden Burgen nahmen an dem teuflischen Complott Antheil. In der größten Stille und mit unglaublicher Schnelle kam das höllische Werk zu Stande. Am dritten Jänner des Jahres 964, auf ein verabredetes, mit Kriegshörnern in mehrern Theilen der Stadt zu gleicher Zeit gegebenes Zeichen, füllten sich plötzlich alle öffentliche Plätze mit Bewaffneten. In allen Quartieren erschallt tumultuarisches Geschrei. Die Flamme der Empörung ergreift die ganze Stadt, die sich jetzt in wildem Aufruhr gegen ihren Kaiser erhebt. In diesem Augenblick berathet sich Otto nicht lange mit sich selbst, was jetzt zu thun sey, und ohne die Zahl seiner Feinde ängstlich zu berechnen, eilt er an der Spitze seiner braven Leibwache den Aufrührern entgegen. Aber auch die jenseits der Tiber lagernde Schaar stand schon unter den Waffen, und eilte ihrem Herrn zu Hülfe. Zwar hatten die Verschwornen die über die Tiber führende Brücke mit Wagen und Balken verrammelt. Aber schnell und leicht ward diese schwache Verschanzung durchbrochen, und wie Habichte unter einen Haufen zahmer Vögel, stürzten nach Liutprands

Ausdruck sich die Deutschen unter die feigen Römer. Diese ergriffen sogleich die Flucht, fanden jedoch auch darin kein Heil mehr. Von den ergrimmten Deutschen lange und hitzig verfolgt, wurden sie überall erbarmungslos zusammen gehauen. In allen Straßen floß Blut; und gewiß würde noch ungleich mehr Blut vergossen worden seyn, hätte nicht die Menschlichkeit des Kaisers der Wuth seiner Leute Einhalt gethan, und dem Würgen ein Ende gemacht. Indessen war auch der Pabst Leo herbeigeeilet, und bat um Gnade für die Treulosen, die nun ebenfalls ihre, um Erbarmung flehenden Hände nach dem Kaiser ausstreckten. Großmüthig verzieh ihnen Otto; nur einen neuen Unterwerfungseid mußten sie schwören, auch als Unterpfand ihrer Treue ihm hundert Geißeln stellen, die er jedoch, auf des Pabstes abermalige Fürbitte, schon nach wenigen Tagen den Römern wieder zurück gab. Da dem Kaiser war angezeigt worden, daß Adalbert mit einigen seiner Anhänger sich in der Mark Spoleto und Camerino herumtreibe, und dort seinen Anhang zu vermehren suche, begab er sich mit seinem kleinen Heere ebenfalls dahin. Bevor er noch von Rom abzog, erhielt er die angenehme Nachricht, daß die Feste St. Leo sich ergeben habe *). Berengar, Willa und deren

---

*) Erstürmt konnte die Felsenburg nicht worden seyn; auch nicht durch Hunger genommen; denn dazu hatte die Belagerung noch nicht lange genug gedauert. Die sächsischen Chronisten, ziemlich zweideutig sich ausdrückend, gehen wieder ganz leicht darüber hinweg. Etwas deutlicher sagt doch Ditmar von Merseburg: »Otto Berengarium — — ad ultimum coepit callide«. Dieses letztere Wort leidet mancherlei

beide Töchter wurden auf Otto's Befehl als Gefangene nach Bamberg gebracht, aber dort in ziemlich erträglicher Haft gehalten. Berengar starb jedoch schon nach zwei Jahren, wahrscheinlich aus Kummer und Gram *); worauf seine hinterlassene Gemahlin, die Königin Willa, den Schleier nahm, um hinter stillen Klostermauern die Sünden eines oft so wild und leidenschaftlich durchstürmten Lebens zu bereuen. Berengars und Willa's beide Töchter nahm die edelmüthige Adelheide zu sich, und bewieß an ihnen, daß sie die von Berengar und Willa erlittenen harten Unbilden längst schon vergessen habe. Adelheide behandelte sie gleich Fürstinnen, und that alles, was sie nur thun konnte, um den beiden schuldlosen Waisen ihr und ihrer Aeltern trauriges Schicksal vergessen zu machen.

29. Pabst Leo VIII. war allein in Rom zurückgeblieben. Zu seiner Bedeckung hatte er keine andere Wache, als die Gemüther der Römer, um die er sich durch seine Fürbitten beim Kaiser keine kleinen Verdienste erworben zu haben hoffte; auch glaubte er sich, durch den neuen, von den Römern dem Kaiser geschwornen Eid der Treue schon hinreichend geschützt. Aber wo und zu welcher Zeit haben je noch selbst die feierlichsten Eidschwüre völlig entzügelte Leiden-

---

Deutung. Die Festung kann demnach durch erlaubte Kriegslist, aber wohl auch durch andere Künste, welche man allenfalls Arglist, Trug, Treulosigkeit nennen könnte, in die Hände der Deutschen gefallen seyn.

*) Der mailändische Geschichtschreiber Arnulph sagt: **in amaritudinæ animæ diem clausit extremum.**

schaften wieder zu fesseln, oder auch nur zu beschwichtigen vermocht? Kaum war also Otto mit seinem Heere von der Stadt abgezogen, als auch die Gegenparthei in Rom schon wieder ihr Haupt erhob. Vorzüglich thätig waren des Johannes drei Kebsweiber, nämlich die Rainera, Stephania und Anna, die durch ihre Reitze mehrere der vornehmsten Römer, mithin auch deren stets zahlreichen Anhang wieder auf die Seite ihres Buhlen zu ziehen wußten. An Geld ließ es der abgesetzte Pabst, der sich indessen der Stadt wieder genähert hatte, ebenfalls nicht fehlen. Das wetterwendische, von jedem Wind leicht zu bewegende Volk ward also bald gewonnen; und als Johannes mit einem Haufen zusammengerafften Gesindels vor Roms Thore erschien, wurden ihm diese sogleich geöffnet, und er selbst sammt seinen Begleitern mit dem größten Jubel von den Römern empfangen. Kaum daß es dem Pabste noch gelang, durch schleunige Flucht sein Leben zu retten. Beinahe nackt und bloß, und alles des Seinigen beraubt, kam Leo VIII. nach Camerino in Otto's Lager an. — Schon am sechs und zwanzigsten Februar berief Johannes ebenfalls ein Concilium zusammen, das nun die von Otto vor ein paar Monaten gehaltene Synode für eine Aftersynode erklärte, Leo VIII. und die Bischöfe, die ihn geweihet, absetzte, und jeder kirchlichen Würde beraubte, alle von Leo vorgenommenen Weihen für ungültig erklärte, und über alle, welche diesen Beschlüssen sich nicht unterwerfen würden, das Anathema sprach. — Doch damit war Johannes noch nicht zufrieden, und so bald dieses Concilium ihn in alle seine Würden und Ehren wieder eingesetzt hatte, ließ er seiner Rachgier freien Lauf. Einem seiner

Ankläger, dem Cardinal-Diacon, ließ er die rechte Hand abhauen, und dem ersten Archivar der Kirche nicht nur zwei Finger ebenfalls abhauen, sondern ihm auch noch die Zunge aus dem Halse und die Nase aus dem Gesichte schneiden. Ueberdieß ließ er noch eine Menge, zum Theile sehr vornehme Römer, hinrichten *), und einen deutschen Bischof, den Otgar von Speier, öffentlich mit Ruthen züchtigen, und schmachvoll aus der Stadt jagen.

30. Mit der Uebergabe von St. Leo und der Gefangennehmung Berengars und seiner Gemahlin war zwar der italienische Krieg in der Hauptsache geendiget. Demungeachtet war jedoch wie, es scheint, Oberitalien noch nicht völlig beruhiget; denn Otto zögerte gegen die treulosen Römer zu ziehen, und sie für ihren frevelhaften Uebermuth zu züchtigen. Aber bald drängten sich in Rom die Ereignisse so sehr, daß die Gewalt der Umstände dem Kaiser, was jetzt zu thun sey, gebieterisch vorschrieb. Ohne es zu ahnen, stand Johann XII, dieses, wie der Cardinal Baronius sich ausdrückt, unreine Gefäß voll aller Laster, jetzt schon am Ende seiner greuelvollen Laufbahn. Vermummt, weil unerkannt, wollte er in einer Nacht zu einer verheiratheten Frau schleichen, ward aber entdeckt, und von dem beleidigten Ehemann mit einer Keule so heftig an die Schläfe geschlagen, daß er acht Tage darauf

---

*) **Multa cæde Primorum in urbe debacchatus** sagt Gerbert, der nachher im Jahre 992 auf der Kirchenversammlung zu Rheims zum Pabste gewählt ward. (Murat. B. 5. S. 508).

an der erhaltenen Wunde starb. Er endete wie er gelebt hatte. Ohne Empfang der Sacramente fuhr er hin zu Dem, welchem er sein ganzes Leben geweihet hatte. (14 Mai 964). — Der Tod des Johannes hätte jetzt gar leicht die Römer mit dem Kaiser wieder aussöhnen können. Aber das römische Volk, dießmal vielleicht weniger leichtsinnig als sonst, obgleich uneingedenk des dem Kaiser gemachten Versprechens, wie der, wahrscheinlich, aus Zwang dem Leo gelobten Treue, schritt unverzüglich zu einer neuen Pabstwahl, und schon am 15. Mai ward der Cardinal-Diacon Benedikt zum Pabste gewählt und geweihet. Als dieß geschehen war, schickten die Römer Abgeordnete nach Spoleto zu dem Kaiser, um sich bei ihm wegen des Geschehenen zu entschuldigen, und ihn zu bitten, die neue Wahl zu genehmigen. Aber der Kaiser über diese Nichtachtung seines Ansehens und seiner kaiserlichen Rechte im höchsten Grade erzürnt, ließ die Gesandten nicht vor. Lieber, sagte er, wolle er sein ganzes Reich auf das Spiel setzen, als je zugeben, daß Leo VIII. von seinem apostolischen Stuhle vertrieben werde *). Nur einen kleinen

*) Der Chronist aus dem Kloster Farva erzählt jedoch den Hergang ganz anders. Ihm zu Folge schickten die Römer gleich nach Johannes Tod Gesandte an den Kaiser, ließen ihm diesen Vorfall melden, und baten ihn, daß er ihnen erlauben möchte, den Cardinal-Diacon Benedikt auf den päbstlichen Stuhl zu erheben. Erst als Otto, ohne auf ihre Vorstellungen zu hören, ihnen ihre Bitte abgeschlagen hatte, eilten sie wieder nach Rom zurück, und wählten den, welchen sie für den Würdigsten hielten, zum Pabste. Eine bessere, gottgefälligere Wahl hätten ganz gewiß die Römer diesmal nicht treffen können.

Theil seiner Truppen zurücklassend, brach er mit dem ganzen Heere gegen Rom auf. Dießmal schien es den Römern Ernst zu sein; sie schwuren, sich auf das äußerste zu vertheidigen. Otto mußte Rom förmlich belagern. Er schloß die Stadt von allen Seiten ein, schnitt ihr alle Zufuhren ab, und hoffte von dem nun bald in der Stadt eintretenden Mangel an Lebensmitteln noch mehr, als selbst von den Wirkungen seiner Kriegsmaschinen und Sturmböcke, mit denen er jedoch ebenfalls die ohnehin leicht zu schreckenden Römer unaufhörlich ängstigte. Umsonst zeigte sich Benedikt in seinem ganzen päbstlichen Ornat auf den Mauern, und bedrohete den Kaiser und dessen ganzes Heer mit dem Banne. Otto und seine Deutschen in der falschen, wahrscheinlich von Stolz und Dünkel ihnen eingegebenen Ueberzeugung, daß Leo der rechtmäßige Pabst, mithin Benedikt nur ein Eingedrungener sey, bekümmerten sich wenig um jene Drohung, und die Belagerung ward nur desto eifriger fortgesetzt. Diese war jetzt von kurzer Dauer. Hungersnoth zwang die Römer, sich und ihre Stadt zu ergeben, und schon am drei und zwanzigsten Junius hielt der Kaiser seinen Einzug wieder in Rom.

31. Natürlicher Weise berief nun auch Leo VIII. wieder ein Concilium zusammen; und was auf einer, von einem Pabste, den der Kaiser begünstigte, zusammen berufenen, und unter dem Waffengeräusch eines zahlreichen Heeres gehaltenen Synode mag verhandelt worden seyn, wird der Leser schon zum voraus errathen. Benedikts Wahl ward nämlich für ungültig erklärt, und Leo auf das neue als rechtmäßiger Pabst anerkannt. Alles dieß war zu erwarten. Aber

daß Leo jetzt seinen völlig wehrlosen, tief gebeugten, gleichsam ihm zu Füßen liegenden Bruder mit liebloser Härte behandelte, ihn persönlich schmerzhaft kränkte; dieß war wahrhaftig nicht zu erwarten, und macht auch dem ehemaligen Protoscrinarius wenig oder gar keine Ehre. In der päbstlichen Kleidung und geschmückt mit allen Zeichen päbstlicher Würde ließ er Benedikt in den Kreis der versammelten Väter führen. Schon hatte ein Theil derselben, besonders einige Augendiener aus der niedern Clerisei große Lust, über den Herbeigeführten mit Ungestüm herzufallen, als der Kaiser mit vielem Ernste erinnerte, daß man hier vorurtheilsfrei und leidenschaftlos zu Werke gehen, mithin dem Angeklagten gestatten müsse, alles frei zu sagen, was er zu seiner Vertheidigung vorbringen könnte. Nun trat ein Cardinal-Diacon auf, und richtete an den Beklagten folgende Fragen: „Mit welchem Recht „hast Du Dich unterstanden, diese päbstliche Klei„dung zu Lebzeiten des Leo anzulegen, den Du „doch selbst mit uns zum Pabste gewählt *) und „Johannes XII. verdammt hast"? — Kannst Du „leugnen **), daß Du eidlich versprochen hast, „ohne Einwilligung des Kaisers oder seines Soh„nes keinen Pabst zu wählen? — „Wenn ich „gefehlt habe" erwiederte Benedikt „so bitte ich

*) Daß Benedikt, als Leo gewählt ward, gegenwärtig war, dies mag seyn; ob er aber zu dieser uncanonischen Wahl seine Stimme gegeben, daran mag mit Grunde gezweifelt werden.

**) Höchst wahrscheinlich würde Benedikt, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, es haben leugnen können.

„um Verzeihung." *) — „Da Benedikt" nahm nun der Kaiser das Wort „seinen Fehler gestehet; „so halte ich dafür, daß man aus christlicher „Liebe ihm verzeihen müsse." — Benedikt warf sich jetzt dem Kaiser und dem Pabste zu Füßen, und bekannte laut, daß er gefehlt habe. Er legte hierauf den Mantel, und ein päbstliches Kleidungsstück nach dem andern ab. Er übergab endlich auch den Hirtenstab in die Hände des Leo, der denselben unter den Augen der Bischöfe und alles anwesenden Volkes in mehrere Stücken zerbrach, und diese hinwegschleuderte. Leo befahl hierauf dem Benedikt, sich auf die Erde zu setzen, und sprach ihm dann folgendes Urtheil: „Dich Benedikt, Usurpator des römischen Stuhles, entsetzen Wir nicht nur der bischöflichen, sondern auch der priesterlichen Würde; und wenn wir Dir jene eines Diacons noch lassen; so geschieht dieß blos aus Rücksicht auf die Fürbitte des Kaisers; jedoch nur unter der Bedingung Deiner lebenslänglichen Verbannung aus Rom und Italien" **). — Otto ließ nun Benedikt nach Hamburg führen, und übergab ihn der Aufsicht des Erzbischofes Adeldag. Aber dieser einsichtsvolle

---

*) Nur Demuth, Liebe zum Frieden, und vorzüglich die Ueberzeugung, daß bei der gegenwärtigen Stimmung seiner gewaltigen und übermächtigen Gegner, seine Stimme doch nicht würde gehört werden, konnten Benedikt diese Antwort in den Mund legen.

**) Ueber dieses Concilium, wie auch über die beiden, demselben unmittelbar vorangegangenen Concilien, und die darauf gepflogenen Verhandlungen, worüber schon so vieles geschrieben und gesprochen worden, und die Ansichten so sehr getheilt sind, behalten wir uns vor, an dem mehr dazu geeigneten Ort, uns umständlicher und bestimmter zu erklären.

Oberhirt, der wahrscheinlich die Vorgänge in Rom aus einem ganz andern, und gewiß auch richtigern Gesichtspunkt betrachtet haben mag, behandelte Benedikt mit der größten Ehrerbietung, bewunderte dessen große Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Frömmigkeit, und freuete sich des Segens, den seines Gefangenen hervorleuchtendes Beispiel auf die Diöcese herabzog. Benedikt war des päbstlichen Stuhles nicht unwürdig, auch würde er auf denselben nach Leo's Tod wieder erhoben worden sein, wäre er nicht selbst schon ein paar Monate nach Leo gestorben. Begraben ward er in der Marienkirche zu Hamburg, aber seine Leiche unter Kaiser Otto III, wie er selbst kurz vor seinem Tode vorausgesagt hatte, wieder erhoben, nach Rom gebracht, und dort in der Kirche zu den heiligen Aposteln beigesetzt.

32. Nur bis zu dem neun und zwanzigsten Junius blieb Otto dießmal in Rom, ging alsdann wieder nach der Lombardei zurück. Aber auf dem Marsche dahin ward sein Heer von einer furchtbaren Pest heimgesucht. Hohe wie Niedere, Erzbischöfe, Aebte, Herzoge und Grafen raffte die schreckliche Seuche hinweg. Wer am Abend sich noch gesund fühlte, wußte nicht, ob er auch den Morgen des folgenden Tages erleben würde. Otto verlor eine Menge seiner treuesten und ausgezeichnetesten Diener; und alles Volk in Italien und selbst die Deutschen sagten, diese schreckliche, blos in Otto's Heer wüthende, und so zahllos viele seiner Leute hinwürgende Pest sey ein göttliches Strafgericht wegen der in Rom gegen den ehrwürdigen Pabst verübten Gewaltthätigkeiten.— Trauernd über den Verlust eines großen Theils seines Heeres, kam Otto in Ligurien an, wo er

den Herbst hindurch blieb, und durch das Vergnügen der Jagd sich in seinem Kummer oder Unmuth zu zerstreuen suchte. Am Anfang des Winters ging er nach Pavia, ordnete, so viel er konnte, die Angelegenheiten Italiens, und zog dann gleich nach der Feier des Weihnachtsfestes mit seinem Heere, das sich um Pavia gesammelt hatte, wieder über die Alpen nach Deutschland.

## VII.

1. **Fortsetzung der Geschichte Italiens unter Otto I.** — Oberitalien schien nun vollkommen beruhiget, der größte Theil der Vasallen in der Treue gegen den Kaiser befestiget, und eine, weder durch Empörungen noch andere Unruhen, unterbrochene Verbindung Italiens mit Deutschland auf lange Zeit gesichert. Aber äußere Stille ist nicht immer eine sichere Bürgschaft auch für die innere Ruhe in den Gemüthern. Zwischen dem Charakter der Deutschen und Italiener und den Eigenheiten der beiden Völker herrschte eine zu große Verschiedenheit, als daß schon in dem Laufe einer einzigen Generation Italien sich an Deutschlands Herrschaft hätte gewöhnen können. Sobald also die Alpen wieder zwischen Otto und den Italienern lagen, erhob sich auch in Adalberts Anhängern wieder neue Hoffnung. Auch schlugen sich zu ihnen mehrere italienische Herren, deren vaterländischer Stolz sich nicht unter fremde Herrschaft zu schmiegen gelernt hatte. Adalbert ward aus Corsika zurückberufen, und von einem Theile der Lombardei mit Enthusiasmus als König begrüßt. In kurzer Zeit hatte er unter seinen Fahnen wieder ein Heer,

das so zahlreich war, daß die dem Kaiser treu gebliebenen italienischen Vasallen, nebst den in Italien zurückgebliebenen Deutschen sich demselben zu widersetzen fruchtlos würden versucht haben. Aber wahrscheinlich hatte Otto dieses vorausgesehen; wenigstens war er auf jedes Ereigniß dieser Art vorbereitet; denn schon völlig marschfertig stand Herzog Burchard mit einem Heere in Schwaben, und zog jetzt bei der ersten Nachricht von einem Aufstande in Italien wieder über die Alpen. Durch longobardische Scharen treuer Vasallen verstärkt, war Burchards Heer jenem des Adalberts an Zahl, wo nicht überlegen, doch wenigstens gleich. Adalbert hatte sich jenseits des Po aufgestellt, und wollte dem Burchard den Uebergang über den Fluß verwehren. Aber die braven Deutschen, ungeschreckt beim Anblick der Feinde, sprangen muthig an das Ufer. Es kam sogleich zu einer entscheidenden Schlacht. Guido oder Wido, Adalberts Bruder, blieb im Treffen; das longobardische Heer ward völlig geschlagen und Adalbert abermals gezwungen, durch schnelle Flucht sich Leben und Freiheit zu retten (965).

2. Nach diesem erfochtenen Siege ward die Ruhe in Italien von Burchard bald wieder hergestellt. Wie es scheint, verfügte er nichts gegen die untreu gewordenen Vasallen, und deren Schicksal der unmittelbaren Entscheidung des Kaisers überlassend, ging er mit dem Heere sogleich wieder nach Deutschland zurück. Furcht überfiel indessen Alle, welche in ihrer Treue gewankt hatten. Auf Wido, Bischof von Modena, der schon unter Berengar Erzkanzler von Italien gewesen, und auch noch jetzt unter Otto diese hohe Würde bekleidete, lastete schwerer Verdacht, sich mit Adal-

bert in ein geheimes Verständniß eingelassen zu haben. Um das ihm drohende Ungewitter bei Zeiten zu beschwören, ging der schlaue verschlagene Mann selbst nach Deutschland, in der Hoffnung durch glatte Worte und feine Wendungen sich in den Augen des Kaisers zu rechtfertigen *). Aber Otto war nicht der Fürst, der sich leicht bethören ließ. Wido ward gar nicht vorgelassen, im Gegentheil auf seiner Rückreise jenseits Chur auf Befehl des Kaisers verhaftet, und in die Gefangenschaft nach Sachsen gebracht. Wie es scheint, war jedoch seine Haft von kurzer Daüer: denn zwei Jahre darauf finden wir ihn schon wieder auf der zu Ravenna in Gegenwart des Kaisers gehaltenen Kirchenversammlung. — Als Otto am Ende vorigen Jahres nach Deutschland zurückkehrte, war er schon festen Sinnes, bald wieder nach Italien zu gehen. Dazu bewogen ihn jetzt, außer den von Adalbert erregten, obgleich schon wieder gedämpften Unruhen, auch die inzwischen in Rom vorgefallenen Ereignisse.

3. Nach einem Pontificat von sechzehn Monaten war Leo VIII. im April des Jahres 965 gestorben. Die Römer ordneten alsogleich zwei Gesandte, nämlich den Oberarchivar Azzo und den Bischof Marinus von Sutri nach Deutschland an den Kaiser; um diesen zu bitten, den Benedikt, welchen man in Rom, selbst während Leo noch lebte, als den rechtmäßigen Pabst betrachtete, ih-

*) Man sagt, er habe vorgegeben, sich nur deßwegen in eine Verbindung mit Adalbert eingelassen zu haben, um dessen Anhänger, wie deren Kräfte und Plane zu erfahren und dann die letztern desto leichter zu vereiteln.

nen zurückzugeben und in seiner Würde zu bestätigen *). Otto, der indessen von Benedikts Gelehrsamkeit und heiligem Wandel vieles gehört hatte, war schon gesonnen, den Bitten der Römer zu willfahren, als auch Benedikt plötzlich starb, und nun durch den Tod dieses Pabstes der römische Stuhl in Wahrheit erlediget war. Mit den rückkehrenden Gesandten schickte Otto die beiden Bischöfe Otgar von Speier und Liuzo **) von Cre-

*) Der Fortsetzer des Regino und auch noch einige andere Chroniker versichern zwar, die römischen Abgeordneten hätten keinen andern Auftrag gehabt, als den Kaiser zu bitten, ihnen irgend einen Pabst, welchen er nur immer wolle, zu geben: „pro instituendo quem vellet Romano Pontifice" und dieß zwar in der Folge einiger, von Leo auf dem, gleich nach seiner Restauration gehaltenen Concilium, gemachten Verordnungen, wodurch dem Kaiser über die römische Kirche eine ganz außerordentliche Gewalt auch in geistlichen Dingen sollte zugestanden worden seyn. Aber selbst Muratori gesteht, daß eben jene dem Pabste Leo VIII. zugeschriebenen und die weltliche Macht auch in rein geistlichen Dingen so sehr erweiternden Decrete nichts als lügenhafte Erfindungen späterer Jahrhunderte wären. Auch der scharfsinnige und unpartheiische, nur äußerst selten von Vorurtheilen gegen den römischen Stuhl befangene Herr Professor Luden zweifelt sehr stark an der Aechtheit jener vorgeblichen päbstlichen Verordnungen. Uebrigens ergibt es sich aus dem Berichte Adams von Bremen ganz klar, worin der Auftrag der römischen Abgeordneten bestand. „Igitur apud nos in sancta conversatione vivens (nämlich Pabst Benedikt) aliosque sancte vivere docens, quum jam, Romanis poscentibus a Cæsare restitui debuisset, apud Hamaburgum in pace quievit" (Adam: Brem: Hist. lib. 2. Cap. 6).

**) Dieser Liuzo ist niemand anders als Liutprand; denn zu Folge jener schon erwähnten, damals eingeschli-

mona nach Rom, um als kaiserliche Bevollmächtigten der neuen Pabstwahl beizuwohnen. Diese fiel ziemlich einstimmig auf den Bischof von Narni. Er war ein geborener Römer, hieß Johannes, und ward als der dreizehnte dieses Namens auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben. — Indessen, wie es scheint, hatten sich doch nicht alle Stände Roms in der Wahl des Johannes vereint, ihn blos die Geistlichkeit und das gemeine Volk, nicht aber der Adel gewählt *). Diesem ward er daher abhold, behandelte ihn bei jeder Gelegenheit mit sichtbarer Geringschätzung und reitzte dadurch denselben immer noch mehr gegen sich. Es dauerte nicht lange, so kam gegen ihn eine förmliche, weit verzweigte Verschwörung zu Stande. An der Spitze derselben standen der Graf Roffred und der Stadtpräfekt Petrus. Die Verschwornen überfielen den Pabst im lateranischen Palaste, nahmen ihn gefangen, sperrten ihn einige Zeit in der Engelsburg ein, schickten ihn hierauf nach Campanien in die Verbannung, und rissen die weltliche Herrschaft über Rom an sich.

4. Diese unerhörte Frechheit des römischen Adels gegen den heiligen Stuhl konnte und durfte der Kaiser, als oberster Schutzherr Roms und des römischen Stuhles, durchaus nicht dulden. Im Anfang Septembers des Jahres 965 zog also Otto

---

chenen Namenverkürzung, oder vielmehr Namenverkauderwelschung, ward auch aus Liutprand Linzo gemacht.

*) Tunc ab omni plebe Romana Iohannes Narniensis ecclesiæ Episcopus eligitur, Sedique Apostolicæ Pontifex inthronizatur. Also blos von der Geistlichkeit und dem gemeinen Volke.

mit einem starken Heere wieder nach der Lombardei. Von allen, welche im vorigen Jahre Adalberts Parthei offen oder heimlich genommen, hatte Otto sich ein Verzeichniß geben lassen. Keiner der Schuldigen sollte der verdienten Strafe entgehen. Um wo möglich den Blitzstrahl abzuleiten, gingen der Bischof Siculph von Piacenza und mehrere andere Grafen, deren Bewußtseyn nicht ganz rein war, dem Kaiser entgegen. Als sie aber um Erlaubniß baten, dem Monarchen ihre Ehrfurcht bezeigen zu dürfen, ließ Otto sie greifen, über die Alpen transportiren und als Gefangene nach verschiedenen, theils in Sachsen, theils in Franken liegenden Städten bringen, wo sie in ziemlich strenger Haft gehalten wurden. Noch mehrere andere wurden theils gelinder, theils noch härter bestraft; denn Otto hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Italiener nur durch Strenge mit Gerechtigkeit verbunden könnten im Gehorsam erhalten werden.

5. Hatten die Römer, als Otto noch diesseits der Alpen war, schon dessen Zorn gefürchtet; so zitterten sie jetzt, als sie hörten, wie strenge der Kaiser in Oberitalien verfuhr, und daß kein Frevler, welches Standes [illegible] auch sey, der Hand seiner strafenden Gerechtigkeit entgehe. — Durch thätige Reue suchten sie jetzt den Kaiser zu versöhnen. Der Graf Roffred ward ermordet. Der Präfekt Petrus floh aus der Stadt; und nun riefen die Römer auch den Pabst zurück, führten ihn mit allen Beweisen der größten Ehrerbietung wieder in seinen Palast, baten ihn demüthig um Verzeihung, und zugleich auch, daß er ihnen ein milder Fürsprecher bei dem Kaiser werden möge. — Gegen Ende Decembers kam der Kaiser in Rom

an. Hier feierte er das heilige Weihnachtsfest; verordnete aber auch gleich in den ersten Tagen des folgenden Jahres eine strenge Untersuchung gegen alle, welche an den, dem Pabste zugefügten Mißhandlungen irgend einen Antheil gehabt hätten. Ob Johannes XIII. für die Schuldigen Fürbitte eingelegt hat, dieß wissen wir nicht; hat er es aber auch, was sehr wahrscheinlich ist, gethan; so war dieselbe doch nicht vermögend, Otto's strenger Gerechtigkeit ihre blutigen Opfer zu entziehen. Dreizehn der vornehmsten Römer wurden aufgehenkt. Eine größere Anzahl ward enthauptet. Mehreren wurden die Augen ausgestochen; Andere wieder auf ewig des Landes verwiesen, der Präfekt endlich, welcher an die Stelle des entflohenen Petrus getreten und ebenfalls nichts weniger als ganz schuldlos war, ward mit einem Schlauche auf dem Kopfe, nackt aaf einen Esel gesetzt, schmählig durch die Straßen von Rom geführt, mit Ruthen gepeitscht, und auf unbestimmte Zeit in das Gefängniß geworfen. — Diese ungewöhnliche Strenge gegen eine, in der Meinung aller Völker jenseits der Alpen so hoch gestellten Stadt erregte allgemeines Aufsehen in ganz Europa *); aber bei allen Italienern erregte sie auch eine eben so große Furcht, gewöhnlich die Mutter stummer, ja wohl knechtischer Unterwerfung. Wirklich wagte auch von jetzt an keine Hand mehr sich gegen den Kaiser zu erheben. Aber

*) Die Schuldigen waren jedoch blos nach den von den Kaisern Theodosius, Valentinianus und Justinianus gegebenen peinlichen Gesetzen bestraft worden. Die verschiedenen Strafarten waren demnach keineswegs Folgen des Zornes oder einer besondern Erbitterung des Kaisers.

Otto herrschte auch mit eben so viel Gerechtigkeit als Strenge, und wußte nicht nur den Pabst und sämmtliche Kirchen Italiens, sondern auch seine treuen Vasallen durch Begünstigungen jeder Art immer noch mehr an seinen Kaiserthron zu fesseln.

6. Otto hatte nun die ihm gewordene große Aufgabe gelößt. Unter einem und demselben Herrn war jetzt Italien auf ewige Zeiten mit Deutschland vereiniget, und eine erbliche Kaiserkrone in Verbindung mit dem ruhmvollen Beinamen des Großen *) der Lohn für das vollbrachte schwere Werk. Otto wollte demnach, daß sein Sohn Otto II., den er schon zum Mitregenten in Deutschland und Italien ernannt hatte, nun auch der Genosse seines Kaiserthrones sey. Er berief ihn also nach Italien, und auch der Pabst sandte ihm eine ehrenvolle Einladung dahin zu kommen. Indessen begab sich Otto, jedoch mit nur wenig zahlreichem Gefolge nach Capua, wo nun die beiden regierenden Fürsten von Benevent und Capua der griechischen Oberherrschaft entsagten, dem Otto Treue gelobten, und sich als dessen Vasallen bekannten. Um die, in Unteritalien sehr mächtigen Fürsten von Benevent noch enger an sich zu knüpfen, vermehrte er bedeutend ihre Macht. Er gab ihnen nämlich auch noch das Herzogthum Spoleto und die Mark Camerino. In den Besitz dieser Länder wurden sie jedoch nicht alsogleich, sondern erst in dem folgenden Jahre gesetzt **). — Otto ging hier-

*) Die Italiener waren die ersten, welche Otto schon bei dessen Lebzeiten den Namen des Großen beilegten.

**) So berichtet Camillus Peregrinus, ein späterer Schrift-

auf nach Ravenna. Gleich darauf kam auch der Pabst dahin; und Johannes XIII. und Otto I. feierten allda gemeinschaftlich mit einander das heilige Osterfest. Beide beriefen hierauf ein, aus römischen und longobardischen Bischöfen bestehendes, sehr zahlreiches Concilium zusammen. Wahrscheinlich wohnten demselben auch einige deutsche Bischöfe bey. Die Akten dieser, unter dem Vorsitze des Pabstes und des Kaisers gehaltenen Synode sind zwar nicht auf uns gekommen; aber das Wichtigste der darauf gepflogenen Verhandlungen ist uns aus den Berichten der Chroniker jener Zeit bekannt. Kaiser Otto erfüllte auf dieser Kirchenversammlung sein dem römischen Stuhle gemachtes Versprechen, indem er ihm jetzt Ravenna, das ganze Exarchat, und alles was italienische Könige ihm unrechtmäßig entzogen hatten, wieder zurück gab *). Der Pabst und ganz Rom jubelten über

---

steller, in seiner Geschichte der longobardischen Fürsten, und ihm folgten die meisten neuern Geschichtschreiber. Aber Muratori hatte Urkunden vor Augen, denen zu Folge die Herzoge von Benevent schon in diesem Jahre, wo nicht noch früher, mit dem Herzogthum Spoleto und der Mark Camerino belehnt wurden Da die Aechtheit jener Urkunden nicht zu bezweifeln ist; so kann auch gegen Muratori's Behauptung nichts eingewendet werden.

*) Da Otto ein paar Jahre nachher für sich in Ravenna einen Palast bauen ließ; so nahm man davon Anlaß, die Zurückgabe Ravenna's und des ganzen Exarchats nicht blos in Zweifel, sondern völlig in Abrede zu stellen. Wir müssen gestehen, daß die Logik, worauf dieses Raisonnement beruhet, uns nicht recht einleuchten will. Als Schutz- und Schirmvogt von Rom und dem römischen Stuhle war Otto in keinem der päbstlichen Staaten ein Fremdling; und die Erbauung eines Palastes in einer Stadt, deren Lage ihm

die treue Erfüllung des gegebenen kaiserlichen Wortes. — Hier in Ravenna kamen auch griechische Gesandten, abgeordnet von Nicephorus II. zu Otto. Nach der damaligen Sitte überreichten sie ihm kostbare Geschenke, und äußerten im Namen ihres Kaisers den Wunsch, daß für die Zukunft zwischen beiden Monarchen nur friedliche und freundliche Verhältnisse statt haben möchten. Diese griechische Gesandtschaft ist ein ziemlich sprechender Beweis, daß der Hof von Constantinopel jetzt nicht ohne Besorgniß war, Otto, dessen Macht nun in Oberitalien fest gegründet, und dessen Ansehen auch in Rom nicht minder befestiget war, möchte nun wohl auch den schwankenden Zustand des völlig zerrütteten Unteritaliens besser zu ordnen gesonnen seyn. Otto's gegenwärtige politische Stellung in dem ihm größtentheils völlig unterworfenen Italien konnte dem

---

so wohl gefiel, ist noch kein Beweis, daß er gegen sein eidlich gegebenes Versprechen das Exarchat sollte zurückbehalten haben. Selbst Muratori hält jenen Palast noch lange nicht für hinreichend, um, wie er selbst sagt, die Frage über die erfolgte, oder nicht erfolgte Zurückgabe Ravenna's und dessen Gebietes entscheiden zu können. Uebrigens sind die Worte des Regino zu klar und zu bestimmt, als daß sie irgend einem Zweifel noch Raum ließen: „**Apostolico Johanni Urbem et terram Ravennaticam aliaque complura, multis retro temporibus Romanis Pontificibus ablata reddidit.**" — Dasselbe bestätiget auch Liutprand, der dem Kaiser stets zur Seite stand, und gewiß auch das Gegentheil nicht verschwiegen haben würde; indem es dem sinnreichen, gewandten Mann ein Leichtes gewesen wäre, einige täuschende Gründe aufzufinden, um nach seiner Art auch die nicht völlige Erfüllung des kaiserlichen Versprechens wenigstens scheinbar zu rechtfertigen.

griechischen Hofe nicht gleichgültig seyn, vielleicht gab derselbe sich selbst der Hoffnung hin, daß durch eine freundliche Verbindung mit Otto auch das Interesse der Griechen in Unteritalien nicht wenig gewinnen müßte. Welche Anträge die griechischen Gesandten dem Kaiser machten, ist nicht bekannt; aber gewiß ist es, daß Otto sich in nichts näheres noch einließ, die Gesandten jedoch mit der größten Auszeichnung behandelte, beim Abschiede ihnen nicht minder kostbare Geschenke und zugleich die Versicherung an ihren Herrn mitgab, daß er die ihm erzeigte Ehre einer griechischen Gesandtschaft nächstens durch eine ähnliche Gesandtschaft erwiedern werde.

7. Mit den innern Angelegenheiten seines Reiches, besonders mit der Justitzpflege sich beschäftigend, zog Otto den größten Theil des Sommers in Italien umher, hielt sehr oft, so wohl in den Städten wie auf dem Lande öffentliches Gericht, hörte die streitenden Partheien, die Klagenden, wie die Beklagten, und entschied dann, nachdem er vorher das Gutachten seines Pfalzgrafen, und der andern, ihn umgebenden Räthe vernommen hatte, nach bestem Wissen und Gewissen die vor ihn gebrachten Streitfragen *). — Im September ging er nach Verona,

*) Ob diese Gerichtsverfassung und Gerichtsform dem Heile und Wohle der Völker, besonders deren bürgerlichen Betriebsamkeit nicht besser zusagte, als die gegenwärtige; dieß müssen wir der Entscheidung der Rechtsgelehrten, aber auch zum Theil der Völker selbst überlassen. Aber alles Menschliche ist unvollkommen, mithin sind auch alle menschliche Institutionen mangelhaft. Wenn man also diese letztern mit einander vergleichen will, muß man nicht dem

wo bald darauf auch sein Sohn, der im Anfange desselben Monates in Begleitung vieler Bischöfe, Aebte, Grafen und anderer Herren seine Reise von Augsburg über Trident nach Italien angetreten hatte, ebenfalls ankam. Otto II., damals ungefähr vierzehn Jahre alt, stand jetzt in den ersten Frühlingstagen seines Lebens. Mit ungemeiner körperlicher Wohlgestalt verband er treffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Seine wissenschaftliche Erziehung hatte sein eben so gelehrter als frommer Oheim, der heilige Bruno von Cöln geleitet, und für äußeren würdevollen Anstand, edeln Ton und italienische Feinheit der Sitten seine Mutter, die liebenswürdige und geistvolle Adelheide gesorgt. Voll Talent und Jugend, lieblich und blühend, machte der junge Fürst, wohin er kam, auf alle Gemüther den vortheilhaftesten Eindruck, und erregte bei den Deutschen wie bei den Italienern gleich große Hoffnungen. In Verona blieb er einige Zeit bei seinem Vater, und reiste dann mit demselben nach Rom. Eben so festlich als prachtvoll, wie einst Carls des Großen Einzug in die Hauptstadt der Welt, war auch jetzt der Empfang der beiden Ottone. Die Schulen und alle Zünfte, der ganze Adel und Roms edelste Jungfrauen, mit Siegeskränzen geschmückt, gingen dem mit Ruhm und Sieg gekrönten Kaiser entgegen. Musik und Triumphgesänge tönten ringsumher, und ganz Rom war in Bewegung, um seine erhabenen Gäste nach Würde zu empfangen. Von seiner ganzen

Mangelhaften, das in einer liegt, das Gute, das die andere hat, entgegen setzen, sondern das Mangelhafte mit dem Mangelhaften und das Gute mit dem Guten zusammenstellen.

Clerisei umgeben, empfing sie Johannes XIII. und setzte am folgenden Tage, dem ersten des Weihnachtsfestes, unter dem gewöhnlichen frohlockenden Zurufe des Volkes Otto dem Zweiten die Kaiserkrone auf das Haupt (25. Decbr. 967).

8. Zu Otto I. Entwürfen gehörte, was selbst Carl der Große nicht zu vollbringen vermocht hatte. Über ganz Italien wollte er seine Herrschaft verbreiten, vor allem also Süditalien von den Fremden, den Sarazenen, wie den Griechen befreien. Dieses Letztere glaubte er vielleicht auf gütlichem Wege, nämlich durch die Vermählung seines Sohnes mit einer griechischen Prinzessin erlangen zu können. Die, den griechischen Kaisern in Italien noch gehörigen Besitzungen waren offenbar denselben eher zur Last, als daß sie zur Vermehrung ihrer Macht Etwas hätten beitragen können. Wegen ihrer allzu großen Entfernung von dem Mittelpunkt der griechischen Macht, war die Vertheidigung dieses Besitzstandes äußerst schwer, der auch, wie eine Erfahrung von vielen Jahren lehrte, für die Griechen die Quelle unaufhörlicher, eben so zweck- als erfolgloser Kriege war, in welchen die Kaiser ihre Schätze wie das Blut ihrer Unterthanen fruchtlos vergeudeten. Mit Grunde konnte also Otto hoffen, daß die seinem Sohne zur Gemahlin bestimmte Prinzessin vielleicht diese so schwer zu behauptenden italienischen Besitzungen als eine Morgengabe mitbringen werde. Aber auch noch andere Zwecke suchte Otto durch eine solche Vermählung zu erreichen. Bis jetzt hatten die griechischen Kaiser noch nicht die neue abendländische römische Kaiserwürde anerkannt, daher keinem der Nachfolger Carls des Großen jemals den Titel

Basileus oder Augustus zugestanden; die Griechen behaupteten, daß dieser erhabene Titel nur Constantins Nachfolgern, den oströmischen Kaisern gebühre. Diese gegenseitigen, einander zuwiderlaufenden, Ansprüche konnte nun unstreitig eine Familienverbindung mit dem griechischen Kaiserhause ausgleichen, und mußte noch überdieß das Haus der Ottone über alle andere Fürstenhäuser von Europa erheben. Otto beschloß also nach Constantinopel eine Gesandtschaft zu schicken, die dort für seinen Sohn förmlich um die Hand der Prinzessin Theophano, Tochter des verstorbenen Kaisers Romanus II. werben sollte; und um den Erfolg dieser Gesandtschaft noch mehr zu sichern, glaubte Otto, was freilich nicht wenig sonderbar scheint, zu gleicher Zeit auch die Griechen schrecken zu müssen, rückte demnach mit italienischen und deutschen Scharen in Apulien ein, focht anfänglich mit vielem Glück gegen die Sarazenen, fiel hierauf auch in die griechischen Besitzungen ein, unterwarf sich mit leichter Mühe das platte Land, mußte aber vor der Festung Bari, nach einer fruchtlosen Belagerung, nicht ohne Verlust wieder abziehen.

9. Zu seinem Gesandten an den griechischen Kaiser hatte Otto den ihm völlig ergebenen Liutprand gewählt. Unstreitig war der Bischof von Cremona ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, großen Kenntnissen, vieler Gegenwart des Geistes und ziemlicher Gewandtheit in den Geschäften, dabei auch der griechischen Sprache sehr mächtig, und, weil schon einmal von König Berengar nach Constantinopel gesandt, auch vollkommen kundig der Sitten und Gebräuche des griechischen Hofes und dessen sämmtlicher Personalverhältnisse, auf welches Letz-

tere es bei der Wahl eines Gesandten gewöhnlich am meisten ankommt. In dieser Hinsicht, sollte man glauben, hätte Otto zu seinem Sachwalter an dem Hofe von Constantinopel keinen bessern Mann finden können. Aber leider hatte unser guter Liuzo auch eine ganz ungeheure Portion von Dünkel und Eitelkeit, verbunden mit einer gewissen Heftigkeit des Charakters, die, wenn nur im mindesten gereizt, sogleich, alles Ort- und Zeitgemäße vergessend, nicht nur die Grenzen des Anstandes überschritt, sondern sogar sich nicht selten in einen Strom beleidigender Derbheiten ergoß. Nur sich schmiegend vor seinem Herrn dem Kaiser Otto, sonst überall aber desto anmaßender, stolzer und hochfahrender, war er zur Behandlung einer an sich schon sehr delicaten, die größte Schonung erfordernden Familienangelegenheit, zu der sich noch ein nicht minder schwer auszugleichendes Staatsinteresse gesellte, durchaus nicht brauchbar. Das Resultat seiner Mission war demnach ganz so, wie man es erwarten konnte. Nicephorus verweigerte die begehrte Prinzessin; und wenn er nachher sie unter Bedingungen bewilligen wollte, die Otto durchaus nicht eingehen konnte; so war dieß offenbar nicht sein Ernst, sondern blos Verhöhnung des ihm immer lästiger und gehässiger werdenden Gesandten. Wenn Otto, sagten nämlich Nicephorus und dessen Minister, eine griechische Prinzessin für seinen Sohn zu erhalten wünscht, so muß er uns vorher Ravenna, das ganze Exarchat sammt der Provinz Pentapolis, endlich auch noch die Stadt Rom selbst, nebst deren ganzem Gebiete und alle übrigen Länder (Benevent und Capua) bis an die Grenzen der griechischen Staaten in Apulien und Calabrien, wieder abtreten. Sollte jedoch von dieser Familien-

verbindung keine Rede mehr seyn, und Otto blos die Freundschaft des griechischen Kaisers suchen, so müßte er vor Allem den Titel eines römischen Kaisers ablegen, und auf alle seine Rechte und Ansprüche, als Roms und des römischen Stuhles oberster Schutzherr, verzichten. Kurz, nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Constantinopel, den man ihm nichts weniger als sehr angenehm machte, und nachdem er dem Kaiser und den Griechen manche Grobheit gesagt, aber auch eben so viele Unhöflichkeiten von ihnen hatte annehmen, und dabei noch Zeuge seyn müssen von der ungemein freundlichen Aufnahme eines, ungefähr um die nämliche Zeit in Constantinopel ankommenden Gesandten des Adalbert, kehrte endlich Liutprand völlig unverrichteter Dinge und aus Verdruß halb krank, wieder zu seinem Herrn nach Italien zurück *).

---

*) Die Geschichte seiner Gesandtschaft erzählt uns Liutprand selbst sehr umständlich in einem an seine Herren, die beiden Ottone und die Kaiserin Adelheide gerichteten Bericht. Man findet denselben bei Muratori, **Script: Rer. Ital. T. II. pars I. pag: 479 — 89.** — — Man muß gestehen, daß Liutprand seinen Gesandschaftsposten unter sehr schwierigen Verhältnißen antrat. Otto hatte, wie man sich erinnern wird, vor einigen Jahren die beiden Fürstenthümer Benevent und Capua der griechischen Oberhoheit entzogen und der seinigen unterworfen, jedoch zur nämlichen Zeit, um dießfalls nicht mit den Griechen in unangenehme Händel verwickelt zu werden, einige Gesandten nach Constantinopel geschickt, um wegen des Geschehenen sich mit dem griechischen Kaiser gütlich zu verständigen, zugleich auch zu erforschen, ob derselbe nicht abgeneigt sein würde, dem jungen König Otto eine griechische Prinzessin zur Gemahlin zu geben. Die Gesandten überschritten aber ihre Vollmacht,

und machten dem Nicephorus Versprechungen, welche Otto unmöglich erfüllen konnte. Da nun die Fürstenthümer Benevent und Capua indessen nicht unter die griechische Oberhoheit zurückgetreten waren; Otto auch jetzt sogar in Apulien eingefallen war, Barri belagert, und da es seinem Heere an Subsistenzmitteln gebrach, die ganze Gegend um die Festung weit und breit verheert hatte; so konnte natürlicher Weise der griechische Kaiser auf die Abendländer nichts weniger als sehr gut zu sprechen seyn. Bei dieser Lage der Dinge erhielt Liutprand den Auftrag, als Otto's Bevollmächtigter nach Constantinopel zu gehen, die Feststellung der jetzt so schwer zu entwirrenden Verhältnisse Unteritaliens auf friedlichem Wege einzuleiten, über die Anerkennung der abendländisch-römischen Kaiserwürde zu unterhandeln, und als Unterpfand einer, zwischen beiden Kaiserhöfen auf immer bestehenden Freundschaft, auf das neue um die Hand einer griechischen Prinzeßin für den jüngern Otto, den die römische Welt nun ebenfalls Kaiser nannte, zu werben. Gewiß war diese Aufgabe nicht leicht. und sie zu lösen, Liutprand nicht der Mann. Daß er sich keiner freundlichen Aufnahme würde zu erfreuen haben, dieß konnte er sich selbst sagen. Da diese aber wirklich noch schlechter war, als er es sich hatte vorstellen können; auch die lästigen Neckereien von Seite der Griechen mit jedem Tage sich mehr häuften; so verlor der ohnehin sehr reitzbare Mann bald alle ruhige Fassung. Seine üble Laune wirkte nun nachtheilig auf die Führung seines Geschäfts, und der schlechte Gang desselben vermehrte seinen Unmuth; so daß endlich sein erbittertes Gemüth das einzige Medium ward, wodurch er alles sah, was um ihn her geschah, Sachen wie Personen, vom Kaiser an bis auf dessen letzten Beamten. Die Geschichte seines Aufenthalts am Hofe zu Constantinopel steht daher im Widerspruch mit allem, was wir bis dahin wußten. Den Berichten Anderer zu Folge waren damals die Griechen, besonders die Vornehmern und Gebildetern, an Höflichkeit und Feinheit der Sitten ein Muster für alle Völker. Liutprand kennt kein groberes, unhöflicheres und bis zur Albernheit hoch-

müthigeres, und aufgeblaserneres Volk als die Griechen. Nach andern Nachrichten wetteiferte an Luxus und orientalischer Pracht der Hof von Constantinopel mit jenem von Bagdad, und der Glanz, der die Kaiser und seine Großen bei öffentlichen Gelegenheiten, z. B. bei Prozessionen und besonders beim Empfang fremder Gesandten umgab, erregte das Erstaunen aller Völker. Wollen wir der Erzählung des Liutprands glauben; so gab es nichts knauserischeres, lumpigeres und ärmlicheres, als die kaiserliche Hofhaltung in Constantinopel, und selbst der Anzug des Kaisers wie der übrigen Großen erscheint ihm so armselig, daß man denselben nicht einmal mit dem Schmuck eines gewöhnlichen fränkischen oder sächsischen Ritters vergleichen könnte. In seinem immer mehr steigenden Unmuth erlaubt sich Liutprand bisweilen die größten Gemeinheiten; und hält dabei wahrscheinlich Manches für sehr witzig, was im Ganzen genommen doch blos fratzenhaft ist. Dahin gehört z. B. seine possirliche, oder vielmehr possenhafte Beschreibung der Person des Nicephorus und dessen, wie er es nennt, zwergartiger Mißgestalt. Liutprand beschreibt den griechischen Kaiser, vor dem doch, wie der Leser sich erinnern wird, bevor er noch den Thron bestieg, der ganze sarazenische Orient gezittert hatte, als einen „**hominem satis monstruo-„sum, pygmæum, capite pinguem, atque ocu-„lorum parvitate talpinum, barba curta, lata, „spissa, et semicana fœdatum, cervice digitali „turpatum; prolixitate et densitate comarum „satis hirtum, colore Aethiopem** *) **cui per mediam „nolis occurrere noctem: ventre extensum, nati-„bus siccum, coxis ad mensuram ipsam brevem „longissimum, cruribus parvum, calcaneis pedi-„busque æqualem villino**“ . . Nun kommt Liut-

*) Der im Lager erzogene, an der Spitze siegreicher Heere aufgewachsene, und beinahe so viele Feldzüge als Jahre zählende Nicephorus konnte freilich nicht wie Milch und Blut aussehen.

prand auch an den Anzug des Nicephorus, den er ebenfalls als schmutzig und im höchsten Grade vernachläßiget beschreibt. Aber der beredte oder geschwätzige Berichterstatter vergißt, daß ein Monarch wie Nicephorus, der unaufhörlich gegen die Sarazenen zu Felde liegt, von dessen Siegen jedes Jahr ein neuer Zeuge ist, der mit dem größten Feldherrn-Talent auch die Tapferkeit des kühnsten Soldaten verband, und der, alle Weichlichkeit verschmähend, selbst in seinem Palaste zu Constantinopel des Nachts auf dem blosen Boden auf einer Bärenhaut schläft, wahrhaftig nicht wie ein römischer Stutzer nach Cicero's Beschreibung aussehen, und auf die Eleganz seines Putzes große Sorgfalt verwenden kann. — Endlich schließt Otto's übelgelaunter Botschafter des griechischen Kaisers Personal-Beschreibung auch noch mit einigen Worten über dessen Charakter: „lingua „procacem, ingenio vulpem, perjurio, seu men„dacio Ulyssem." — — Dieß ist arg; aber wer Liutprands Bericht nach dessen ganzem Inhalt gelesen, gewinnt bald die volle Ueberzeugung, daß Unmuth und Aerger in Folge gekränkter Eitelkeit aus jeder Zeile desselben hervorleuchten; und da er darin auch über mancherlei ihn in Constantinopel befallene Krankheiten klagt; so möchte wohl eine allzuheftige Ergießung der Galle ihm vielerlei körperliche Uebel zugezogen, aber auch während der Dauer derselben über alles was er sah, und besonders über den griechischen Kaiser und dessen Hof eine schwärzlich-gelbe Farbe verbreitet haben. Man würde sich also sehr irren, wenn man, wie schon geschehen, Liutprands Bericht als eine schätzbare, uns über den damaligen griechischen Kaiser und dessen Hof belehrende Urkunde betrachten wollte. Es ist nichts, als eine ziemlich boshafte, jedoch hier und da nicht ohne Witz geschriebene Satyre, deren Verfasser, weil gleich seinem Herrn mit dem griechischen Hofe zerfallen, diesen nun selbst auf Kosten der Wahrheit in ein recht widerliches Licht zu stellen sich berechtiget glaubt. — Da wahrscheinlich viele unserer Leser diese berühmte, überall und oft citirte Urkunde genauer kennen lernen möchten; so wollen wir in gedräng-

ter Kürze einen treuen Auszug des Merkwürdigsten aus derselben hier beifügen. — —

Nach einer langen und beschwerlichen Reise theils zu Wasser, theils zu Lande kam Liutprand mit seinem Gefolge, das aus 24 Personen bestand, endlich vor dem goldenen Thore von Constantinopel an. Man hatte ihm niemand entgegengesandt, und vor dem Thore mußte er, ehe man ihn einließ, über eine Stunde warten, was ihm um so lästiger ward, da es gerade ziemlich stark zu regnen anfing. Endlich kamen einige niedere Hofbeamten, und führten ihn und seine Begleiter in die für sie bestimmte Wohnung; die aber, wie er gleich zu seiner größten Unzufriedenheit bemerkte, ihm und seinen Leuten zum Gefängniß dienen sollte, indem man vor die Thüren Schildwachen mit dem Befehl gestellt hatte, niemand herein noch heraus zu lassen. Mit dem Innern der Wohnung hatte er nicht minder große Ursache unzufrieden zu seyn; denn, wie er sich ausdrückt, schützte sie weder gegen die Kälte noch gegen die Hitze. Zudem gab es auch keinen Brunnen darin; und da der Wein, den man ihm und seinen Leuten reichte, untrinkbar war; so konnten sie kaum noch mit Wasser, das sie um schweres Geld kaufen mußten, ihren Durst löschen. Aber am meisten klagt er über den, über das Haus gesetzten Aufseher, der auch, weil keiner von Liutprands Leute ausgehen durfte, alles was zum täglichen Unterhalt nöthig war, herbeischaffen mußte, ihn bei jeder Gelegenheit betrog, ganz ungeheure Rechnungen machte, und noch überdieß ihm alles nur ersinnliche Herzenleid anthat: „is enim quidquid calamitatis, quidquid rapinæ, quidquid dispendii, quidquid luctus, quidquid miseriæ excogitare potuit, quasi torrens inundans, in nos effudit." — Einige Tage nach seiner Ankunft ward er zu dem Großlogotheten Leo, des Kaisers Bruder und erstem Minister geführt, von dessen Person er ebenfalls eine nichts weniger als sehr gefällige Beschreibung macht. Mit diesem geräth er nun gleich in einen sehr heftigen Wortwechsel wegen des Titels βασιλευς, den sich Otto in seinem

Schreiben an den Nicephorus gegeben hatte. Leo behauptete, derselbe gebühre nur dem griechischen Kaiser, und nannte daher den Otto blos ρηγα (regem). Liutprand wollte ihm begreiflich machen, daß beide Wörter nur einen und denselben Begriff ausdrückten *); worauf Leo erwiederte, man sehe wohl, daß er nicht um Frieden zu machen, sondern blos um Zänkereien anzufangen, gekommen sey. Unwillig stand der Großlogothet auf, nahm auch Otto's von Liutprand überbrachtes Schreiben nicht an, sondern befahl seinem Dollmetscher es zu sich zu nehmen **). — Am ersten Tage des Pfingstfestes hatte Liutprand seine erste Audienz bei dem Kaiser selbst. Bei dieser Gelegenheit macht er nun die obenerwähnte umständliche und ekelhafte Beschreibung von der Häßlichkeit des Nicephorus, und nimmt davon Anlaß, seinen beiden Herren, den Ottonen über deren schönen Körperbau und den übrigen erhabenen Eigenschaften die größten Schmeicheleien zu sagen. Der Kaiser begann die Unterredung mit Vorwürfen, die er ihm über seines Herrn gewaltthätiges Verfahren in Rom machte. „Wohl" sagte Nicephorus „hätten wir dich geneigter „und auch mit größerer Pracht enpfangen sollen; aber „daß dieß nicht geschehen, daran ist deines Herrn

*) Ward denn Liutprand zu dem Kaiser Nicephorus geschickt, um mit dessen Ministern einen grammaticalischen Wortdisput anzufangen? Verstand allenfalls er, der Longobard, die Bedeutung griechischer Wörter besser, als die Griechen selbst?

**) Darüber konnte Liutprand sich ebenfalls nicht beklagen. Die Annahme des von ihm überbrachten Schreibens wäre ja eine stillschweigende Anerkennung der abendländisch-römischen Kaiserwürde gewesen, ein Punkt, worüber ja jetzt erst unterhandelt werden sollte. Um jedoch von dem Inhalt des Schreibens in Kenntniß gesetzt zu werden, hatte Leo keinen andern Weg, als seinen Dollmetscher damit zu beauftragen. Alles dieß war ganz in gehöriger diplomatischer Form.

„Ungerechtigkeit Schuld, der gewaltthätiger Weise „sich der Stadt Rom bemächtiget, den Berengar und „Adalbert vertrieben, viele Römer theils mit dem „Strange, theils mit dem Schwerte hinrichten, andern „die Augen ausstechen, oder sie des Landes hat ver„weisen lassen. Endlich hat er sogar einen Versuch „gemacht, Städte, die zu unserem Reiche gehören, „durch Mord und Brand seiner Herrschaft zu unter„werfen; und da ihm dieses nicht gelang; so hat er „dich, der du bei allen diesen ungerechten Handlun„gen sein vornehmster Rathgeber warst, zwar dem „Scheine nach als einen Friedensboten, in der That „aber als einen Spion und geheimen Kundschafter „hierher geschickt" *). — Hierauf antwortete Liutprand: Otto, sein Herr habe nicht, gleich einem Tyrannen, sich Roms bemächtiget, im Gegentheil Rom von der schmählichsten Tyrannei befreiet, „Waren es „nicht Weiber, ja was noch ärger ist, waren es nicht „sogar Huren, welche über Rom herrschten. Wahr„scheinlich schlief damals deine und deiner Vorfahren „Macht; denn waren die griechischen Kaiser auch „wirklich, wie sie sich nennen, römische Kaiser, warum „ließen sie denn Rom so lange in der Gewalt un„sittlicher, schändlicher Weiber? Hat nicht Adalbert „selbst an deine Vorfahren, die beiden Kaiser Roma„nus und Constantinus die beleidigendsten Briefe ge„schrieben? Hat er nicht die größten Gewaltthätigkei„ten sich gegen den römischen Stuhl erlaubt? Und „welcher griechischer Kaiser erhob sich, um dergleichen „Gewaltthaten zu rächen, und den römischen Stuhl „von solcher Tyrannei zu befreien? Ihr thatet es „nicht; aber Otto, mein Herr that es. Er kam aus

*) Hieraus erklärt es sich, warum man Wachen vor die Thüre seiner Wohnung gestellt, und ihm und seinen Leuten alle Verbindung nach Außen abgeschnitten hat. In der damaligen Lage der Dinge, und nach Allem, was schon vorher geschehen, konnte man auch dem griechischen Hofe einen solchen Verdacht nicht sehr verübeln.

„weiter Entfernung, gleichsam von den Grenzen der „Erde nach Rom, befreiete die Römer von dem „drückenden Joch, unter welchem sie schmachteten, und „gab dem römischen Stuhle seine frühere Würde „und die ihm gebührende volle Gewalt wieder zu„rück. Als darauf eine Rotte Aufrührer den öffent„lichen Frieden störten, und sogar sacrilegische Hände „an die geheiligte Person des Pabstes legten; so ließ „sie mein Herr nach den Gesetzen des Theodosius, Valen„tinianus, und Justinianus, wie sie es verdient hatten, „bestrafen." Was den Berengar und Adalbert betreffe, fügte Liutprand hinzu, so sey es weltkundig, daß sie Otto's Vasallen gewesen, mit Italien von ihm mit dem goldenen Zepter belehnt worden, und in Gegenwart zahlloser Zeugen ihm als ihrem Oberherrn Treue und Gehorsam gelobt hätten; daher auch nachher, als sie ihren Eid gebrochen und sich empört, Otto ihnen das Reich wieder genommen habe, was ganz gewiß in ähnlichem Falle auch Nicephorus gegen jeden, sich wider ihn empörenden Vasallen thun würde. — „Aber" versetzte der Kaiser, „Adalberts Leute erzäh„len die Sache ganz anders." — „Wenn sie" fiel Liutprand schnell in das Wort, „das Gegentheil be„haupten, so soll, wenn Du es verlangst, gleich „morgen einer meiner Sachsen die Wahrheit meiner „Worte durch den Zweikampf erweisen." — „Nun" erwiederte Nicephorus „wenn dem so ist, wie du sagst; „so hat dein Herr wohlgethan. „Aber" fuhr der Kaiser fort „warum hat er denn meine Besitzungen „in Italien angegriffen; da wir doch Freunde waren, „und schon darauf dachten, den Bund unserer Freund„schaft durch unauflösliche Bande noch enger zu knü„pfen." — Liutprand antwortete: das Land, das Nicephorus als zu seinem Reiche gehörend betrachte, gehöre ja offenbar zu Italien, wie dieß die Sitten und Sprache der Einwohner desselben beweisen. Ludwig II., Kaiser der Longobarden oder Franken, habe es von den Sarazenen befreit, und Nicephorus könnte seinen Herrn mit Recht einer Schwäche beschuldigen, daß er, nachdem er die Herrschaft über das italienische Reich erlangt, ihm doch so lange noch den Besitz jener Länder gelassen hätte. Was die

unauflöslichen Bande betreffe, durch welche Nicephorus, wie er sich so eben geäußert, schon bedacht gewesen sey, das abendländische und griechische Reich noch enger aneinander zu knüpfen, so hätten sein Herr und dessen Räthe sich nicht überzeugen können, daß es dem Nicephorus damit wahrhaft Ernst, sondern blos eine List gewesen sey, um Otto durch täuschende Hoffnungen hinzuhalten und einstweilen von ihm zu erhalten, was er doch durchaus nicht hätte zugestehen dürfen. Aber eben deßwegen habe Otto ihn jetzt nach Constantinopel gesandt, um die zwischen beiden Reichen bestehenden Mißverhältniße auf dem kürzesten Wege auszugleichen, nämlich ohne Hinterlist und Trug auf dem Wege der Wahrheit und Treue. Dem griechischen Kaiser erklärte nun Liutprand im Namen seines Herrn, daß, wenn er dem Sohne desselben eine griechische Prinzessin bewilligen wolle, auch Otto seiner Seits bereit sey, diese Gefälligkeit durch verschiedene andere Zugeständnisse zu erwiedern. — Hierauf wollte jedoch Nicephorus sich nicht einlassen. „Es ist" sagte er „schon zwei Uhr. „Wir müssen zur Prozession. Wir wollen von dieser Sache zu einer gelegeneren Zeit sprechen." — Da Liutprand ungemeine Lust an Beschreibungen hat; so macht er nun auch eine Beschreibung von dieser Prozession. In seinem Leben hat er nichts schlechteres und erbärmlicheres gesehen. Ueberall vermißt er Würde und Anstand. Das Kleid des Kaisers, viel zu lang, war offenbar nicht für ihn, sondern für einen andern verfertiget worden. — (Wahrscheinlich hat es der Kaiser erst unlängst in irgend einer Trödelbude zu Constantinopel um einen spottwohlfeilen Preis für sich kaufen lassen!!) — Noch ärmlicher ist der Aufzug der Großen des kaiserlichen Hofes. Ihre Kleider sind größtentheils abgenutzt, und der Schnitt derselben beweist, daß schon ihre Groß- und Urgroßväter dieselben getragen haben. Was das, den Kaiser in allen Straßen mit frohen Zurufungen begrüßende Volk betrifft; so ist dieses nichts, als ein halb nacktes, barfuß einherlaufendes Gesindel. Nirgends erblickt er auch nur eine Spur von Gold, Silber oder edeln Steinen, Wos einige Juwelen bemerkt er auf dem Kleide des

Kaisers. — Was dieser Beschreibung ein besonders Gepräge aufdrückt, und zugleich uns auch einen Maßstab für deren innern Werth gibt, ist eine von Liutprand, auf die zum Lobe des Kaisers von dem Volke gesungenen Worte gemachte und seinem Berichte einverleibte Parodie. An Gemeinheit und eckelhafter Grobheit übersteigt sie allen Begriff *). — Am Abend desselben Tages ward Liutprand von dem Kaiser zur Tafel gezogen. Ihm zu Folge ging es wieder an der kaiserlichen Tafel gerade so her, wie bei einem recht eckelhaften Gelage vollgesoffener Wüstlinge. Nicephorus sprach vieles von Otto, von dessen Macht und den deutschen Heeren, über die er sich nicht sehr günstig äußerte. Ihre Cavallerie, sagte der Kaiser, sey nicht im Reiten geübt, und eben so wenig brauchbar auch ihre Infanterie, indem ihre allzulangen Schilde, ihre zu großen Degen, und ungemein schweren Panzer und Pickelhauben sie hinderten, sich schnell zu bewegen **). — Auch, setzte er lachend hinzu, mache sie ihre gar große Sorgfalt für ihren Bauch zum Krieg wenig geschickt; nüchtern wären sie träge und muthlos, und nur, wenn betrunken, tapfer und kühn. Zudem hätten sie keine Flotten, nur er

*) Das Volk rief nämlich: „Sehet, der Morgenstern bricht hervor! es erhebt sich der Eous, auf seinem Gesichte glänzen die Strahlen der Sonne; es kommt der Herrscher Nicephorus, der Schrecken der Sarazenen! — diese Worte parodirt nun Luitprand auf folgende Weise: „**Carbo extinctus veni, anus „incessu, silvanus vultu, rustice, lustrivage, „capripes, cornute, bimembris, setiger, indo- „cilis, agrestis, barbare, dure, villose, rebel- „lis, Capadox**“! — Welche classische Sprache!

**) Auch hierin hatte Nicephorus nicht unrecht. Die Franken waren nicht so zweckmäßig bewaffnet, wie die Griechen, und nur durch physische Stärke und ausdauernden Muth konnten jene allenfalls ersetzen, was ihnen an taktischer Ausbildung fehlte.

besitze eine Seemacht, mit der er Otto's Seeplätze und dessen sämmtliche, an den Ausflüssen großer Ströme gelegene Städte zerstören und in Schutthaufen verwandeln könnte. Endlich fügte Nicephorus noch hinzu „Ihr seyd keine Römer, Ihr seyd Longo„barden." — Aber jetzt entbrannte Liutprand in gerechtem Eifer; und nachdem er den Kaiser daran erinnert, daß Räuber und herrenloses Gesindel die Stammeltern der Römer waren, fährt er fort: „Bei „uns Longobarden, Franken, Sachsen, Schwaben, „Baiern und Burgundern ist das Wort Römer das „größte Schimpfwort, womit wir alles bezeichnen, „was nur immer schändlich und niederträchtig ist, „Geiz, Wollust, Feigheit, Treulosigkeit, kurz jedes „nur immer gedenkbare Laster; und endlich ob wir „ein kriegerisches oder unkriegerisches Volk sind, das „wirst Du in dem nächsten Kriege erfahren, beson„ders wenn, der Sünden der Christenheit wegen, Gott „es zuläßt, daß Du bei Deinem Sinne beharrest." — Da die Griechen einen ungemeinen Stolz darein setzten, Römer zu seyn und zu heißen; so fand sich der Kaiser durch Liutprands tiefe Herabwürdigung des römischen Namens nicht wenig beleidiget; zornig hob er die Tafel auf, und ließ Otto's Gesandten wieder in seine Wohnung, das heißt, in sein Gefängniß zurückführen. — Hier, wie Liutprand berichtet, mußte er mehrere Tage aus Mangel an aller Bequemlichkeit sehr vieles ausstehen. Er verlor endlich die Geduld, schrieb an den Großlogotheten Leo, und der Aufseher des Hauses übernahm es für ein hübsches Stück Geld, das man ihm gab, den Brief zu überbringen. In seinem Schreiben an Leo bat Liutprand um die Erlaubniß, in einem, im Hafen von Constantinopel vor Anker liegenden Schiffe nach Italien zurückkehren zu dürfen, damit, wenn er auch selbst nicht mehr lebendig dort ankommen sollte, doch wenigstens seine Leiche dahin gebracht würde. — Leo ließ ihm sagen, daß er nächstens eine Audienz bei ihm haben sollte. Als Liutprand wirklich nach ein paar Tagen zu dem Großlogotheten geführt ward, fand er bei demselben noch mehrere andere Minister versammelt. Einer derselben bemerkte ihm sogleich,

daß es eine ganz unerhörte Sache sey, eine im Purpur geborne Tochter eines im Purpur gebornen Prinzen einem Fremden zu geben. Wer so etwas Großes verlange, müsse auch etwas eben so Großes dafür geben. Wünschte also Otto eine griechische Prinzessin für seinen Sohn zu erhalten; so müßte er Ravenna und das ganze Exarchat, wie auch Rom nebst dem römischen Gebiete dem griechischen Kaiser wieder abtreten. Würde aber Otto auf eine griechische Prinzessin verzichten, und sich damit begnügen, in Friede und Freundschaft mit dem griechischen Hofe zu leben; so müßte er vor allem Rom wieder frei geben, die Fürsten von Benevent und Capua ihres Lehneides entbinden, und an ihren vorigen Oberherrn zurückweisen. — Auf diesen offenbar blos spöttischen Vorschlag antwortete Liutprand sehr schön. Erstens, die Vermählung einer griechischen Prinzessin sey ja bei ihnen gar nichts so ungewöhnliches. Otto, sein Herr, habe slavische Könige zu Vasallen, die mächtiger wären, als der Bulgaren-König Peter, dem doch Romanus I. sehr gerne, und mit der größten Zufriedenheit eine griechische Prinzessin zur Gemahlin gegeben. In Ansehung Roms müsse er wiederholen, daß es gerade Otto gewesen, welcher das schmählige den Römern auferlegte Joch zerbrochen, und dem römischen Stuhle seine vorige Würde und Freiheit wiedergegeben habe. Kaiser Constantin der Große, fuhr Liutprand fort, schenkte der römischen Kirche eine Menge nicht nur in Italien und dem übrigen Europa, sondern auch im Morgenlande, selbst in Aegypten und Lybien, liegende Güter, und Otto, mein Herr, hat von diesen Gütern alle, welche in seinem Reiche liegen, dem römischen Stuhl wieder zurückgegeben, und zwar ohne sich das mindeste Recht darüber vorzubehalten. Warum thut euer Kaiser nicht dasselbe? Warum gibt er der Kirche des heiligen Petrus nicht das zurück, was in seinem Reiche ihr zugehört? „Ey" erwiederte einer der Anwesenden Minister „das wird er gewiß thun, sobald er nur „sehen wird, daß Rom und die römische Kirche sich „seinem Winke fügen." — Dieß Letztere beantwortete Liutprand ziemlich witzig mit folgender Parabel: Ein

Mann hatte vieles von seinem Gegner zu leiden. Endlich wandte er sich an Gott mit folgenden Worten: „Herr! räche mich an meinem unversöhnlichen Feinde!“ — „Ja!“ antwortete der Herr, „das werde „ich thun, und zwar an jenem Tage, an welchem ich „jedem nach seinen Werken vergelten werde.“ — „Ach „Herr!“ sagte jetzt wieder der andere, „da werde ich „freilich noch lange warten müssen.“ — Die ganze Versammlung, nur mit Ausnahme des Großlogotheten, brach in ein Gelächter aus, und so hatte für heute die Audienz ein Ende.

Einige Zeit darauf, am Tage der Apostel, ward Liutprand wieder zur kaiserlichen Tafel geladen. Leider hatte man einem gerade anwesenden bulgarischen Gesandten den Vorrang vor ihm gegeben. Da er hierin mehr eine Beleidigung für seinen Herrn, als für sich selbst zu sehen glaubte, so verließ er augenblicklich den Speisesaal. Aber zwei griechische Minister, nämlich der Großlogothet und der Kanzler Simeon, folgten ihm auf dem Fuße und suchten ihn zurückzuhalten. Sie sagten ihm, der Bulgar sey ein Patricier, und vor diesem könne kein Bischof, am wenigsten ein fränkischer Bischof den Rang verlangen. Zudem wäre auch durch längst schon mit den Bulgaren geschlossene Verträge einem bulgarischen Gesandten der Rang vor dem Gesandten jeder andern Nation zugesichert. Da diese Gründe dem Bischofe nicht einleuchten wollten, so ward er gezwungen, in einem andern Gastzimmer mit den kaiserlichen Palastbedienten zu speisen. Groß war sein Verdruß darüber, der jedoch dadurch einigermaßen wieder gelindert ward, daß der Kaiser von seiner Tafel die ausgesuchtesten Gerichte, von welchen er selbst gegessen, ihm zuschickte, die jedoch Liutprand nichts weniger als sehr schmackhaft fand, daher er auch ironisch in seinem Bericht sagt, er habe sie auf die Tafel seiner Herren, der beiden Ottone, gewünscht, damit auch sie sich überzeugen könnten, wie trefflich ein griechischer Kaiser speise. — Acht Tage darauf ward er abermals zur kaiserlichen Tafel gezogen. Diesmal speisten an derselben auch der Patriarch und mehrere

griechische Bischöfe. Gegenstand des Tafelgespräches wurden jetzt theologische Materien. Man fragte unter andern den Liutprand, welche Concilien die Deutschen hätten. Er zählte sie sogleich der Reihe nach her. Das nicänische, ephesinische, chalcedonische, constantinopolitanische 2c. Als er fertig war, sagte der Kaiser lachend: „Du hast ja vergessen, uns das sächsische Concilium zu nennen, dieses wird wahrscheinlich noch ungeschrieben seyn, wenigstens haben wir „noch nichts davon gehört." — Dieser, obgleich triviale, doch an sich unschuldige Scherz brachte den guten Liutprand schon wieder in Harnisch. „Wenn," sagte er, „ein Glied des menschlichen Körpers von „einem Brandübel angegriffen ist, so muß dieses mit „einem hierzu verfertigten Eisen herausgebrannt werden. Bei euch Griechen sind alle Ketzereien entstanden, darum mußtet ihr so viele Concilien haben. Aber wir Longobarden, Sachsen, Franken, „die wir keine zänkischen, sondern aufrichtige und glaubensvolle Völker sind, bedurften derselben nicht." — Das Gespräch dauerte noch einige Zeit fort, artete aber zwischen Liutprand und den griechischen Bischöfen bald in gelehrtes Gezänke und endlich in einen förmlichen Austausch gegenseitiger Grobheiten aus. — Es dauerte jetzt drei Wochen, bis Liutprand wieder zum Kaiser geführt ward. Wie es scheint, lagen dem Nicephorus der Kaisertitel, den Otto führte, und dann auch die Fürsten von Benevent und Capua ungemein am Herzen. Da er allem Ansehen nach der Meinung war, Liutprand habe einen entscheidenden Einfluß auf seinen Herrn; so versprach er ihn mit Reichthümern zu überschütten, wenn er ihm schriftlich und eidlich versprechen wolle, seinen Herrn zu bereden, den Titel Basileus abzulegen, und die Fürsten von Benevent und Capua wieder ihrem rechtmäßigen Oberherrn zurückzugeben. Liutprand entschuldigte sich damit, daß dieses seine Vollmacht überschreite, welche er ihm vorzulegen bereit wäre. Der Kaiser ward unwillig, und sagte, es würde ehrenvoller für seinen Herrn seyn, jetzt freiwillig zu thun, was er nachher, durch die Gewalt der Waffen gezwungen, dennoch werde thun müssen. Nach der Audienz ward er wie-

der zur Tafel eingeladen. Unter den Gästen befand sich auch der Vater des Kaisers. Dieser, berichtet Liutprand, habe so alt ausgesehen, daß man ihn für einen Greis von wenigstens 150 Jahren hätte halten mögen, und dessen ungeachtet hätten die Griechen ihm, wie seinem Sohne, dem Kaiser, in ihren öffentlichen Acclamationen noch viele, viele Jahre gewünscht. An der Tafel ward, was vorher noch nie geschehen, eine Homilie des heiligen Chrysosthomus und zwar in lateinischer Sprache vorgelesen. Nach der Tafel bat Liutprand den Kaiser um die Erlaubniß, wieder zu seinem Herrn nach Italien zurückkehren zu dürfen, und diese Bitte ward ihm alsogleich durch ein sehr freundliches und gnädiges Kopfnicken bewilliget.

An die wirkliche Erfüllung der kaiserlichen Zusage durfte jedoch der geplagte Liutprand noch lange nicht denken. Er ward wieder in seiner Wohnung eingesperrt, und mehrere Tage weit strenger, als bis jetzt bewacht. Man wollte durchaus verhindern, daß er von Allem, was in Constantinopel vorgehe, ja nichts erfahre. Eine Flotte nämlich von 28 Schiffen sollte jetzt aus dem Hafen von Constantinopel auslaufen und nach Italien segeln. Durch seinen Agenten hatte Adalbert dem Kaiser wissen lassen, er habe ein kleines Heer von acht tausend Mann beisammen, und wenn Nicephorus ihm das nöthige Geld zur Bezahlung desselben, nebst einer Flotte und einem griechischen Hülfscorps schicken wollte, so würde er im Stande seyn, den Otto aus Italien zu vertreiben. Sogleich wurde jetzt die verlangte Hülfsmannschaft nebst einer sehr bedeutenden Summe Geldes eingeschifft. Als die Flotte in segelfertigem Stand war, ließ Nicephorus den Befehlshaber derselben zu sich rufen, und befahl ihm, daß, wenn wirklich Adalbert mit sieben oder mehreren Tausenden zu ihm stoßen würde, er denselben mit dem Gelde ihren Sold auszahlen, auch Adalberts Operationen auf alle Weise unterstützen sollte. Würde es sich aber ergeben, daß Adalbert ihn belogen, und keine Mannschaft zusammen gebracht hätte; so möchte er sich desselbigen bemächtigen, ihn binden, und gebunden an den Otto ausliefern. Die

Flotte lief am 19. Julius aus, und schon am andern Tage ließ der Kaiser den Liutprand wieder zu sich kommen. Er sagte ihm, er habe einen Haufen Kriegsvölker abgeschickt, aber nicht, nach der Weise seines Herrn, Christen, sondern Sarazenen zu bekriegen. Schon im vorigen Jahre wäre dieses seine Absicht gewesen; aber auf die Nachricht, daß Otto sich rüste, die griechischen Besitzungen in Italien anzugreifen, habe er sich entschlossen, einen Theil seines Heeres nach Italien zu senden, und würde dieses auch gethan haben, wäre nicht in Macedonien ein Venetianer als Otto's Gesandter zu ihm gekommen, und hätte ihm eidlich versichert, daß sein Herr gar nicht daran denke, daß griechische Thema in Italien feindlich zu überziehen. Er möchte also nur jetzt abreisen, und dieses seinem Herrn sagen. Niemand war froher, als Liutprand. Er ward noch einmal zur Tafel geladen, und erhielt, als er sich beim Kaiser beabschiedete, die wiederholte Versicherung, daß er jetzt entlassen seye. — Bei allem dem war Liutprands Befreiung doch noch lange nicht so nahe, als er glaubte. In seiner Wohnung eingesperrt, harrte er neun Tage fruchtlos auf den Augenblick seiner Entlassung. Der Kaiser machte indessen die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Feldzuge in Syrien. Der Großlogothet ließ daher den Liutprand fragen, ob er, da der Kaiser jetzt von Constantinopel abzureisen im Begriffe stünde, nicht vorher noch eine Audienz bei demselben zu haben wünschte. Liutprand ließ ihm zurücksagen, daß, da er dem Kaiser keine neuen Vorschläge zu machen habe, er ihn auch nicht mehr zu sehen verlange. Nicephorus verließ nun Constantinopel, war aber kaum ungefähr achtzehen Meilen von der Stadt entfernt, als er schon wieder den Liutprand noch einmal zu sehen wünschte, und ihn daher zu sich kommen ließ. Er habe anfänglich geglaubt, sagte der Kaiser jetzt zu ihm, daß er in freundlicher Absicht nach Constantinopel gekommen wäre, um zu einer dauernden Freundschaft zwischen ihm und seinem Herrn den Grund zu legen. Da er (Liutprand) aber deutlich zu erkennen gebe, daß er sich in nichts ihm gefällig erzeigen wolle; so müsse er ihm geradezu

erklären, wie er fest entschlossen sey, die beiden von ihm abgefallenen Fürsten von Benevent und Capua durch die Gewalt seiner Waffen wieder zum Gehorsam zu bringen; er fodere also von ihm, was er auch nach Recht und Gerechtigkeit thun könne und thun müsse, nämlich bei seinem Herrn zu bewirken, daß dieser jene beiden Rebellen weder mit Rath noch Hülfsvölkern unterstütze. Schon so viele Jahre hätten sie Tribut entrichtet und die Oberhoheit seines Reiches anerkannt; und sie für die Zukunft auch dazu zu zwingen, würde seinen Herren keine große Mühe kosten. — Liutprand erwiederte, jene erwähnten beiden Fürsten wären Vasallen seines Herrn, und dieser würde ihnen, wenn sie angegriffen werden sollten, unverzüglich Hülfstruppen schicken, die nicht nur die Griechen wieder vertreiben, sondern auch noch die beiden übrigen Themen in Italien ihnen entreissen würden. Der Kaiser ward zornig, und gebot dem Liutprand sich zu entfernen, ließ ihn jedoch, weil es einmal so Sitte war, durch den Dollmetscher zur Tafel einladen. Um seinem innern Aerger etwas Luft zu machen, veranstaltete es Nicephorus, daß von den Gästen, während der Tafel, über die Longobarden, Deutschen, ja über Otto selbst, Manches für sie höchst erniedrigendes und schmähliches laut gesprochen ward. Geduldig mußte Liutprand alles dieß anhören. Endlich fragte ihn der Kaiser, ob sein Herr auch große, mit mancherlei Thierarten, besonders mit Waldeseln bevölkerte Pärke habe? Als er dieses bejahete, nur mit Ausnahme der wilden Esel, deren Otto keine darin habe; so sagte ihm der Kaiser, er wolle ihn heute mit sich in einen nahe gelegenen Park nehmen, wo er die Menge der Thiere und besonders die Größe und Schöne der Waldesel bewundern würde. Von einigen Griechen begleitet, ritt Liutprand nach dem Park. Er kam in eine wilde, gebirgige, aber an Kräutern jeder Art sehr fruchtbare Gegend. Als der Europalat — (mit der Würde eines Großlogotheten verband Leo auch jene eines Europalaten) — ihn heranreiten sah, schickte er ihm seinen Sohn entgegen, und ließ ihm sagen, daß da, wo der Kaiser sich befände, niemand mit bedecktem

Haupte erscheinen dürfte. Liutprand erwiederte, daß, da man den Griechen, wenn sie zu seinem Herrn geschickt würden, zu jeder Zeit erlaube, ihre Kleidung, ihre Sitten und Gebräuche beizubehalten, und diesen gemäß sogar am Hofe seines Herrn zu erscheinen; so glaube er ebenfalls das Recht zu haben, nach vaterländischer Weise hier zu leben, und in seinem Lande sitze man nicht anders als mit dem Hut auf dem Kopf zu Pferde. Da Liutprand sich der ihm gegebenen Weisung nicht fügen wollte; so gebot ihm Leo's Sohn, umzukehren und nach Hause zu reiten. Er that es sogleich. Auf dem Rückwege begegneten ihm Heerden von wilden Ziegen und Waldeseln. Er bemerkte einem der mit ihm reitenden Griechen, daß es dergleichen Thiere keine in Sachsen gebe. „Nun gut" erwiederte der Grieche „Du darfst Dich unserm Kaiser nur gefällig erzeigen; so wird er eine Menge dieser Thiere Deinem Herrn schenken, und dieser dann den Ruhm haben, etwas zu besitzen, was außer ihm niemand besitzt, und keiner seiner Vorfahren besessen hat." Lachend versicherte Liutprand seinem Begleiter, daß einer seiner Mitbischöfe, der Herr Antonius, dasselbe thun könne, indem diese Thierart in Italien nichts seltenes sey; nur mit dem Unterschied, daß sie dort zahm wären, und man sich ihrer als Lastthiere bediente, wie alle bezeugen könnten, die Handelsgeschäfte wegen schon nach Cremona und die dortige Gegend gekommen wären.

Noch gehässiger und lästiger, als bisher, war Liutprand seit dieser Audienz dem Kaiser und dessen Ministern geworden. Aber nun kam noch ein neues, für die Griechen unerhörtes Ereigniß hinzu, welches gar Alles verdarb. Dem Pabste nämlich mußte nichts erwünschter seyn, als ein zwischen den beiden Kaiserhöfen durch Familienbande enge geknüpftes Freundschaftsbündniß; denn waren diese beiden Mächte vereint; so bedurfte es kaum eines halben Feldzuges, um die Sarazenen aus Italien völlig zu vertreiben, und sogar Sicilien ihnen wieder zu entreißen. Um also auch von seiner Seite etwas dazu beizutragen, daß ein solches Bündniß zu Stande käme, hatte

Johannes XIII. ebenfalls an den Nicephorus geschrieben, jedoch ihm in seinem Schreiben den Titel eines griechischen, dem Otto aber jenen eines römischen Kaisers gegeben. Darüber mußte nun nach der Einbildung der Griechen der ganze Erdkreis in Brand gerathen. **O Cœlum; O Terra, O Mare!** ruft Liutprand aus. Das von dem Pabste begangene, unerhörte Majestätsverbrechen brachte, jedoch weniger den Kaiser, als dessen Minister und die ganze übrige Beamtenwelt in den schrecklichsten Aufruhr. In Ansehung der päbstlichen Gesandten war von nichts geringerm die Rede, als sie zu geißeln, zu henken, in dem Meer zu ersäufen. Da man sich jedoch bald besann, daß es blos schlechte, äußerst dumme und unverständige Menschen wären, deren Bestrafung nicht einmal den Griechen Ehre machen könnte, so begnügte man sich endlich, sie einstweilen blos in das Gefängniß zu werfen. Aber in der Voraussetzung, daß der Pabst eine so ungeheure Beleidigung der Majestät des ost-römischen Reiches nie würde gewagt haben, wenn nicht Otto es ihm geboten, oder wenigstens dazu gerathen hätte, brach nun das ganze Ungewitter über dem Haupt des armen Liuzo aus. Die ihm bisher gereichten Verpflegungsgelder wurden zurückbehalten, und da auf die seit einiger Zeit schon in Constantinopel herrschende Theurung jetzt gar eine förmliche Hungersnoth folgte; so kostete dem Liutprand der Unterhalt seines Gesandtschaftspersonals sammt den sechs Griechen, die man ihm zu seiner Bedienung geordnet, aber, wie er sie nennt, nichts als seine Kerkermeister waren, ganz ungeheure Summen. Um ihn noch mehr zu plagen, hatte man ihm einen Koch gegeben, der weder griechisch noch lateinisch sprach, mit dem er sich nur durch Zeichen verständlich machen konnte, und der, wenn er das Nöthige einkaufte, ebenfalls blos durch Zeichen den Kaufleuten begreiflich machen konnte, was er zu haben wünschte, aber eben daher auch nicht selten um schweres Geld ganz verkehrte Dinge zurückbrachte. Kam vor das Gesandtschaftshaus ein Armer, der einiges Allmosen verlangte; so ward er, wenn er sich auf das Gebot der Schildwachen nicht

schnell wieder entfernte, derb abgeprügelt. Schickten seine Bekannten, oder auch andere in Constantinopel wohnende Abendländer ihm, aus Achtung für seinen gesandtschaftlichen Charakter, Weine, seltene Früchte oder auch andere vorzüglich gut zubereitete Speisen; so wurden die Ueberbringer gewöhnlich mit tüchtigen Ohrfeigen von den Schildwachen bedient, die Gefäße ihnen aus den Händen gerissen, und entweder zerschlagen, oder was darin war, größtentheils auf die Erde geschüttet. Schrieb er an einen Minister; so erhielt er keine Antwort, und die nagende Besorgniß, daß man ihn noch lange nicht entlassen, vielleicht gar in einen Kerker werfen würde, machte ihn nun wirklich krank. In dieser traurigen Lage schrieb er an die Minister einen so jammervollen Brief, daß dieser endlich seine Wirkung nicht verfehlte. Wie Liutprand versichert, war er gefährlich krank, und dem Tode nahe, als er endlich am 17. September zur Audienz bei den Ministern geführt ward. „Deine blasse Farbe" redete ihn der Patricier Christoph an „deine Magerkeit, dein ungewöhnlich langer Bart sind „sprechende Merkmale deines Kummers. Aber schreibe „die Verzögerung deiner Abreise weder dem Kaiser, „noch uns, sondern blos dem Unverstande des Pab„stes zu, der in einem Schreiben an unsern Herrn „ihn nicht römischen, sondern griechischen Kaiser „nannte. Du wirst zwar sagen, der Pabst sey ein „unverständiger, unbesonnener Mensch, gar nicht „würdig Pabst zu seyn." — „Dieß" fiel hier Liutprand dem Patricier in das Wort „sage ich nicht, „werde es auch nie sagen." Ungestört fuhr Christoph fort: „Dem unwissenden Pabste muß es unbekannt „seyn, daß der Kaiser Constantin der Große den „kaiserlichen Sitz hierher verlegt, den römischen Senat, „den ganzen Adel und alle höhere Stände hierher „geführt, und in Rom blos Pöbel, Fischer und Scla„ven zurückgelassen hat. Aber gewiß würde der „Pabst sich dieses nicht erfrecht haben, hätte nicht „dein Herr ihn dazu ermuntert, und es von ihm ge„fodert. Beide sollen jedoch bald die Folgen ihrer „Vermessenheit schmerzhaft fühlen." — So gut er konnte, suchte Liutprand den Pabst zu entschuldigen.

Da der Hof von Constantinopel, sagte er, die Sprache, Sitten und Kleidung der Römer abgelegt; so habe der Pabst wahrscheinlich geglaubt, daß auch der römische Name ihm zuwider sey. Sobald er aber bei seinem Herrn wieder angekommen seyn würde, wolle er bewirken, daß der Pabst an den griechischen Hof ein neues Schreiben mit der Aufschrift erlasse: an Nicephorus, den großen römischen Kaiser. Diese letzten Worte beruhigten wieder völlig die griechischen Minister. Sie dankten sogar Liutprand, machten seiner hohen Einsicht große Complimente, und sagten, daß er der einzige Franke wäre, den sie ferner noch achten und lieben könnten. Aber in dem Bericht an seine beide Herren bemerkt Liutprand ausdrücklich, daß dieß nichts weniger als sein Ernst, sondern blos eine feine, die Griechen persiflirende Ironie gewesen sey. „Ja" fügt er hinzu „der Pabst soll wieder „schreiben, aber sein Brief einem Grabe ähnlich seyn, „von außen übertüncht, und im Innern voll Moder „und todten Gebeine. Damit die Griechen den Brief „annehmen, soll auf der Aufschrift stehen: An Nice„phorus den römischen Kaiser, aber der Inhalt des„selben eine Ladung an ihn seyn, sich vor dem römi„schen Stuhle zu stellen, und in einem Concilium sich „wegen der Verbrechen zu verantworten, durch die er „den kaiserlichen Thron bestiegen hat." *) —

Bei dieser Audienz, welche die letzte war, fragten ihn am Ende die Minister, ob sein Herr noch zu

*) Zu welcher Zeit würde Liutprand je einen, zu einer so unbegreiflichen Albernheit bereitwilligen Pabst gefunden haben? Durch kein Verbrechen hatte Nicephorus den Thron bestiegen, sondern er war durch die Hand der Kaiserin, durch der beiden kaiserlichen Knaben Bedürfniß, eines sie, und ihr Reich schützenden Mitregenten, und endlich durch seine eigenen glänzenden Verdienste zur allgemeinen Zufriedenheit des ganzen Volkes auf den Thron erhoben worden.

einer Vermählung mit einer griechischen Prinzessin geneigt sey? „Als ich hierher kam“ antwortete Liutprand „war er es noch. Aber jetzt, da Ihr mich „so lange aufgehalten habt, ich ihm auch nicht schreiben konnte, und er daher glauben muß, ich sey „euer Gefangener, so wird er gewiß im höchsten „Grade aufgebracht, mithin auch jede solche Verbindung ihm zuwider seyn, und er nicht eher ruhen, „als bis er sich dafür auf das furchtbarste gerächt „hat.“ — Natürlich spotteten die Minister dieser offenbar jetzt so unzeitigen Drohung. „Wir werden“ sagten sie „ihm in seinem Pelzlande, (so nannten sie „Sachsen) schon genug zu thun geben. Wir haben „Geld, werden damit alle barbarische Nationen gegen „ihn in Bewegung setzen, und endlich ihn zerbrechen „wie ein Glas, dessen gebrochene Scherben niemand „mehr zusammenzusetzen vermag.“ — Durch jene drohenden Worte Liutprands nicht wenig aufgebracht, suchten die Minister ihn zu guter letzt noch einmal recht zu ärgern. „Wir haben“ sagten sie „gehört, „daß du Purpurkleider gekauft hast; da die Ausfuhr „dieser Waare verboten ist; so mußt Du das, was „Du eingekauft hast, hierher bringen lassen, und „uns vorzeigen.“ — Liutprand mußte gehorchen, und nun wurden ihm gerade die fünf schönsten Purpurstücke hinweggenommen und confiscirt. „So wie die Griechen“ sagten die Minister „sich durch Geist, Cul„tur und Wissenschaft vor allen Völkern auszeichnen, „— (dieß war damals wahrhaftig keine Uebertrei„bung) — müssen sie auch durch ihre Kleidung sich „von denselben unterscheiden.“ — Alle Gegenvorstellungen des Liutprands, selbst die Versicherung, daß der Kaiser es ihm erlaubt habe, waren fruchtlos; und so blieb ihm wieder nichts übrig, als in seinem Bericht noch einmal nach Herzenslust über die Griechen zu schänden und zu schmähen. Vor seiner Abreise gaben sie ihm zwei Briefe, einen an den Kaiser, den andern an den Pabst, denn mit den Gesandten desselben wollten sie gar nichts zu thun haben. Unter einer zärtlichen Umarmung wünschten ihm endlich die Minister eine recht glückliche Reise; er aber, um sich an ihnen zu rächen, verfertigte in aller Eile gegen

sie noch eine Satyre, oder ein Pasquill in Versen, die er theils an die Wände seiner Wohnung, theils auf einen darin stehenden holzenen Tisch zu schreiben sich das Vergnügen machte. Da er wahrscheinlich die Verse sehr sinnreich fand; so theilte er sie ebenfalls seinen beiden Herren, den Ottonen mit, und meldet ihnen zugleich, daß er in diebus quadraginta et novem **asinando, ambulando, equitando, jejunando, sitiendo, suspirando, flendo, gemendo** in Naupaktus angekommen wäre. — Dieß der Bericht des gelehrten, hochherzigen, von fränkischem Freiheitsgefühle durchdrungenen, mithin vor keinem Despoten sich beugenden Liutprands. — Sicher wird man bemerkt haben, wie oft sich ihm Gelegenheit darbot, des Kaisers wie seiner Minister irrige Begriffe auf eine nur etwas geschmeidigere und gefälligere Weise zu berichtigen, ihnen nach und nach ihren Argwohn zu benehmen, und stets das, was er ihnen sagen mußte, mit ungleich sanftern, gar nicht beleidigenden Worten vorzutragen. Ja es ergibt sich sogar aus diesem Bericht, daß der griechische Hof sich wahrhaft dem abendländischen Kaiser zu nähern wünschte, und daß eine Familienverbindung ihm eben so willkommen gewesen seyn würde, als Otto selbst, wenn nur dessen Gesandter den Griechen auf halbem Wege entgegen gekommen wäre; wenn nur derselbe, statt seines störrischen, hochfahrenden und gallsüchtigen Wesens, gefälligere und einschmeichelndere Manieren angenommen, dadurch ihr Zutrauen zu gewinnen gewußt, dann abwechselnd bald eine geschmeidige, bei den Höfen so durchaus nothwendige Nachgiebigkeit, bald auch da, wo es nothwendig gewesen wäre, einen festen, jedoch stets mit Würde und Anstand verbundenen, und nie die griechische Nationaleitelkeit verletzenden Ernst gezeigt hätte. Kurz, um Alles auf lange Zeit zu verderben, und, was auch wirklich, wie wir gleich sehen werden, geschah, sich in die verdrießlichsten, weitaussehendsten, alle seine übrigen Plane durchkreuzenden, und selbst sie gefährdenden Händel mit den Griechen zu verwickeln, hätte Otto offenbar keinen hierzu tauglichern Gesandten wählen können,

als den von stolzer Wissenschaft und Gelehrsamkeit aufgedunsenen Herrn Bischof Liutprand von Cremona. — Zu dem Ende müssen wir noch bemerken, daß eben dieser Bericht im auffallendsten Widerspruch steht mit der Erzählung, die Liutprand von seiner ersten Reise nach Constantinopel, die er als Berengars II. Gesandter dahin machte, in seinen Geschichtbüchern niedergelegt hat: Da er damals auf eine sehr schmeichelhafte Weise empfangen und aufgenommen ward; so fand er auch alles, was er sah, im höchsten Grade bewundernswürdig, besonders den Glanz und die Pracht des griechischen Kaisers und seines Hofes, den ausgesuchten Luxus der kaiserlichen Tafel, den Reichthum und die Bevölkerung der Stadt Constantinopel, die Feinheit griechischer Sitte,. selbst die Weisheit der Regierung in manchen Theilen der Administration. ꝛc. Alles dieses hat sich nun so sehr geändert, daß man beinahe glauben möchte, es stünden wenigstens ein paar Jahrhunderte zwischen seiner ersten und zweiten Reise. Dieß allein charakterisirt schon hinreichend den Berichterstatter wie dessen Bericht.

10. Nach dieser völlig fehlgeschlagenen Unterhandlung beschloß Otto, den Griechen das Uebergewicht seiner Macht doppelt fühlen zu lassen. Mit noch größerer Lebhaftigkeit ward jetzt der Krieg fortgesetzt, und theils von Otto selbst, theils von seinen Feldherren geführt *). Der Erfolg

*) In dem Laufe dieses Krieges finden wir daher Otto bald in Rom, bald in Ravenna, oder auch in andern Städten Unter- und Oberitaliens, wo er oft mit den gerade anwesenden italienischen und deutschen Großen sich über die Angelegenheiten beider Reiche berathete, auch mehrere, besonders Sachsen betreffende Verordnungen erließ.. So z. B. ward die Urkunde, in welcher Otto dem neu errichteten Erzbisthum Magdeburg reiche Schenkungen machte, in Ravenna ausgefertiget.

entsprach jedoch nicht ganz den Erwartungen des Kaisers. Man kämpfte mit wechselndem Waffenglücke. Otto durchzog ganz Apulien und Calabrien und verheerte alles mit Feuer und Schwert*). Sehr hart mußte besonders das Fürstenthum Salerno dafür büßen, daß sein Fürst Gisulph, weil ein Vasall des griechischen Kaisers, nun auch ein Verbündeter der Griechen war **). Auch der Fürst

*) Der Anonymus Salernitanus, (In Murat. Rer. Ital. T. 2. p 2). sagt: „Otto Calabriæ fines „venit, incendiis et depredationibus eam vehe„menter afflixit, et millia damna vel oppres„siones gessit in principatu Salernitano.

**) Was Wittikind und Ditmar, und nach diesen auch Muratori und die meisten neueren Geschichtschreiber von einem, von Otto's beiden Feldherren Siegfried und Günther über die Griechen in Calabrien erfochtenen Sieg berichten, gleicht einer, und zwar schlecht ersonnenen Fabel, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ihrer Erzählung zu Folge wären bald nach Liutprands Rückkehr neue griechische Gesandten bei Otto angekommen, ihn versichernd, ihr Herr der Kaiser Nicephorus wünsche nichts so sehr, als mit Otto einen dauerhaften Frieden zu schließen; anders habe er sich besonnen, die von Otto für seinen Sohn begehrte Prinzessin nach Italien gesandt, und diese sey nun wirklich in Calabrien gelandet. Otto voll Freude über diese unerwartete frohe Botschaft habe sogleich mehrere Großen aus seiner Umgebung unter einer starken militärischen Bedeckung nach Calabrien gesandt, um die Prinzessin zu empfangen. Aber alles sey blos Lug und Trug der Griechen gewesen. Aus einem Hinterhalt seyen sie an den Grenzen Calabriens auf Otto's, der Prinzessin entgegengesandten Völker plötzlich hervorgebrochen, und hätten sie größtentheils erschlagen. Otto habe hierauf sogleich seinen Feldherren Siegfried und Günther befohlen, nach Calabrien zu ziehen, und die Griechen für diese unerhörte Treulosigkeit zu züchtigen. Beide Feldherren wären

Pandulph von Benevent focht anfänglich nicht unglücklich gegen die Griechen. Durch deutsche Schaaren verstärkt, wollte Pandulph sich der festen Stadt Bowino bemächtigen. Die griechische Besatzung zog ihm entgegen, ward jedoch mit großem Verlust geschlagen. Aber nun kam der Patricier Eugenius, oberster Befehlshaber sämmtlicher griechischer Truppen in Unteritalien, mit neuen Kriegsvölkern an, lieferte dem Pandulph ein zweites Treffen, und erfocht einen vollständigen Sieg. Pandulph ward in der Schlacht gefangen und als Gefangener nach Constantinopel gebracht. Eugenius rückte hierauf in die beneventanischen Staaten, plünderte und verheerte alles Land, eroberte Avellino und belagerte endlich auch Capua, die Haupt- und Residenzstadt der Fürsten von Benevent. Aber die Belagerten leisteten tapfern Widerstand. Die Belagerung dauerte vierzig Tage. Weit und breit ward die ganze Umgegend, besonders von den Neapolitanern, Capua's alten Feinden, auf das schrecklichste verwüstet. Aber mit seinen, zwar auch aus deutschen, doch größtentheils aus Italienern bestehenden Heere eilte jetzt Otto zum Entsatz von Capua herbei. Sogleich hoben die Griechen die Belagerung auf, und zogen sich zurück. Bovino ward erobert, eben so auch Avellino, und diese Stadt, weil sie sich freiwillig den Griechen ergeben hatte, in Brand gesteckt. Nicht minder schreckliche Rache

---

hierauf mit ihren Völkern nach Calabrien geeilet, hätten die Griechen überfallen, sie gänzlich geschlagen, den größten Theil zusammen gehauen, die übrigen gefangen genommen, diesen sämmtlich die Nasen abgeschnitten, und so schmählich verstümmelt nach Constantinopel gesandt. — Auch Herr Hofrath Schlosser — gewiß keine kleine Autorität — erklärt diese Erzählung für eine Fabel.

ward auch an den Neapolitanern genommen, und deren ganzes Gebiet beinahe in eine Einöde verwandelt. Ueberhaupt ward, wie es scheint, der Krieg von beiden Theilen mit schonungsloser Härte geführt. Die Griechen hatten indessen alle ihre Streitkräfte zusammengezogen, und rückten Otto entgegen. Bei Ascoli stießen beide Heere auf einander. Es kam sogleich zu einer Schlacht. Die Griechen wurden völlig geschlagen. Ihr Feldherr blieb in dem Treffen. Eine Menge Gefangener ward gemacht und reiche Beute fiel den Siegern in die Hände (970).

11. In den Gefechten hatten zwar Otto's Schaaren bisher größtentheils die Oberhand gehabt, aber auch die Griechen durch List und Schlauheit manche Vortheile errungen, im Ganzen genommen war jedoch noch alles unentschieden geblieben, und Otto fühlte immer mehr, daß es nicht wie er vor ein Paar Jahren den deutschen Ständen geschrieben, so leicht sey, Apulien und Calabrien zu erobern, und die Griechen völlig aus Italien zu vertreiben *). Dazu fehlte ihm gerade das nothwendigste, nämlich eine Flotte. Die reichen griechischen Seestädte konnte er nur auf der Landseite belagern, daher auch keine derselben erobern. Den Krieg, der jetzt beinahe schon drei Jahre dauerte, hatte er größtentheils mit italienischen Truppen, nämlich den Hülfsvölkern der Fürsten von Benevent und Capua geführt. Aber konnte er

*) Im Jahre 968 hatte Otto an die in Werla versammelten sächsischen Großen geschrieben, er erwarte griechische Gesandten, welche wahrscheinlich um Friede bitten würden. Sollte aber das Gegentheil erfolgen; so sey er entschlossen, den Griechen auch noch Apulien und Calabrien zu nehmen.

sich in die Länge auf die, jetzt so sehr auf die Probe gesetzte Treue derselben verlassen, besonders da Fürst Pandulph ein Gefangener der Griechen in Constantinopel, und dessen Bruder Landulph gestorben war. Die Fortsetzung des von beiden Seiten mit so vieler Rohheit geführten Krieges war auch kein Mittel, die Liebe der Bewohner Unteritaliens zu gewinnen. Ihre Aecker und Felder lagen verwüstet, viele ihrer Dörfer und Städte in Schutthaufen verwandelt, und Theurung, Hungersnoth und ansteckende Seuchen vermehrten den Jammer und die Noth der Menschen. Zudem hatte Nicephorus, die besten Truppen zu seinem syrischen Feldzuge zurückhaltend, nach Italien gleichsam blos den Ausschuß seines Heeres geschickt, und ungeachtet der so wenig zahlreichen und schlechten griechischen Truppen, hatten deren Feldherren, obgleich keiner einen besondern Ruf hatte, dennoch so vieles geleistet, und die Wagschalen des Kriegsglückes so ziemlich im Schwanken zu erhalten gewußt. Was wäre demnach erst zu erwarten gewesen, wenn der, durch Liutprands abgeschmacktes und im höchsten Grade unkluges Benehmen, nicht wenig erbitterte griechische Kaiser einen Theil seiner Kerntruppen, und zwar unter dem Oberbefehle eines, in seiner Schule gebildeten Feldherren, vielleicht gar seines, schon mit so vielen Lorbern gekrönten Bruders Leo nach Italien geschickt hätte? Gewiß sah Otto das Mißliche seiner Lage ein, und daß sein Bischof von Cremona ihn in ein Labyrinth geführt, aus welchem, ohne seinen Ruhm zu verdunkeln, der Ausgang schwer zu finden war. Aber jener glückliche Stern, der Otto in frühern Jahren stets selbst auf den dunkelsten Pfaden leuchtete, war auch jetzt noch nicht verblichen; und so mußte nun durch einen unerwarteten, ja gar nicht zu erwar-

tenden Incidentfall der größte Theil des Erdkreises plötzlich eine völlig veränderte politische Gestalt erhalten. Von einer Bande elender, von seiner eigenen Gemahlin erkaufter Meuchelmörder war nämlich der edle Kaiser Nicephorus im December des Jahres 970 ermordet worden, und Johannes mit dem Beinamen Tzimiszes hatte den Thron von Constantinopel bestiegen.

12. Dieser, von nicht minderm Feldherrntalent als sein Vorfahrer, fühlte sogleich die Nothwendigkeit, durch ungewöhnliche, glänzende Thaten die Welt in Erstaunen zu setzen, und unter dem, zwei Welttheile erfüllenden Geräusch seiner siegreichen Waffen sie die Art seiner Throngelangung vergessen zu machen. Groß waren demnach seine Entwürfe. Die den Griechen seit einiger Zeit immer gefährlicher werdenden Russen wollte er demüthigen, und in ihre früheren Grenzen zurückweisen, den Bulgaren Gesetze vorschreiben, und dem Sarazenenreiche im Orient ein Ende machen. Diese weitaussehenden Plane nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wegen Italien wollte er also wenigstens für jetzt unbesorgt seyn, und gewissermaßen die Frage: wem Unteritalien gehorchen müsse, auf eine bequemere Zeit vertagen. Das beste Mittel hiezu schien ihm die Bewilligung einer griechischen Prinzessin für den jüngern Otto. Der Vater desselben ward dadurch nicht nur sein Freund, sondern auch ein Anverwandter des byzantinischen Kaiserhauses, und von Otto's Geradheit und Edelsinn hatte dann der neue griechische Kaiser sobald keinen Angriff mehr auf seine italienischen Provinzen zu besorgen. Dem noch als ein Gefangener der Griechen in Constantinopel lebenden Fürsten Pandulph von Benevent schenkte er

daher sogleich seine Freiheit, erklärte ihm, daß er andere Grundsätze als sein Vorfahrer befolgen werde, und schickte ihn mit geheimen Aufträgen an seinen Lehnsherrn nach Italien zurück. Nun ward Pandulph auch der Mittler bei Otto, und dieser machte unverzüglich durch einen auf mehrere Monate abgeschlossenen Waffenstillstand dem unseligen Kriege einstweilen ein Ende.

13. Eilboten gingen nun hin und her. Geheime Mittheilungen, stets zur Zufriedenheit beider Theile, hatten statt, und schon im Anfange der Sommermonate des folgenden Jahres sandte Otto eine feierliche Gesandtschaft nach Constantinopel. An der Spitze derselben stand aber nicht der geschwätzige Liuzo, sondern der ungleich würdigere, durch Weisheit und Geburt ausgezeichnete Erzbischof Gero von Cöln, ein Neffe des erlauchten Markgrafen Gero von Sachsen. Otto's Gesandtschaft ward jetzt auf eine ungemein ehrenvolle und ausgezeichnet freundliche Weise in Constantinopel empfangen. Der Gang der Unterhandlungen blieb ein Geheimniß, eilte aber rasch seinem Abschluß entgegen, und Tzimiszes machte das eidliche Versprechen, in den ersten Monaten des folgenden Jahres die von Otto für seinen Sohn begehrte Prinzessin nach Italien zu schicken. Welche Bestimmungen damals wegen Unteritalien getroffen wurden, ist unbekannt. Wahrscheinlich war der status quo die Basis des geschlossenen Vertrages, und so blieb nun Alles wieder in dem bisherigen, verworrenen, schwankenden Zustande, der mithin auch für eine lange Dauer des Friedens nicht die mindeste Bürgschaft darbot *).

*) Es wird allgemein vermuthet, daß zu Folge des

14. Treu hielt der griechische Kaiser sein gemachtes Versprechen. Im Frühling des Jahres 972. erschien eine griechische Flotte mit der Prinzessin Theophano und deren ungemein zahlreichem Gefolge an den Küsten von Italien. Bei Benevent stieg die griechische Fürstin an das Land. Sie zu begrüßen hatte Otto den mit dem königlichen Hause verwandten, durch Weisheit und hohe Tugend ausgezeichneten Bischof Theodorich von Metz gesandt. In seinem Gefolge befanden sich eine Menge deutscher und italienischer Großen, die durch ihre ausnehmende Pracht den Glanz dieser Gesandtschaft noch um vieles erhöheten. In ihrer Begleitung reiste Theophano nach Rom, wo die beiden Ottone sie erwarteten. Groß war die Freude des Vaters, als er zum erstenmale seine künftige Schwiegertochter umarmte. Noch größer jene des Sohnes bei dem ersten, überraschenden Anblick seiner durch blendende Schönheit sich auszeichnenden jugendlichen Braut. Am ersten Sonntag nach Ostern, am 14. April des Jahres 972 ward die Vermählung mit wahrhaft kaiserlicher Pracht vollzogen, und Johannes XIII. selbst ertheilte dem erhabenen jungen Kaiserpaar die priesterliche Einsegnung. Allgemein war die Freude, vielleicht noch allgemeiner unter den Deutschen als unter den Italienern; denn Theophanos blühende Schönheit, ihr gebildeter Verstand, und eine, über

---

zwischen Otto und Johannes Tzimiszes geschlossenen Vertrages die Griechen im Besitze alles dessen blieben, was sie vor Otto's Ankunft in Italien besessen hatten; nur mit Ausnahme der Fürstenthümer Benevent und Capua, die Lehen der italienischen Könige blieben.

ihre ganze Person verbreitete unnachahmliche Grazie, verbunden mit den kostbaren Geschenken, welche sie von Constantinopel mitbrachte, und unter ihrem neuen Hofe vertheilte, hatten alle Vorurtheile besiegt, alle Herzen ihr zugewandt. Am Vorabend des Vermählungsfestes unterzeichnete Otto II. nebst seinem Vater jene Urkunde, in welcher er seiner neuen Gemahlin Istrien sammt noch mehrern andern theils in Italien, theils in Deutschland gelegenen Ländereien und Schlössern als Morgengabe zuwieß *).

---

*) Die mehrsten alten und neuern Geschichtschreiber erzählen zwar, wie auch hier oben geschehen, daß des Kaisers Romanus II. Tochter, die Schwester der beiden noch unmündigen Kaiser Constantin und Basil, weil von Otto ausdrücklich für seinen Sohn begehrt, auch die Gemahlin desselben geworden sey. Dieser Erzählung widerspricht jedoch Ditmars Bericht. Ihm zu Folge soll der Kaiser Johannes Tzimiszes nicht die Kaisertochter Theophano, sondern seine Nichte, welche ebenfalls Theophano hieß, dem Otto nach Italien gesandt haben. Die an Otto's Hofe befindlichen Großen hätten es erst nach der Fürstin Ankunft in Benevent erfahren, und in der Meinung, daß dadurch die Heiligkeit der Verträge wie die Würde ihres Monarchen verletzt sey, wären sie in Otto gedrungen, die griechische Prinzessin auf der Stelle wieder nach Constantinopel zurückzuschicken. Otto jedoch, mit dem höchst wahrscheinlich Tzimiszes, bei den zu Constantinopel gepflogenen geheimen Verhandlungen, sich schon über diesen Punkt verständigt hatte, habe die Zudringlichkeit seiner Großen standhaft zurückgewiesen, und Theophano, als sie zum erstenmale im Kreise der deutschen wie italienischen Großen erschien, auch sogleich durch ihre Schönheit, ihren Geist, und ihre liebenswürdigen Eigenschaften, alle gegen sie vorgefaßte Meinungen vollkommen besiegt. — Damit stimmt, in seiner Lebensbeschreibung des oben erwähnten Bischofes

15 Bald nach den Vermählungsfeierlichkeiten verließ Otto mit seinem Sohne und dessen Gemahlin die Stadt Rom, ging zuerst nach Ravenna, wo er einige Tage blieb, und zog dann in die Lombardei. Unter Weges hielt er sich, obgleich stets nur sehr kurze Zeit, in mehrern Städten Italiens auf, wo er wie gewöhnlich wieder Kirchen, Klöstern, Städten, und auch verschiedenen italienischen Großen mancherlei Gnadenbezeigungen erwieß. — Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Italien sehnte sich Otto der Große jetzt wieder nach seinem deutschen Vater-

---

Theodorich von Metz, auch Sigebert von Gemblours überein. Dieser setzt noch hinzu, der Kaiser Tzimiszes habe sich gleich nach seiner Gelangung zum Throne mit jener Theophano vermählt, welche Otto anfänglich begehrt, und die eine Tochter des verstorbenen Kaisers Romanus II. war. — Wir müssen gestehen, wir halten diese Version für die wahrscheinlichere. Um seinen mit dem Blute seines Vorfahrers befleckten Thron zu befestigen, gab es für Tzimiszes kein besseres Mittel, als seine Vermählung mit einer, dem bei dem Volke so ungemein beliebten macedonischen Hause angehörigen Prinzessin. Aber außer der Tochter des Romauus gab es keine andere Prinzessin mehr aus dem macedonischen Stamme. Unmöglich konnte also Tzimiszes, ohne sein eigenes höchstes Staatsinteresse völlig hintanzusetzen, dieselbe einem auswärtigen Prinzen geben, und da seine Nichte bei der Thronbesteigung ihres Oheims den Titel und Rang einer Augusta erhalten hatte, dabei auch durch körperliche Wohlgestalt, wie durch ihre trefflichen Eigenschaften die andere Theophano wohl ersetzen konnte; so ist nicht einzusehen, warum ein solcher Tausch dem Kaiser Otto, sowohl in Beziehung auf seine persönlichen als auch politischen Zwecke, die seinem Wunsche einer Verbindung mit dem byzantinischen Hause zum Grunde lagen, nur im mindesten hätte mißfallen sollen.

land zurück. In den letzten Tagen des Augusts trat er also die Reise nach Deutschland an. Bald waren die hohen, beide Reiche von einander trennenden Alpen überstiegen; und schon in der ersten Hälfte des Septembers erfreuete sich die, von Carl dem Großen zu Ingelheim erbaute prachtvolle kaiserliche Burg der Gegenwart des so würdigen Nachfolgers ihres erhabenen Erbauers.

## VIII.

1. Fortsetzung der Geschichte Deutschlands unter der Regierung Otto des Großen. — Um Otto auf seinen Zügen nach Italien zu folgen, um auch Zeugen seiner Thaten jenseits der Alpen zu seyn, und diese in ihrer mannigfaltigen oft wunderbaren Verkettung als ein großes Ganze aufzufassen, und gleichsam unter eine alles umfassende Totalvorstellung bringen zu können, mußten wir in dem Jahre 951. den Faden der deutschen Geschichte abbrechen, knüpfen ihn aber jetzt um so leichter wieder an das nämliche Jahr an, als gerade dasselbe von den bald darauf folgenden, ganz Deutschland erschütternden Ereignissen schon den Keim in seinem Schoße verbarg, auch derselbe sogar während Otto's erster Heerfahrt nach Italien sich sichtbar zu entwickeln begann. — Die Leser werden sich des ruhmlosen Erfolges erinnern, den Otto's Sohn, Herzog Ludolph von Schwaben, auf seines Vaters erstem Zuge nach Italien, überall wohin er gekommen, gehabt hatte. Sie werden sich ferner erinnern, daß das Mißgeschick des edeln Jünglings blos eine Folge war der

boshaften Intriguen seines tückischen Oheims, des Herzogs Heinrich von Bayern, der nun auch diese Gelegenheit auf alle Weise zu benutzen suchte, um Ludolph die Liebe wie die Achtung seines Vaters zu entziehen. Seitdem Heinrich, im Gefühle seiner Ohnmacht, allen fernern Entwürfen gegen seinen Bruder entsagt hatte, war er in der Gunst desselben immer höher gestiegen, und Otto schenkte ihm schon seit einiger Zeit sein ganzes Zutrauen. Aber dafür haßte Heinrich jetzt um so mehr seinen Neffen Ludolph, der, weil zum Mitregenten und Nachfolger ernannt, ihm nun völlig alle, selbst erträumte Aussichten auf den Thron von Deutschland auf immer benahm. Ludolph kannte sehr wohl seinen neidischen Oheim, der, weil die Staaten beider Herzoge aneinander grenzten, ihn schon auf mancherlei Weise zu necken, zu kränken und zu beleidigen gesucht hatte. Als Ludolph völlig unverrichteter Dinge mit seinen Schwaben zu dem Heere seines Vaters gestoßeu war, hatte dieser ihn bei weitem nicht mit der gewöhnlichen Zärtlichkeit empfangen, und dieser kalte Empfang schmerzte ihn um so mehr, da er den Urheber desselben leicht errathen konnte. Manche bange Ahnungen beunruhigten jetzt den edeln, obgleich, wie es scheint, zu empfindlichen Prinzen. Von den giftigen Einflüsterungen seines Oheims glaubte er, vielleicht nicht ohne Grund, noch ungleich schlimmere Folgen für sich in der Zukunft fürchten zu müssen. Zwar war er, wie wir schon erzählt, von den deutschen Ständen als Mitregent und Nachfolger seines Vaters anerkannt worden. Aber dieß war blos auf Otto's eigenes Ansuchen geschehen, und auf ein zweites Ansuchen desselben konnten ihm auch beides wieder entzogen werden.

2. Ludolphs düstere Stimmung ward jetzt noch um vieles vermehrt durch seines Vaters zweite Vermählung mit der verwittweten jungen Königin von Italien. Verblendet durch seine, von schwankenden Vorstellungen nnd Besorgnissen jeder Art geängstigten Phantasie, erblickte Ludolph in der tugendhaften und liebenswürdigen Adelheide nichts als eine gewöhnliche Stiefmutter, die ganz gewiß einst das Glück und die Erhöhung ihrer eigenen Kinder auf den Untergang und die Erniedrigung ihres Stiefsohnes zu gründen bemühet seyn werde. Natürlicher Weise erinnerte er sich jetzt auch der Grundsätze, die einst Mathildis gegen ihren ältesten Sohn zum Vortheil des jüngern anzuwenden fruchtlos versuchte, die aber gar leicht Adelheide, unter ganz andern ihr viel günstigeren Umständen, auch gegen ihn und zwar mit ungleich größerm Erfolge anwenden könnte. Diese Furcht ward durch das peinliche Verhältniß, in welchem er zu seinem Oheim stand, noch um vieles vermehrt; besonders da er sich überzeugt fühlte, daß Heinrich nach allen Kräften mitwirken würde, ihn immer mehr aus dem Herzen seines Vaters zu verdrängen, und endlich gänzlich zu vernichten. Zudem behandelte ihn sein Oheim jetzt schon nicht selten mit sichtbarer Geringschätzung: und da auch Otto, wahrscheinlich mit seiner neuen schönen Gemahlin zu sehr beschäftiget, nichts that, was seines Sohnes zusammengepreßtes Herz hätte erleichtern können; so brach endlich Ludolph in einer Aufwallung seines Unmuthes bei nächtlicher Weile plötzlich sein Lager ab, verließ das Heer seines Vaters, und zog ohne dessen Wissen mit seinen Schwaben wieder nach Deutschland. Da jetzt in Italien von einem Feinde nichts zu besorgen war; so konnte

der Abmarsch der Schwaben Otto in keine Verlegenheit setzen; aber er zürnte dem Ludolph, weil er es ohne seine Erlaubniß gethan hatte, und so gab der übel berathene Prinz durch diesen unbesonnenen Schritt, nun selbst seinem Feinde, dem Herzog Heinrich nur noch schärfere Waffen gegen sich in die Hände.

3. Auf seinem Rückmarsch begleitete den Ludolph der Erzbischof Friedrich von Mainz. Sobald in dem königlichen Hause ein Funke von Zwietracht auch nur noch unter der Asche glimmte, eilte dieser Bischof stets herbei. Aber nie finden wir ihn auf der Seite des Königes, stets in der Mitte der Mißvergnügten *). Otto kam erst im folgenden Jahre 952 nach Deutschland zurück. Während seiner Abwesenheit besorgte Ludolph als Mitregent und erklärter Nachfolger die Angelegenheiten des Reiches. Mit großer Pracht feierte er das Weihnachtsfest in Saalfeld. Dahin berief

*) Dieser Bischof hatte eine ganz eigene Verkehrtheit. Wo nur immer ein Zwist ausbrach, oder auszubrechen drohete, eilte er sogleich herbei, um alles zu vermitteln. Wäre nun dieses Streben, überall den Mittler zu machen, wirklich in Liebe und nicht in Eitelkeit gegründet gewesen; so würde er gewiß bei seinen Vermittelungsgeschäften sich, erstens nicht linkisch, und zweitens mit ungleich mehr Demuth benommen haben. Gewöhnlich hörte er die mißvergnügte Parthei, gab dieser in allem Recht, machte Versprechungen und Concessionen, welche die andere Parthei nicht eingehen konnte, und glaubte, so bald dieses nicht geschah, sich schwer beleidiget, wo dann seine gekränkte oder verletzte Eitelkeit ihn nur gar zu leicht zu wahrhaft strafbaren Schritten verleitete, wie z. B. seine und seiner Schaaren nächtliche Desertion aus Otto's Lager vor Breisach.

er auch den Erzbischhof von Mainz, wie alle übrigen Fürsten des Reiches, welche sich nicht bei Otto in Italien befanden. Auf dieser Versammlung ward nichts von Wichtigkeit vorgenommen, und was darauf geschah, erhielt nachher die Genehmigung des Königes. Allem Ansehn nach hielt Ludolph hier nur einen gewöhnlichen Hoftag, wie Deutschlands Könige ihn an jedem hohen Festtage zu halten pflegten. Aber wo Argwohn und Verdacht einmal Wurzel gefaßt, da wird auch die schuldloseste Handlung vergiftet und bößartig gedeutet. An den Namen Saalfeld knüpften sich traurige Rückerinnerungen. Hier war es nämlich, wo einst Heinrich die mißvergnügten sächsischen Großen versammelte, und mit ihnen den Plan der Empörung gegen seinen Bruder entwarf. Wie es scheint, nahm das Mißverständniß zwischen Otto und Ludolph immer mehr zu; denn nach seiner Rückkehr aus Italien sah weder der Vater seinen Sohn, noch dieser seinen Vater. Zwischen beide drängten sich nun bald auch noch andere Männer, die nach Verschiedenheit ihrer Interessen, auch verschiedene Parthei ergriffen. Die Einen vermehrten den Argwohn und das Mißtrauen des Vaters; die Andern reitzten noch mehr den Unwillen des Sohnes. Heinrichs bei Otto immer höher steigende Gunst hatte eine Menge Mißvergnügte gemacht, viele dem Könige bisher treu ergebene Diener von ihm abgewandt. Sie glaubten nicht nur ihre ehemaligen Verdienste vergessen, sondern, weil sie einst auf Otto's Seite gegen Heinrich standen, nun auch dem bösen Willen und den heimlichen Verfolgungen desselben sich blos gestellt. Alle diese schlossen sich jetzt an Ludolph an. An der Spitze derselben stand Ludolphs Schwager, der mächtige Herzog Conrad von Fran-

ken *) und Lotharingen. Die Hauptbeschwerde der Mißvergnügten war Heinrichs immer zunehmender Einfluß auf seinen Bruder, den König. Gegen diesen wollten sie nichts unternehmen, nur durch vereintes Bitten ihn bewegen, Herzog Heinrichs Gewalt zu vermindern, und ihn, den Friede- und Ruhestörer, von seiner Person zu entfernen; sollte ihnen jedoch dieses nicht gelingen; so waren sie entschlossen, ihre Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen. Im Stillen rüsteten sie sich also zum Kriege; suchten auch die Anzahl ihrer Freunde und Anhänger zu vermehren; und da Heinrich, der gleichsam nur da zu seyn schien, um die heiligsten Bande der Natur zu zerreißen, und alle Quellen des Lebens und Friedens zu trüben, nirgends sehr beliebt war; so schlugen sich in Bayern, Franken, ja selbst in Thüringen und Sachsen viele zu Ludolphs und Conrads Parthei, und unter denselben befanden sich nicht wenig wackere und durchaus ehrenhafte Männer.

4. Im Anfange des Frühlings des folgenden Jahres 953 befand sich Otto im Elsaß. Von da wollte er nach Ingelheim gehen, um dort das Osterfest zu feiern. Dies erfuhren Ludolph und Conrad, versammelten daher in der Gegend von Ingelheim eine bedeutende Anzahl Kriegsvölker, und bezweckten nichts geringeres, als sich der Person des Königs, der unter einer ganz schwachen Bedeckung reißte, zu bemächtigen. Aber Otto ward

*) Nach Herzog-Eberhards Tod war zwar, wie man sich erinnern wird, das Herzogthum Franken eingegangen. Da aber Conrad sehr ausgedehnte Besitzungen allda hatte, und nun einmal Herzog von Lotharingen war; so nannte die Volkssprache ihn auch Herzog von Franken.

bei Zeiten gewarnt; schlug demnach einen andern Weg ein, und ging nach Mainz. Hier mußte er, bevor man ihn einließ, ziemlich lange vor den Thoren der Stadt warten. Endlich wurden diese ihm geöffnet. Zu seiner Entschuldigung sagte der Erzbischof, er sey abwesend gewesen, und diese Abwesenheit durch seine persönliche Vorbereitung zur Feier des herannahenden Osterfestes veranlaßt worden *). Indessen schöpfte Otto Verdacht, den die Rechtfertigung des Erzbischofes ihm nicht benahm. Als die Herzoge sahen, daß ihr Anschlag mißlungen war, eilten sie ebenfalls nach Mainz. Beide, der Sohn wie der Eidam, erschienen vor Otto mit aller, ihrem Vater, Herrn und Könige schuldigen Ehrerbietung, und Beide wurden auch von Otto, wenigstens dem Scheine nach, gleich gnädig empfangen. Sie versicherten, nicht gegen ihn, sondern gegen Herzog Heinrich einige Schaaren bei Ingelheim aufgestellt zu haben; indem sie wirklich entschlossen gewesen, sich seiner, wenn er

*) Wie es scheint, war dieses keine leere Entschuldigung von Seite des Erzbischofes; denn dem Zeugniß des Wittikinds zu Folge pflegte er vor großen Festen sich in eine, wahrscheinlich sehr nahe gelegene Einsiedelei zu begeben, und dort mit einigen frommen Einsiedlern geistliche Exercitien zu machen. — — **Summus Pontifex (sc. Fridericus) revocatus, ubi austeriorem vitam more solito cum eremitis et solitariis ante Pascha agebat, suscepit Regem Moguntiæ, ibi ei aliquandiu administrans (Witich. lib. 3).** — Aber bei allem dem war es doch auffallend, daß man den König nicht eher in die Stadt ließ, als bis man erst den Erzbischof darum befragt hatte. Offenbar mußte man also schon in Mainz wissen, daß zwischen dem König und dem Erzbischof die Sachen nicht so stünden, wie sie stehen sollten.

gekommen wäre, zu bemächtigen. Unter der Vermittlung des Erzbischofs von Mainz kam es nun zu Unterhandlnngen. Da aber Otto dem Bischof eben so wenig trauete, als den beiden Herzogen; so bewilligte er alle Forderungen, die man ihm machte. Worin diese bestanden, weiß man nicht. Wahrscheinlich war es die Entfernung Heinrichs aus dem Rathe des Königes; vielleicht auch eine neue Bestätigung der Mitregentschaft und Thronfolge Ludolphs, wie auch eine Erweiterung der Grenzen seines Herzogthums, weil Heinrichs Macht durch die Acquisition der Marken Aquileja und Verona so bedeutend war vermehrt worden. — Um seine Gegner, in deren Händen er sich jetzt sah, zu täuschen, erklärte Otto, daß er das Osterfest in Aachen feiern wolle, wo dann auch der jetzt im Geheim geschlossene Vertrag noch die nöthigen Rechtsformen erhalten und zur öffentlichen Kunde gebracht werden sollte. Da Aachen zu dem Gebiete des Herzogs von Lotharingen gehörte, so ging dieser jetzt eiligst voraus, um zum Empfaug des Königs die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. In Begleitung seines Sohnes reiste Otto bis nach Cöln, gab aber dort seiner Reise plötzlich eine andere Richtung, eilte nach Sachsen, und kam glücklich in Dortmund an.

5. Jetzt, da Otto sich wieder frei fühlte, widerrief er alle, den beiden Herzogen gemachte Zugeständnisse, und unter dem Vorwandt, seine Freiheit sey in Mainz bedroht gewesen, erklärte er den dort geschlossenen Vertrag für null und nichtig. Dagegen erhob freilich der Erzbischof Friedrich von Mainz seine Stimme; aber diese ward nicht mehr gehört. Im Gegentheil berief Otto sämmtliche Fürsten zu einem Reichstage nach

Fritzlar, auf welchem Herzog Heinrich als ein furchtbarer Ankläger, nicht blos Ludolphs, Conrads, des Erzbischofs Friedrichs, sondern auch noch vieler thüringischer und sächsischer Vasallen erschien. Die Versammlung war sehr zahlreich; denn die meisten Herren aus Bayern, Franken, Sachsen und Thüringen hatten sich allda eingefunden. Aber alles ging äußerst tumultuarisch, wild und leidenschaftlich darauf her. Ohne gehört worden zu seyn, wurden Ludolph und Conrad der Empörung, der Erzbischof aber der Verrätherei schuldig erklärt. Mehrere sächsische Herren und unter diesen auch die beiden thüringischen Grafen Wilhelm und Dadi, die sich doch um Otto in dem Kriege gegen seinen Bruder so große Verdienste erworben, und damals Heinrichs beinahe sämmtliche Anhänger in Sachsen zum Abfall von demselben zu bewegen gewußt hatten, wurden, weil sie nicht auf der Stelle auf eine, den König völlig befriedigende Weise sich gegen Heinrichs Anklage zu vertheidigen wußten, mit Landesverweisung bestraft *). Es ward hierauf beschlossen, mit den Waffen die Aufrührer wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen. Otto nahm hierauf dem Conrad, dessen Gemahlin Liutgarde,

*) Es ist unbegreiflich, wie Heinrichs Anklage gegen Dadi so leichten Eingang bei Otto finden konnte, da dieser doch von selbst auf den Gedanken kommen mußte, daß sein Bruder gegen diesen Grafen, der ihm in jenem Kriege so großen Abbruch gethan, sehr wahrscheinlich noch bittern Groll nähren, und jetzt sich an ihm zu rächen suchen könnte. Aber von Otto's Schwachheiten war eine gewiße, ziemlich große Empfänglichkeit für Schmeicheleien nicht die geringste, und gerade darin hatte es Heinrich zu einem hohen Grade von Meisterschaft gebracht.

Otto's Tochter, kurz vorher gestorben war, das Herzogthum Lotharingen, und gab es seinem in demselben Jahre auf den erzbischöflichen Stuhl erhobenen Bruder Bruno und zwar mit sehr ausgedehnter, wahrhaft königlicher Gewalt *).

6. Sobald Otto's Heer marschfertig war, zog er damit nach dem Rhein. Ihm voraus ging eine Proclamation an die Lotharinger, in welcher er sie aufforderte, Conrad, der nicht mehr ihr Herzog sey, zu verlassen, und sich unter den königlichen Fahnen zu versammeln. Auch Ludolph brach jetzt mit seinen Schwaben auf, und rückte

*) Wegen seiner vielen treflichen Eigenschaften des Geistes, wie des Herzens, in Verbindung mit einer ungemeinen Liebe zu den Wissenschaften, und einer eben so umfassenden Gelehrsamkeit, als innigen tief gefühlten Frömmigkeit, stand Bruno bei allen Fürsten in dem größten Ansehen. Wo er hin kam ward er geliebt und geehrt; sogar von den Lotharingern, die doch sonst ihre entschiedene Abneigung gegen jeden Fremden nie zu verbergen wußten. — Auf Bruno's Vorschlag ward das allzu große Herzogthum Lotharingen in zwei Herzogthümer, nämlich in Oberlotharingen an der Mosel, und Niederlotharingen an der Maß getheilt. Das erstere übergab Bruno nachher dem Grafen Friedrich von Bar, behielt jedoch, so lange er lebte, die Oberaufsicht darüber; daher auch sein Biograph ihn einen Archidux nennt; eine Benennung, der wir in Bruno's Lebensbeschreibung zum erstenmale begegnen. Uebrigens war auch Bruno der erste zur herzoglichen Würde erhobene Bischof. Dieß machte damals großes Aufsehen in ganz Deutschland, ward auch nach Verschiedenheit der Ansichten sehr verschieden beurtheilt; welches jedoch um so sonderbarer scheint, da ja die Bischöfe schon seit langer Zeit in den, ihren Kirchen gehörigen Städten und Ländern alle Rechte weltlicher Fürsten ausübten.

vor Mainz. Ob die Thore der Stadt sich freiwillig ihm öffneten, oder er sie erst erstürmen mußte, läßt sich nicht bestimmen. Wahrscheinlich geschah das Erstere. Die Stadt war stark befestiget, und mit allen Bedürfnissen im Überfluß versehen. Um sich dem Kriegsgetümmel zu entziehen, hatte der Erzbischof die Stadt verlassen, und sich nach Breisach begeben. — Otto's Proclamation machte auf die Lotharinger, zwar nicht auf alle, doch auf den größten Theil derselben den erwünschten Eindruck. Viele, und unter diesen sehr bedeutende Männer, als der Bischof Adalbert von Metz und der tapfere Graf Ragenau, verließen die Parthei des Conrads und erklärten sich für die Sache des Königs. Die Abgefallenen wollte nun Conrad, bevor er gegen Otto zöge, mit dem Schwert wieder zum Gehorsam zurückführen. Bald kam es zu einer ungemein mörderischen Schlacht; aber obgleich diese schon mit Anbruch des Tages begann, und erst die Nacht die Kämpfenden trennte, so ward dadurch doch nichts entschieden, denn keines der beiden Heere war der siegende oder besiegte Theil. Bald darauf ging Otto bei Cöln über den Rhein. Auf seinem Zuge längs der Maas fand Otto überall bereitwillige Unterwerfung; auch lotharingische Schaaren stießen jetzt zu ihm und verstärkten sein Heer. Conrad war gezwungen, Lotharingen zu verlassen. Er zog also nach Mainz, und vereinigte dort die ihm noch übrigen Kriegsvölker mit jenen seines Schwagers. Bald darauf erschien Otto vor den Thoren von Mainz, und zu gleicher Zeit auch sein Bruder Heinrich mit einer ungemein zahlreichen Schaar tapferer Bayern. Otto's Heer war jetzt den Streitkräften seiner Gegner weit überlegen. Er schmeichelte sich also

mit der süßen Hoffnung, daß, geschreckt durch seine furchtbare Kriegsmacht, Ludolph und Conrad sich unterwerfen und ohne Schwertstreich ihm die Stadt überliefern würden. Aber bald verschwand diese gefällige Selbsttäuschung. Die beiden Herzoge leisteten den hartnäckigsten Widerstand. Mit gleichem Muthe und gleicher Tapferkeit ward von beiden Seiten gekämpft. Stürme folgten auf Stürme; aber auch Ausfälle auf Ausfälle, und dennoch erreichte nie, weder der eine noch der andere Theil den beabsichteten Zweck. Machten die Belagerten einen Ausfall, um den Feind von irgend einem Posten zu vertreiben, oder die feindlichen Arbeiten und Kriegsmaschinen zu zerstören; so wurden sie stets nach hartem und blutigem Kampfe, ohne etwas ausgerichtet zu haben, in die Festung wieder zurückgetrieben. Wollten aber auch ihrer Seits die Belagerer irgend etwas ausführen, sich eines Thurms bemächtigen, oder auch nur einen Graben ausfüllen, so machten sie ebenfalls einen solchen Versuch stets mit demselben schlechten Erfolge. Eine sechzigtägige fruchtlose Belagerung gab endlich Otto die Überzeugung, daß er die Stadt nicht mit dem Schwert gewinnen werde. Er schlug also einen Vergleich vor, und lud beide Herzoge zu einer gütlichen Unterredung ein. Ludolph und Conrad begehrten ein Unterpfand ihrer Sicherheit, und erst nachdem Otto den Grafen Ecbert, einen Anverwandten des königlichen Hauses, nebst noch einigen andern angesehenen Männern als Geißeln gestellt hatte, begaben sich beide Herzoge in das königliche Lager. Als sie vor Otto erschienen, warfen sie sich ihm zu Füßen, zeugten Reue über das, was geschehen war, baten um Verzeihung und versprachen unbedingte Unterwerfung. Nur

die einzige Foderung stellten sie an den König, daß nämlich allen ihren Getreuen gleiche Verzeihung zu Theil werden möchte. Mit der Güte eines Vaters sprach Otto zum Sohne wie zum Eidam; aber deren letztere Foderung wollte er durchaus nicht bewilligen; ihre Empörung glaubte er, müsse durchaus wenigstens an ihren ersten Räthen gestraft werden. Als er hierin unerbittlich zu seyn schien, nahm Ludolph das Wort, und erklärte in seinem und seines Schwagers Namen, daß sie bereit wären, lieber alles zu dulden, alles auf das Spiel zu setzen, als eine Treulosigkeit an ihren Freunden zu begehen. Dieser edle Zug rührte alle Anwesenden; auch an Otto ging er nicht verloren, und schon stand er im Begriffe nachzugeben, als plötzlich Herzog Heinrich, der sein ganzes Leben lang seines Bruders böser Genius war, sich wüthend erhob und gleich einem Dämon der Zwietracht zwischen Sohn und Vater trat. Die ganze Bosheit seines tückischen Herzens ergoß sich jetzt in seiner Rede, und alles auf den, ihm wohl bekannten Charakter seines Bruders berechnend, hob er mit teuflischer Schlauheit ganz besonders den Umstand hervor, wie unerhört nämlich und strafwürdig es sey, wenn der Sohn sich erfreche, mit den Waffen in der Hand mit seinem Vater zu rechten und diesem gar noch Bedingungen vorzuschreiben. Heinrichs Rede machte auf Otto einen sichtbaren, aber leider den beiden Herzogen höchst ungünstigen Eindruck. Als Ludolph und Conrad dieß bemerkten, wollten sie Heinrichs Schmähreden auch nicht mit einer Sylbe erwiedern, machten vor dem König eine tiefe Verbeugung und kehrten wieder nach Mainz zurück. Ludolphs edles Betragen hatte ihm selbst im Heere des Königs viele wackere Män-

ner gewonnen. Auch Graf Ecbert und die übrigen Geißeln, als sie erfuhren, was im Lager vorgefallen, verschmäheten es, zum König zurückzukehren, blieben in Mainz, erklärten die Sache der Herzoge für die gerechte, und hielten fortan zu Ludolph.

7. Der schöne Augenblick der Versöhnung zwischen Vater und Sohn, der Augenblick, der Deutschland Ruhe und Frieden hätte wiedergeben, und, wie wir sogleich sehen werden, unabsehbares Elend von demselbeu abwenden können, dieser kostbare Augenblick, der nie mehr wiederkehren sollte, war nun durch Heinrichs Tücke unwiederbringlich verloren. Aber die Strafe dafür folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Noch an demselben Tage, oder längstens an dem folgenden, traf die Nachricht bei Otto und Heinrich ein, Arnulph, jüngster Sohn des vor sechszehen Jahren von Otto vertriebenen bayerschen Herzogs Arnulph, der indessen und während Heinrichs Abwesenheit dem Lande als Pfalzgraf vorgestanden, dasselbe mit vieler Weisheit und Menschlichkeit verwaltet, und dadurch die Liebe der ganzen bayerschen Nation sich erworben hatte, habe jetzt ebenfalls die Fahne des Aufruhrs erhoben, auch schon mit dem Herzogstitel sich geschmückt, fest entschlossen, seine Ansprüche auf das, seinem Hause widerrechtlich entzogene Herzogthum mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Dieses unerwartete Ereigniß zerstörte jetzt alle Plane Otto's und Heinrichs; denn so bald das vor Mainz stehende bayersche Heer von dem, was im Vaterlande vorgefallen, Kunde erhielt, lief es schaarenweise, Officiere wie Soldaten, davon, und ging zu Ludolph über. Dieser setzte sich sogleich an

ihre Spitze, führte sie schon in der darauf folgenden Nacht über den Rhein, und zog mit ihnen in Eilmärschen nach Bayern. Die fernere Vertheidigung der Stadt Mainz überließ Ludolph seinem Schwager Conrad. — Mit dem größten Jubel ward das bayersche Heer im Vaterlande empfangen. Ludolph und Arnulph, beide wahrhaft edle, hochherzige Fürsten, und jetzt durch gleiches Interesse, wie durch gleiche Gefahren vereint, schlossen nun den schönen, auch, wie wir sehen werden, in den heftigsten Stürmen, selbst im Tode sich nie mehr verleugnenden Bund ewiger Freundschaft. Nicht nur Regensburg, Bayerns damals wohl befestigte Hauptstadt, auch alle übrigen festen Städte, Burgen und Schlösser öffneten ihnen ihre Thore, und jubelnd huldigte das ganze, seinem alten Fürstenstamme stets mit treuer Anhänglichkeit ergebene bayersche Volk seinem neuen Herzog. — In dem Palaste zu Regensburg fiel dem Arnulph der, von dem geldbegierigen, tückischen Heinrich zusammengebrachte Schatz in die Hände. Dieser ward sogleich unter Arnulphs und Ludolphs Kriegsvölkern vertheilt, und Heinrichs ganze Familie sammt deren zahlreichen Dienerschaft zuerst aus Regensburg, und dann aus ganz Bayern verjagt.

8. Durch den Abfall der Bayern war das königliche Heer vor Mainz so sehr geschwächt, daß Otto die Belagerung der Stadt nicht fortsetzen konnte. Wenig ehrenvoll mußte er sie also aufheben, und zog mit seinem Bruder nach Bayern, um zu sehen, ob dort allenfalls noch etwas zu ihrem Vortheil geschehen könnte. Aber alles, was vor Mainz vorgefallen war, und jetzt noch die schmachvolle Aufhebung einer mit großem Ver-

luste verbundenen Belagerung hatte die Gemüther vieler braven Männer von Otto abgewandt, und was den Herzog Heinrich betrifft; so war dieser ohnehin nirgends beliebt. Da der Winter nahete, auch die Zeit der Dienstpflichtigkeit vorüber war; so begehrte während des Marsches ein Vasall nach dem andern die Erlaubniß mit seiner Mannschaft nach Hause ziehen zu dürfen. Dieses Begehren konnte und durfte Otto nicht zurückweisen, und so langten er und sein Bruder nur mit äußerst wenigen Truppen an den Grenzen Bayerns an. Hier führten etliche bayersche Bischöfe und Aebte, unter welchen Adalbert von Augsburg der vornehmste war, ihm ihre Mannen zu. Aber diese Verstärkung war im ganzen genommen höchst unbedeutend, und konnte die beiden Brüder durchaus nicht in Stand setzen, auch nur das mindeste in Bayern zu unternehmen. Otto's ganze Hoffnung beruhete jetzt auf dem neuen sächsischen Aufgebot, welches der ihm völlig ergebene Herzog Hermann ihm gesandt, und das schon seit mehreren Tagen seinen Marsch nach dem südlichen Deutschland angetreten hatte. Aber der thätige, und rüstige Ludolph hatte bei Zeiten davon Kunde erhalten, war demnach mit dem größten Theil seiner Kriegsvölker aufgebrochen, und hatte an den Grenzen Frankens eine Stellung genommen, wodurch den Sachsen die Verbindung mit Otto abgeschnitten ward. Ludolph selbst griff endlich das neue sächsische Heer an, schlug es mit großem Verlust zurück, und zwang es in einer festen Burg seine Zuflucht zu suchen. Auch diese Burg würde erobert worden seyn, hätte nicht ein an sich höchst unbedeutender Zufall, an den sich jedoch gewisse Vorurtheile der Soldaten knüpften, den Herzog vom

Sturm abgehalten hätte *). Indessen ward doch ein kurzer Waffenstillstand geschlossen; und die Sachsen, welche jetzt keine andere Wahl vor sich sahen, als entweder zusammen gehauen oder gefangen zu werden, waren sehr froh, daß Ludolph ihnen freien Abzug, und ruhige Heimkehr ins Vaterland bewilligte.

8. Aber damit noch nicht zufrieden, suchte Ludolph nun auch die beiden Grafen Dieterich und Wichman, welche das sächsische Heer befehligten, für sich zu gewinnen. Mit dem Grafen Wichman gelang es ihm sogleich, mit Dieterich jedoch nur in so weit, daß er einstweilen wenigstens dessen Treue ziemlich erschütterte. Aber an Wichman schlossen sich noch mehrere andere Herren in dem sächsischen Heere an; besonders zog Graf Ecbert, der nämliche, der als Geisel in Mainz zurückgeblieben war, mehrere derselben zu Ludolphs Parthei. Es ward beschlossen, daß Wichman, Ecbert und die übrigen, nach ihrer Rückkehr nach Sachsen, sich aus allen Kräften bestreben sollten, noch mehrere besonders von den bedeutendern Vasallen für die Parthei, der sie sich nun einmal angeschlossen, zu gewinnen, und wo möglich ganz Sachsen für Ludolphs Sache unter die Waffen zu setzen. Dieses wuste jedoch der eben so umsichtige, als thätige und erfahrne Herzog Hermann zu verhindern. In manchen Gegenden Sachsens entstanden zwar Unruhen, die jedoch von Hermann bald wieder unterdrückt wurden; kurz die

*) Dem Fahnenträger wurde vor dem Thor der Burg, durch ein herabgeschleudertes Rad, ein Arm zerschmettert. Dieß hielt man für eine böse Vorbedeutung, und ließ von dem Sturm ab.

Empörung brach nicht aus. Sachsen blieb ruhig; aber der schwierigen Gemüther gab es jetzt dort ebenfalls in Menge. — Als Otto hörte, welches Loos das, ihm zu Hülfe eilende Sachsenheer getroffen, daß Wichman, Ecbert und mehrere andere sich ebenfalls empört, mithin das Land, welches die Grundbasis seiner Macht und die vorzüglichste, ja wohl nie versiegende Quelle seiner Kriegskräfte war, ebenfalls bedrohet wäre, entschloß er sich sogleich, selbst dahin zu gehen. In Bayern konnte er ohnehin sich jetzt nicht länger mehr behaupten. Aber kaum hatte Otto die Grenzen dieses Landes verlassen, als Arnulph, um sich an dem Udalrich zu rächen, vor Augsburg zog, es eroberte und den Bischof aus dem Lande jagte.

9. Otto benahm sich in Sachsen mit ungemeiner Klugheit. Statt der ihm eigenen bekannten Strenge ließ er überall nur Milde und Schonung eintreten. Dadurch führte er die Abgefallenen bald wieder zum Gehorsam zurück, während er die Schwankenden auf das neue in der Treue befestigte. Kurz, Otto gewann durch sein eben so kluges als großmüthiges Betragen wieder den größten Theil der ihm ohnehin sehr ergebenen Sachsen, und hatte durch Herzog Hermanns längst schon in Sachsen getroffene treffliche Einrichtungen schon im Jänner des Jahres 954 wieder ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen. Aber nicht minder thätig waren auch Ludolph und Conrad. Der Erstere ging in sein Herzogthum Schwaben, machte allda die nöthigen Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzug, und vermehrte sehr bedeutend durch neue Truppenaushebungen seine Kriegsmacht. Conrad war gleich, nachdem Otto die

Belagerung von Mainz aufgehoben hatte, nach Lotharingen geeilet, und hatte, wenn auch nicht das ganze Herzogthum, doch einen großen Theil desselben wieder unter seine Botmäßigkeit gebracht. Wie es scheint, zweifelte damals selbst der Erzbischof Bruno an der Gerechtigkeit der Sache seines Bruders, und ließ sich demnach in Unterhandlungen mit Conrad ein. Da jedoch das, worüber sie mit einander überein kamen, wegen der bald darauf sich gewaltig verändernden Zeitumstände, keine Folgen hatte; so ward auch die Natur wie der Inhalt des unter ihnen geschlossenen Vertrags nicht bekannt. Für Otto war jedoch Lotharingen einstweilen verloren; denn bei Conrads vorherrschendem Uebergewicht in dem Lande, konnte der König nicht die mindeste Unterstützung weder an Geld noch an Truppen daraus ziehen. Otto befand sich jetzt wirklich in einer äußerst gefährlichen Lage. Zog er mit seinem Heere nach Süddeutschland, so mußte er befürchten, daß, während Bayerns und Schwabens vereinte Streitkräfte stark genug waren, ihm die Spitze zu bieten, nun noch Conrad ihm eine furchtbare Diversion machen, und in Sachsen einfallen könnte, wovon die Folgen bei der großen Anzahl mißvergnügter, daher leicht zu gewinnender, sächsischer Vasallen für Otto äußerst verderblich hätten werden müssen. Ueberhaupt, wie jetzt die Sachen stunden, schien alles dem Ludolph einen glücklichen Ausgang des nun schon lange dauernden, blutigen Kampfes zu versprechen.

1. Aber anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Die unerwartete plötzliche Erscheinung eines zahlreichen Heers Ungarn, das, mit gewohnter Grausamkeit mordend und alles

verheerend in Bayern einbrach, gab plötzlich der Lage der Dinge eine ganz andere Gestalt, so wie den Strebungen der kriegführenden Theile eine völlig veränderte Richtung. Ludolph und Arnulph zogen sogleich ihre Heere zusammen, und wie vor einigen Jahren die Sachsen, würden auch jetzt die braven Bayern und Schwaben das wilde Raubgesindel bald wieder zurückgeworfen haben. Aber nun erhielten Ludolph und Arnulph zu gleicher Zeit auch die sichere Kunde, daß Otto jetzt selbst im Herz des Winters seine sämmtlichen Schaaren eiligst zusammengezogen, und in angestrengten Märschen nach Bayern eile. Beide Herzoge konnten nun nicht anders glauben, als daß Otto's Marsch mit dem Einfall der Ungarn combinirt, und der König durch die Vermittelung seines Bruders Heinrich, mit den Barbaren geheime Verbindungen eingegangen wäre: eine Vermuthung, welcher Heinrichs bekannter rachsüchtiger und ränkevoller Charakter einen nicht kleinen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben schien. Um ihre Unterthanen von dieser grausamen Plage zu befreien, und zugleich auch ihre Streitkräfte gegen den noch weit gefährlichern Feind zusammen zu halten, griffen Ludolph und Arnulph zu dem einzigen Mittel, das Klugheit und der Drang der Umstände ihnen darboten. Mittels einer sehr großen Summe Geldes fanden sie sich mit den Ungarn ab; gaben diesen hierauf Führer und Wegweiser, die sie schnell an den Rhein führten, ihnen aber auch, allem Ansehen nach erlauben mußten, unter Weges an den Gütern der Freunde und Anhänger Heinrichs jeden nur möglichen Frevel zu üben. Acht Tage vor Ostern waren die Ungarn schon in Worms. Hier erhielten sie die mit ihnen verabredete Abkaufssumme. Diese war sehr be-

deutend und konnte nur mit der größten Anstrengung zusammen gebracht werden; so daß der Erzbischof Herold von Salzburg, um Geld herbeizuschaffen, sogar einen großen Theil der heiligen Gefäße seiner Kirche hatte verkaufen müssen. Von Worms zogen die Barbaren nach Lotharingen, wo sie den Feinden und Gegnern Conrads, durch Morden, Brennen und Rauben, ihre Gegenwart furchtbar fühlen ließen. Unter Greuelthaten jeder Art kamen sie endlich auch nach Burgund. Aber hier verloren sie theils durch Seuchen, theils durch das Schwert der Burgunder den größten Theil ihrer Leute, und der Ueberrest zog dann, auf dem, den Ungarn längst schon bekannten Wege über Oberitalien wieder in die Heimath.

12. Diese Ereignisse schadeten ungemein der Sache Ludolphs und Conrads. Heinrich und seine Anhänger, ja König Otto selbst klagten Ludolph öffentlich an, die Ungarn herbeigerufen und namenloses Elend über die Menschheit gebracht zu haben. Wie ungereimt auch diese Anklage war, und wie überzeugend Ludolph sich dagegen zu vertheidigen wußte, ward sie doch, da der Schein wirklich gegen ihn war, beinahe überall geglaubt. Tief sank daher jetzt Ludolph in der allgemeinen Meinung, und in allen Gauen Deutschlands betrachtete man ihn nicht blos als einen Rebellen gegen seinen Vater, sondern selbst gegen Gott, dessen Kirche und die ganze Christenheit *). Ludolph verlor jedoch nicht den Muth,

*) Daher ward auch die Veräußerung der Kirchengefäße, um die Ungarn bezahlen zu können, dem Erzbischof von Salzburg zu einem ganz ungeheuern Verbrechen angerechnet, und er nachher eben so ungerecht als grausam dafür bestraft.

und als sein Vater gegen ihn heranzog, rückte er ihm kühn entgegen. Bei Illerdesen an den Ufern der Iller stießen beide Heere auf einander. Eine entscheidende Schlacht schien unvermeidlich; demungeachtet kam es nicht dazu; denn die Bischöfe von Augsburg und Chur traten als Mittler zwischen Vater und Sohn, und bewirkten einen Waffenstillstand, in dessen Folge auf einer zu Langenzenn in Franken zu haltenden Reichsversammlung der unselige, zwischen Ottto und Ludolph und Conrad herrschende Zwist friedlich ausgeglichen werden sollte. Aber auch diese Versammlung erreichte nicht den beabsichtigten Zweck. Daran Schuld war offenbar Otto selbst. Mit harten, nicht einmal durch den Ton der Stimme gemilderten Worten redete er gleich bei Eröffnung der Versammlung seinen Sohn an, machte ihm die heftigsten Vorwürfe, beschuldigte ihn, die Ungarn nach Deutschland gerufen zu haben, setzte seines Sohnes Verbindung mit diesen Barbaren in das gehässigste, grauenvollste Licht, und drückte durch diese lieblosen, zum Theil selbst ungerechten Vorwürfe in die Brust seines Sohnes einen Stachel, den Herzog Heinrich durch das, was er Otto's Worten hinzufügte, noch um vieles zu schärfen wußte. Ludolph glaubte sich auf immer aus dem Herzen seines Vaters verbannt, rechtfertigte sich demnach blos in Beziehung auf seinen, durch die Noth gebotenen, und blos zum Schutz und zum Besten seiner eigenen Unterthanen, mit den Ungarn geschlossenen Vertrag, berief sich dabei auf das Zeugniß des Erzbischofes Friedrich von Mainz, verließ hierauf die Versammlung und kehrte nach Regensburg zurück *). Aber Herzog Conrad trennte

*) Es ist beinahe außer allem Zweifel, daß weder Hein-

jetzt sein Interesse von jenem seines Schwagers. Unbedingt unterwarf er sich dem Könige, gelobte demselben Treue und Gehorsam, und entsagte dem Herzogthum Lotharingen. Dieses erhielt er zwar nie mehr zurück, blieb aber in dem ungestörten Besitz seiner sämmtlichen, sehr ausgedehnten und ungemein beträchtlichen, größtentheils in dem rheinischen Franken gelegenen Erb- und Familien-Güter.

12. Unverzüglich brach jetzt Otto mit seinem Heere gegen Regensburg auf. Unterweges wollte er ein von Ludolphs Leuten besetztes festes Schloß nehmen, fand aber hartnäckigen Widerstand, und vermochte nicht die Burg zu gewinnen. Bei Regensburg angekommen, schloß er sogleich die Stadt von allen Seiten ein, und begann eine förmliche Belagerung. Aber auch diese zog sich sehr in die Länge; denn die Belagerten, durch Ludolphs und Arnulphs Worte und Beispiel begeistert, standen und fochten wie Helden. Die Stadt war jedoch nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen. Bald ward der Mangel daran fühlbar, und nun ward ein allgemeiner entscheidender Ausfall beschlossen, ein Ausfall, der entweder Otto zu Aufhebung der Belagerung zwingen, oder wenigstens die Stadt mit neuen

---

rich und noch weit weniger Ludolph das ungarische Raubgesindel herbei gerufen haben. Die Wohnsitze der Ungarn erstreckten sich bis an die Thore Deutschlands. Der damals darin wüthende Bürgerkrieg konnte ihnen daher nicht unbekannt seyn. Diesen für sie so günstigen Augenblick wollten sie nicht ungenützt vorüber gehen lassen; und so war es also blos ihre alte Raublust, die sie jetzt abermals nach Deutschland geführt hatte.

Subsistenzmitteln versehen sollte. Der Plan dazu war trefflich combinirt, ward aber mit ungemeiner Ungeschicklichkeit ausgeführt, und da noch überdieß ein Verräther dem Feinde die unter den Belagerten verabredeten Signale verrieth; so mißlang das ganze Unternehmen, und zwar mit großem Verluste auf Ludolphs und Arnulphs Seite. Unter diesen Umständen, nämlich bei der immer mehr drohenden Hungersnoth, wollte Ludolph einen neuen Versuch machen, mit seinem Vater gütliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Er ging also zu ihm in das Lager hinaus. Aber Otto wollte ihn gar nicht vorlassen, und bestand auf unbedingter Unterwerfung, worauf Ludolph wieder in die Festung zurückkehrte. Ein neuer Ausfall ward beschlossen. Verzweiflung erhöhete den Muth und die Kräfte der Belagerten. Einen ganzen Tag hindurch schlug man sich mit unbeschreiblicher Wuth und Erbitterung. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Kein Theil konnte sich des Sieges rühmen, aber die Belagerten hatten unerhörte Beispiele von ausdauerndem Muthe und unbezwingbarer Tapferkeit gegeben. Groß war jedoch ihr Verlust, denn der edle und tapfere Herzog Arnulph war nicht unter den Zurückkehrenden. Er ward anfänglich bloß vermißt, denn niemand wußte, was aus ihm geworden sey. Leider ward zwei Tage darauf des Herzogs entseelter Körper, der Waffen beraubt und von mehreren Pfeilen durchbort, vor den Thoren von Regensburg gefunden. Nachher erfuhr man, daß Arnulph in einem Gefechte mit dem tapfersten aller Sachsen, nämlich dem Markgrafen Gero, der eben so viele Siege als Schlachten zählte, gefallen sey.

13. Der Tod seines treuen Freundes und

Bundesgenossen brach Ludolph das Herz. Als sein Schwager Conrad, der einen andern Weg einschlug, sich von ihm trennte, da schied er freundlich von ihm, und wußte sich zu trösten. Aber diesem neuen Schlag des Schicksals schien sein Muth zu unterliegen. Um eine gütliche Abkunft mit seinem Vater zu treffen, ging er abermals zu ihm in das Lager, und kam — nicht wieder zurück. Was zwischen Otto und seinem Sohne diesmal vorgefallen, weiß man nicht. Entweder hat Ludolph sich seinem Vater unbedingt unterworfen, oder Otto, in dem Glauben, daß seine väterliche Autorität und Gewalt ihm gegen einen aufrührerischen Sohn eine Verletzung des Völkerrechts erlaube, ihn festgehalten. Kurz Ludolph verschwindet nun plötzlich von der bisher so blutigen Schaubühne. Aber welcher von jenen beiden Fällen auch eingetreten seyn mochte, so ist es doch gewiß, daß Ludolph jetzt nach Sachsen abgeführt, und dort, wo nicht in förmlicher Haft, doch wenigstens unter sehr strenger Aufsicht gehalten ward. — (954).

14. Nach der Unterwerfung seines Sohnes hob Otto die Belagerung von Regensburg auf, und zog nach Sachsen, wo ein Aufstand verschiedener slavischer Völker, vorzüglich der Uckern, seine Gegenwart zu erfodern schien. Otto zog jedoch nicht in Person gegen die Feinde, sondern überließ dieses seinem tapfern Markgrafen Gero, den wie gewöhnlich der Sieg auch auf diesem Zuge überall wieder begleitete. Schon nach wenig Wochen war der Aufstand gedämpft, und Gero kam mit reicher Beute über die Elbe zurück. Otto konnte indessen sich einige Erholung gönnen; aber seinem Vaterherzen ward bald eine noch reinere

Freude bereitet. Als er sich nämlich zu Suveld *), einem in Thüringen gelegenen Ort, mit der Jagd belustigte, erschien plötzlich sein Sohn, wie einst sein Bruder Heinrich, in der Gestalt eines Büßenden, mit bloßen Füßen vor ihm, warf sich zur Erde und bat unter vielen Thränen um Gnade und Verzeihung. Otto ward gerührt, konnte sich selbst der Thränen nicht enthalten, hob den reuigen Sohn auf, drückte ihn an die väterliche Brust, und völlig versöhnt kehrten Vater und Sohn mit einander zurück. Definitiv sollte jedoch Ludolphs Schicksal oder vielmehr dessen künftige politische Stellung erst auf einer bald zu haltenden Reichsversammlung entschieden werden. Diese Versammlung kam wirklich im Monate December desselben Jahres in Arnstadt zusammen. Aber die Entscheidung fiel für Ludolph nicht so aus, wie die rührende Scene bei Suveld ihn zu hoffen berechtigte. Wahrscheinlich hatte indessen nach gewohnter Weise wieder Herzog Heinrich Otto's Herz gegen seinen Sohn schlangenartig vergiftet. Mit vieler Härte ward also auf dem öffentlichen Tage zu Arnstadt gegen Ludolph verfahren. Ohne alle Entschädigung, ja selbst ohne alle Hoffnung einer, in der Zukunft durch die Gnade seines Vaters ihm werdenden Entschädigung, ward er seines Herzogthums beraubt, und dieses dem Sohne des ehemaligen, um Otto so sehr verdienten Herzogs Burchard von Schwaben gegeben. Als sein Vater starb, war derselbe noch ein Kind, mithin der Regierung unfähig; daher auch der alte Burchard, sein na-

*) Was dieses für ein Ort sey, weiß Niemand bestimmt anzugeben. Aber sicher irren sich jene, welche Saalfeld dafür annehmen.

des Ende fühlend, einige Zeit vor seinem Tode, um das Herzogthum doch einigermaßen wenigstens bei der weiblichen Descendenz seines Hauses zu erhalten, seine Tochter Ida unserm jetzt so unglücklichen Ludolph, mit dessen Vaters Bewilligung, zur Gemahlin gegeben hatte.

15. Der graunvolle Familien- und Bürgerkrieg war nun völlig beendigt, und alle daraus entstandenen neuen Staatsverhältnisse waren dauerhaft geordnet. Nur in Bayern reizte Heinrichs verhaßter Name noch immer zum Widerstand. In den ersten Monaten des Jahres 955 erschien also wieder Otto, von seinem Bruder begleitet, mit einem starken Heere in Bayern. Regensburg ward auf das neue wieder zuerst berennt, und dann förmlich belagert. Ein kurz vorher ausgebrochener furchtbarer Brand hatte die von der Stadt bisher ausgestandenen Drangsale noch um vieles vermehrt. Der Muth der Einwohner wie der Besatzung war demnach gebrochen, daher auch der Widerstand nicht sehr hartnäckig, und nach einer kurzen Belagerung erlag Regensburg der Übermacht des Königs. Mit der Eroberung der Hauptstadt war auch ganz Bayern erobert, und Heinrich nun wieder gebietender Herr in dem schönen Lande. Aber jetzt bewieß er auch durch sein Betragen, wie nothwendig es war, daß der edle Ludolph stets so fest auf der Foderung bestand, daß allen seinen Freunden und Anhängern völlige Verzeihung zu Theil werden müsse. Ohne zu ahnen, daß er jetzt schon nahe an dem Ziele seiner, auf lauter krummen Banditen-Wegen durchlaufenen Lebensbahn stehe, überließ sich Heinrich ohne Rückhalt dem, einem Fürsten wie er, so süßen Vergnügen, an allen seinen Feinden und Gegnern Rache zu üben.

Dem Erzbischofe von Salzburg ließ er die Augen ausstechen, den Patriarchen von Aquileja ließ er entmannen, und dieser unerhörte, an zwei Fürsten der Kirche verübte Frevel kann der Nachwelt zum Maßstab dienen, um die grausame Härte zu bemessen, mit der er gegen seine weltlichen Gegner und alle, die ihm feindlich gegenüber gestanden, gewüthet haben mag.

16. Neue Unruhen der Slaven, und eine von ihnen begangene, strenge Bestrafung erfodernde Greuelthat *) riefen Otto abermals nach Sachsen zurück. Schon das bloße Gerücht, daß Otto sich nähere, machte den Unruhen ein Ende. Als er kam, hatten die Slaven sich schon wieder hinter die Elbe zurückgezogen. Aber Otto wollte sie

*) Bei einem feindlichen Einfall der Slaven hatten sich viele Einwohner aus der Gegend in eine sächsische Stadt geflüchtet. Aber bald erschienen auch die Slaven vor derselben Stadt, und da diese von Herzog Hermann keine Hülfe erhalten konnte; so schlossen die Einwohner mit den Feinden eine Capitulation, in welcher sie versprachen, alle ihre Habe in der Stadt zurückzulassen, die Thore derselben zu öffnen, und unbewaffnet mit ihren Frauen und Kindern sich auf die Mauern zu stellen. Sie foderten blos persönliche Freiheit, und auch daß ihre Stadt nicht sollte niedergebrannt werden. Dieser Vertrag ward vollzogen. Aber nun glaubte ein Slave in der Frau eines sächsischen Freigelassenen seine ihm ehemals entlaufene Sclavin zu erkennen. Da er sich ihrer sogleich bemächtigen wollte, lief der Mann, um seine Frau zu retten, herbei, und schlug den Räuber mit der Faust. Dieses erklärten die Slaven sogleich für einen Bruch des geschlossenen Vertrags, ermordeten ohne Erbarmen die wehrlosen Einwohner und schleppten deren Weiber und Kinder in die Sclaverei fort.

für ihre Frevel züchtigen, und hatte schon alle Vorbereitungen gemacht, um mit dem Heere über die Elbe zu gehen und in die slavischen Länder einzufallen, als plötzlich Eilboten über Eilboten von Herzog Heinrich mit der unerwarteten Nachricht anlangten: ein zahlloses Heer Ungarn zöge heran; Otto möge eilen, das südliche Deutschland gegen diese Barbaren zu schützen; seine Gegenwart sey um so nothwendiger, da er selbst (Herzog Heinrich) in Regensburg krank darnieder liege *). Man denke sich jetzt Otto's von allen Seiten gefährdete Lage. Beinahe mit allen, Sachsens sich weit hin streckende östliche und nördliche Grenzen umwohnenden, barbarischen Völkern in Krieg verwickelt, sah er den Norden und Osten seines Reiches von Slaven und das südliche, noch so viele blutige Spuren des kaum geendigten Bürgerkrieges tragende Deutschland von zahllosen Schwärmen wilder Ungarn bedrohet. Was seine Verlegenheit und die Gefahren eines Krieges mit den Ungarn noch um vieles vermehrte, war, daß er sein sächsisches Heer, durch Hermanns treffliche, in Sachsen eingeführte,

*) Die Nachricht von einem Einfall der Ungarn mußte für Otto um so überraschender, und zu gleicher Zeit auch um so ärgerlicher seyn, da erst vor zwei Monaten ungarische Gesandten mit sehr friedlichen und freundschaftlichen Anträgen bei ihm angekommen waren, er sie auch sehr wohlwollend empfangen, und reichlich beschenkt wieder entlassen hatte. Diese sogenannten Gesandten waren offenbar nichts als geheime Kundschafter, die, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß der slavische Krieg ein sehr ernstes Aussehen gewinnen würde, nach ihrer Rückkehr ihre Landsleute nur noch mehr zu einem Raubzuge nach Deutschland ermunterten.

Kriegsanstalten, damals der Kern der deutschen Kriegsmacht, jetzt durchaus nicht aus Sachsen herausziehen durfte. — Otto verlor jedoch weder Muth noch Besonnenheit. Das sächsische Heer und die Fortsetzung des slavischen Krieges übertrug er dem tapfern Markgrafen Gero. Er selbst zog mit einer ganz kleinen, der Zahl nach unbedeutenden, jedoch aus lauter auserwählten, geprüften Kriegern bestehenden Schaar nach Bayern; erließ aber zu gleicher Zeit ein allgemeines Aufgebot an die Franken und Schwaben, unverzüglich mit so vielen Truppen, als sie nur immer aufbringen könnten, sich um die königlichen Fahnen zu sammeln. Ganz Deutschland kam jetzt in Bewegung. Alle große und kleine Vasallen mit ihren Mannen und Kriegsleuten, von einem und demselben Geiste beseelt, eilten herbei, um des Vaterlandes gemeinsame Gefahr zu theilen. Bevor jedoch Otto noch ankommen konnte, hatten die Ungarn schon ganz Bayern überschwemmt, und mit ihrer gewöhnlichen Mord- und Zerstörungssucht darin gewüthet. In drei, wahrhaft zahllosen Schwärmen kamen sie herangezogen, ungleich zahlreicher als je noch eines ihrer Heere, mit dem sie bisher in Deutschland oder Italien erschienen wären. Dem furchtbaren, unter einem Greuel von Verheerungen sich immer weiter fortwälzenden Strom hatten die bayerschen Kriegsvölker ganz allein zu widerstehen nicht vermocht, daher hinter den Lech sich zurückgezogen. Als Otto ankam, standen die Ungarn schon Augsburg gegenüber, wahrscheinlich angelockt durch den Reichthum der Stadt, den sie schon als eine sichere Beute betrachteten. In einiger Entfernung von Augsburg nahm Otto mit seiner sächsischen Leibwache, die man füglich mit der heiligen Schaar der Thebaner ver-

gleichen könnte, und dann mit den Bayern und Schwaben, welche letztere schon angekommen waren, eine Stellung an der westlichen Seite des Lechs. Bald darauf kam auch Herzog Conrad mit den Franken, an der Spitze einer zahlreichen trefflich gerüsteten Reiterei an. Conrads Gegenwart erhöhete den Muth des ganzen Heeres; denn in allen Gauen Deutschlands war er als ein eben so kühner und tapferer, als umsichtiger und kriegskundiger Feldherr berühmt. Das Heer begehrte sogleich gegen den Feind geführt zu werden; aber Otto verschob die Schlacht auf den folgenden Tag, den 10. August; denn das gefährliche und blutige Werk wollte er nicht ohne Gott anfangen. Feierlicher Gottesdienst ward also im Lager gehalten, und am Tage der Schlacht selbst empfing Otto des Morgens sehr frühe im Angesicht des ganzen Heeres die heilige Communion. Diesem beseligenden Beispiele folgten viele der Anführer, wie auch der Soldaten. Alle fleheten mit ihrem Könige zu dem Herrn der Heerschaaren, daß sein Segen auf den Waffen der Deutschen ruhen möge; und da auf den 10. August das Fest des heiligen Laurentius fällt, so machte Otto das feierliche Gelübde, daß, wenn durch die Fürbitte dieses Heiligen ihm Gott den Sieg schenke, er zu Merseburg ein Bisthum stiften und eine bischöfliche Kirche erbauen wolle. — Das Heer hatte Otto in acht Divisionen abgetheilt. Die drei erstern bildeten die Bayern, die vierte die Franken, die fünfte war die stärkste und, weil von Otto selbst angeführt, nannte man sie die königliche, und vor ihr wehete die Reichsfahne; die sechste und siebente Division bestand aus Schwaben, und die achte bildete eine von Herzog Boleslaw geschickte auserlesene Schaar von tausend

Böhmen. Diese formirten den Nachtrab; auch war ihnen die Bedeckung des, sehr weit hinter die Fronte des Heeres gebrachten Gepäckes übertragen.

17. Es ist wirklich sehr zu bedauern, daß wir über Otto's so merkwürdige Schlacht am Lech, die nicht nur Deutschland auf immer von den Ungarn befreiete, sondern auch auf die innere politische Verfassung der ungarischen Nation, auf deren Cultur und Civilisirung einen so genau bezeichnenden Einfluß hatte, daher auch in der ungarischen Geschichte wirklich Epoche macht, kurz daß wir von einer, ein so großes historisches Interesse mit sich führenden Schlacht keine anderen Berichte haben, als die völlig unzusammenhängenden, völlig unverständlichen und nichts sagenden Erzählungen einiger, an sich zwar nicht ungelehrten, aber in Allem, was sich auch nur von weitem auf Krieg, kriegerische Einrichtungen und Operationen bezieht, durchaus höchst unwissenden mönchischen Chronisten *). Diesen zu Folge erwarteten wie gewöhnlich die Ungarn nicht den Angriff der Feinde, sondern setzten sämmtlich, den

*) Sie geben nicht einmal die Stärke des deutschen Heeres an. Die acht Abtheilungen nennen sie legiones, hüten sich aber uns zu sagen, wie stark eine derselben war. Eben so wenig berichten sie uns auch, ob Otto viel oder nur wenig Fußvolk bei seinem Heere gehabt, und in welchem Verhältniß dasselbe zur Reiterei gestanden. Kurz von allem, selbst von dem, was zu wissen durchaus nothwendig ist, um von einer Schlacht und den gewöhnlich dabei sich ergebenden Wechselfällen sich eine, nur einigermaßen richtige Vorstellung machen zu können, sagen sie auch nicht eine Sylbe.

Deutschen unbemerkt (?) über den Lech, umgingen Otto's Heer in einer seiner Flanken, und griffen es im Rücken an. Auf die Böhmen stießen sie zuerst, hieben einen Theil derselben zusammen, jagten die übrigen in die Flucht, und plünderten das Gepäcke. Hierauf fielen sie über die Schwaben her, tödteten viele derselben, brachten sie in Unordnung, und warfen auch diese mit großem Verlust zurück. Schon schwankte die Schlacht, schien selbst zur Hälfte verloren, als Otto, erhaben an diesem Tage über jede Schwachheit der menschlichen Natur, voll hoher Ruhe, mit seltener Gegenwart des Geistes, das Treffen wieder herstellte. Alle Verrichtungen eines Feldherrn mit jenen eines unerschrockenen Soldaten vereinend, und die heilige Lanze in der Hand, an die bei dem Glaubensvollen feste Zuversicht zu gewissem Siege sich knüpfte, stürzte er sich an der Spitze seiner Division, nach dem er noch einige ermunternde Worte an sie gesprochen hatte*), auf den Feind. Zu gleicher Zeit machte auch der tapfere Herzog Conrad mit seinen Franken einen eben so geregelten und nicht minder wüthenden Angriff. Jetzt geriethen ihrer Seits die Ungarn in Unordnung und Verwirrung, und nun begann unter ihnen durch das Schwert der Deutschen eine schreckliche Metzelei. Endlich nahm das ganze feindliche Heer die Flucht, suchte den Lech wieder zu gewinnen, um jenseits des Flusses

*) Nach Witterhind war Otto's Rede, wie ganz vernünftig, nur sehr kurz. Daher auch Otto sie mit den Worten schloß: »Plura loquerer, milites mei, si scirem vobis audaciam vel virtutem verbis augeri. Modo melius gladiis quam linguis colloquium incipiamus«.

Sicherheit zu finden. Da aber das deutsche Heer zwischen den Fliehenden und dem Fluß stand, und die Ungarn in ihrer Eile und Verwirrung den Weg durch die Deutschen nahmen; so erlitten sie auch noch auf ihrer Flucht eine zweite, nicht minder blutige Niederlage. Selbst jene, welche den Lechfluß wirklich erreichten, waren nicht glücklicher. Sie sprengten nämlich in den Fluß; und da ihre allzu sehr erhitzten und ermüdeten Pferde nicht mehr zu schwimmen vermochten, so fanden sie alle in den Wellen ihr Grab. Bevor noch der Tag sich neigte, war alles entschieden, der Sieg der Deutschen vollständig, und beispiellos die Niederlage der Ungarn. Hunderttausend ungarische Leichen bedeckten das Lechfeld; und wie Flugsand vom Sturmwind, war das zahllose Heer der Ungarn zerstäubt *) (955).

---

*) Wer aus dieser Erzählung sich von der Schlacht auf dem Lechfeld auch nur ein noch ziemlich verworrenes Bild zu entwerfen im Stande ist; dem wünschen wir Glück. Wir vermögen es nicht. Was wir aus dem magern Bericht der Chroniker ersehen, ist blos, daß Otto an jenem Tage sich selbst übertroffen und endlich den Sieg errungen hat. Aber wie, auf welche Weise und durch welche Mittel es geschehen, besonders da die Schlacht des Morgens sehr frühe begann und bis gegen Abend dauerte, dies bleibt ein ewiges, nicht mehr zu lösendes historisches Räthsel. Des Unbegreiflichen giebt es hier so viel, daß wenn wir nur einen Theil davon analisiren wollten, es uns der Raum nicht gestatten würde. Schon ganz unerklärbar ist es, daß die Ungarn die, ihnen ganz eigene Art zu kämpfen, nicht in Anwendung brachten. Sie waren bekanntlich treffliche Bogenschützen, ziemlich leicht bewaffnet, sehr gute Reiter, und hatten sehr behende, schnelle Pferde. Gewöhnlich sprengten sie an den Feind heran, schickten diesem einen Hagel

von Pfeilen entgegen, jagten dann schnell zurück, um noch öfters auf gleiche Weise ihren Angriff zu erneuern. Bemerkten sie endlich, daß der Feind durch den Verlust seiner, durch den unaufhörlichen Pfeilregen getödteten Leute, zu schwanken und in Unordnung zu gerathen anfing; dann griffen sie erst zur Lanze und zum Schwert, um die errungenen Vortheile nun in vollständigen Sieg zu verwandeln. Von allem diesem geschah in dieser Schlacht nichts; denn wir finden sogleich die Ungarn in einem unförmlichen Knäul zusammen geballt, gleich zusammen getriebenem Schlachtvieh, den Deutschen zum Hinwürgen hingestellt. Wollte man sich dieses einigermaßen erklären; so müßte man annehmen, daß die Ungarn am Tage dieser Schlacht, von einer Art von Tollwuth befallen, völlig verblendet gewesen, daß demnach, als einige ihrer Schaaren die böhmische und schwäbische Division geworfen hatten, das ganze ungarische Heer sich auf diesen einzigen Punkt in wilder Unordnung hingeworfen, mithin in wenigen Augenblicken eine höchst verworrene Masse von ungeheurer Tiefe und nur unverhältnißmäßiger, äußerst schmaler Front gebildet hätte. Diese Masse griffen nun Otto und Conrad in der Fronte und in den Flanken an; und da die vordersten ungarischen Schaaren, durch den immer mehr zunehmenden Andrang der Hintersten, verhindert wurden, von der Behendigkeit ihrer Pferde Gebrauch zu machen; so waren sie gezwungen, sich mit den Deutschen in ein Gefecht Mann gegen Mann einzulassen, und mußten daher dem starken Arm und den langen Schwertern der Deutschen bald unterliegen. Erst als diese die verworrene Masse, durch das Niedersäbeln vieler Tausende gelüftet hatten, wurden alle Uebrigen geschreckt, und suchten ihr Heil in der Flucht, begingen aber den Fehler, daß sie sich nicht genug seitwärts links oder rechts vor dem deutschen Heere vorbeizogen, sondern in kürzester Linie den Lechfluß zu erreichen strebten, und da, wie man ferner annehmen muß, und es auch höchst wahrscheinlich ist, das deutsche Heer keine zusammenhängende Schlachtlinie bildete, sondern Otto zwischen den Divisionen verhältnißmäßige Intervallen gelassen hatte;

so geriethen die Fliehenden, in der Hoffnung, sich allda leichter durchschlagen zu können, in einen solchen Zwischenraum, wurden aber von den beiden dort stehenden, vermuthlich bairischen Divisionen, die noch nicht in das Gefecht gekommen waren, und gleichsam die Reserve bildeten, so kräftig empfangen, daß sie selbst auf der Flucht noch eine zweite Niederlage erlitten. — So und nicht anders läßt sich in die verwirrte und höchst unvollständige Erzählung der Chroniker einiges Licht bringen. Ob es aber auch wirklich so hergegangen sey; darüber kann man freilich jetzt keinen Zeugen mehr zum Protocoll vernehmen. Welches aber auch der Hergang der Schlacht gewesen seyn mag; so müssen doch nothwendig Otto und Conrad ausgezeichnete Feldherren-Talente entwickelt, auch die deutschen Heere, wozu schon Otto's Vater König Heinrich den Grund gelegt hatte, eine ganz andere organische Gestalt gehabt haben, als man gewöhnlich von den Heeren des Mittelalters zu erzählen pflegt. — Daß eine treffliche, unter einem kriegerischen, in langen Kriegen geübten, mithin auch des Kriegs erfahrenen Monarchen, eingeführte Kriegsverfassung nachher unter schwächern, in keine oder nur wenige Kriege verwickelten Nachfolgern bald wieder in gänzlichen Verfall gerathen mußte, dies versteht sich von selbst, besonders zu einer Zeit, wo die Grundsätze und Regeln des Krieges, und Alles dessen, was sich darauf bezieht, noch nicht in förmliche, leicht faßliche Systeme gebracht, noch nicht allgemein anerkannt, mithin auch nicht allgemein angewandt wurden; sondern wo das Kriegswesen bei jeder Nation nur auf der mehr oder minder kriegerischen Persönkeit des Königes beruhete. —

18. Gleich am folgenden Tage nach der Schlacht ging Otto mit dem Heere über den Lech. Das ganze feindliche Lager sammt allem darin aufgehäuften Raube fiel in die Hände der Deutschen. Viele Gefangene, die man im Lager fand, wurden befreit, aber sämmtliche noch darin

befindliche Ungarn nieder gehauen. Ueberhaupt kannte die Erbitterung der Deutschen gegen ein Volk, das seit länger als fünfzig Jahren namenloses Elend über das deutsche Vaterland gebracht, und oft so unmenschlich grausam darin gewüthet hatte, gar keine Schranken. Keines lebenden Ungars ward geschont. Alle Wälder und Schlupfwinkel diesseits wie jenseits des Lechs sorgsam durchsucht, und niedergehauen alle Ungarn, die man darin fand. Hatten sie sich aber in Weilern und Dörfern zu verbergen gesucht; so wurden diese von den Deutschen selbst angezündet, und alle, die sich darin verborgen hatten, lebendig verbrannt. Selbst die Verwundeten konnten nicht mehr die Barmherzigkeit der Deutschen erregen. Sie wurden, wenn auch nur leicht verwundet, unter einander in tiefe Gruben geworfen, und dann lebendig begraben. — Drei in der Schlacht gefangene Fürsten wurden, man weiß nicht warum, nach Regensburg zu dem kranken Herzog Heinrich gebracht, der sie alle drei auf der Stelle aufknüpfen ließ. Einer ungarischen Volkssage nach, kamen von dem zahllosen Heere, dessen Pferde, wie Anfangs die Ungarn scherzend und prahlend sagten, alle Flüsse Deutschlands aussaufen sollten, nur neun Menschen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren zurück, und verkündeten ihren Landsleuten die unerhörte Niederlage und das traurige Schicksal ihrer Brüder *).

*) Sehr schön und treffend sagt bei dieser Gelegenheit Herr Hofrath Schlosser: „ein **bellum internecinum** „ist schrecklich, aber vielleicht durchaus nothwendig; „sobald der Mensch ein Raubthier wird". Wir fügen noch hinzu: auch dann unvermeidlich, wenn eine Nation sich in zwei Partheien spaltet, deren furchtbare,

so geriethen die Fliehenden, in der Hoffnung, sich allda leichter durchschlagen zu können, in einen solchen Zwischenraum, wurden aber von den beiden dort stehenden, vermuthlich bairischen Divisionen, die noch nicht in das Gefecht gekommen waren, und gleichsam die Reserve bildeten, so kräftig empfangen, daß sie selbst auf der Flucht noch eine zweite Niederlage erlitten. — So und nicht anders läßt sich in die verwirrte und höchst unvollständige Erzählung der Chroniker einiges Licht bringen. Ob es aber auch wirklich so hergegangen sey; darüber kann man freilich jetzt keinen Zeugen mehr zum Protocoll vernehmen. Welches aber auch der Hergang der Schlacht gewesen seyn mag; so müssen doch nothwendig Otto und Conrad ausgezeichnete Feldherren-Talente entwickelt, auch die deutschen Heere, wozu schon Otto's Vater König Heinrich den Grund gelegt hatte, eine ganz andere organische Gestalt gehabt haben, als man gewöhnlich von den Heeren des Mittelalters zu erzählen pflegt. — Daß eine treffliche, unter einem kriegerischen, in langen Kriegen geübten, mithin auch des Kriegs erfahrenen Monarchen, eingeführte Kriegsverfassung nachher unter schwächern, in keine oder nur wenige Kriege verwickelten Nachfolgern bald wieder in gänzlichen Verfall gerathen mußte, dies versteht sich von selbst, besonders zu einer Zeit, wo die Grundsätze und Regeln des Krieges, und Alles dessen, was sich darauf bezieht, noch nicht in förmliche, leicht faßliche Systeme gebracht, noch nicht allgemein anerkannt, mithin auch nicht allgemein angewandt wurden; sondern wo das Kriegswesen bei jeder Nation nur auf der mehr oder minder kriegerischen Persönkeit des Königes beruhete. —

18. Gleich am folg[illegible] Tage nach der Schlacht ging Otto mit [illegible] über den Lech. [illegible]as ganze feindli[illegible] [illegible]nmt allem d[illegible] gehäuften Rau[illegible] [illegible]
[illegible] Viele Gefa[illegible]
[illegible]rden befreit, [illegible]

befindliche Ungarn [illegible]
kannte die Erinnerung [illegible]
Volk, das sein [illegible]
loses Elend über [illegible]
und oft so [illegible]
hatte, gar keine [illegible]
Ungarns mehr [illegible]
winkel dieses [illegible]
durchsucht, [illegible]
man darin [illegible]
und Türken [illegible]
diese von [illegible]
alle, die [illegible]
verbrannt. [illegible]
mehr die [illegible]
Sie waren. [illegible]
unter [illegible]
dann [illegible]
gefangenen [illegible]
nach [illegible]
rich [illegible]
[illegible]
kamen [illegible]
wie [illegible]
sagten, als [illegible]
nur [illegible]
und [illegible]
leuten [illegible]
Schicksal ihrer [illegible]

*) [illegible]

so geriethen die Fliehenden, in der Hoffnung, sich allda leichter durchschlagen zu können, in einen solchen Zwischenraum, wurden aber von den beiden dort stehenden, vermuthlich bairischen Divisionen, die noch nicht in das Gefecht gekommen waren, und gleichsam die Reserve bildeten, so kräftig empfangen, daß sie selbst auf der Flucht noch eine zweite Niederlage erlitten. — So und nicht anders läßt sich in die verwirrte und höchst unvollständige Erzählung der Chroniker einiges Licht bringen. Ob es aber auch wirklich so hergegangen sey; darüber kann man freilich jetzt keinen Zeugen mehr zum Protocoll vernehmen. Welches aber auch der Hergang der Schlacht gewesen seyn mag; so müssen doch nothwendig Otto und Conrad ausgezeichnete Feldherren-Talente entwickelt, auch die deutschen Heere, wozu schon Otto's Vater König Heinrich den Grund gelegt hatte, eine ganz andere organische Gestalt gehabt haben, als man gewöhnlich von den Heeren des Mittelalters zu erzählen pflegt. — Daß eine treffliche, unter einem kriegerischen, in langen Kriegen geübten, mithin auch des Kriegs erfahrenen Monarchen, eingeführte Kriegsverfassung nachher unter schwächern, in keine oder nur wenige Kriege verwickelten Nachfolgern bald wieder in gänzlichen Verfall gerathen mußte, dies versteht sich von selbst, besonders zu einer Zeit, wo die Grundsätze und Regeln des Krieges, und Alles dessen, was sich darauf bezieht, noch nicht in förmliche, leicht faßliche Systeme gebracht, noch nicht allgemein anerkannt, mithin auch nicht allgemein angewandt wurden; sondern wo das Kriegswesen bei jeder Nation nur auf der mehr oder minder kriegerischen Persönkeit des Königes beruhete. —

18. Gleich am folgenden Tage nach der Schlacht ging Otto mit dem Heere über den Lech. Das ganze feindliche Lager sammt allem darin aufgehäuften Raube fiel in die Hände der Deutschen. Viele Gefangene, die man im Lager fand, wurden befreit, aber sämmtliche noch darin

befindliche Ungarn nieder gehauen. Ueberhaupt kannte die Erbitterung der Deutschen gegen ein Volk, das seit länger als fünfzig Jahren namenloses Elend über das deutsche Vaterland gebracht, und oft so unmenschlich grausam darin gewüthet hatte, gar keine Schranken. Keines lebenden Ungars ward geschont. Alle Wälder und Schlupfwinkel diesseits wie jenseits des Lechs sorgsam durchsucht, und niedergehauen alle Ungarn, die man darin fand. Hatten sie sich aber in Weilern und Dörfern zu verbergen gesucht; so wurden diese von den Deutschen selbst angezündet, und alle, die sich darin verborgen hatten, lebendig verbrannt. Selbst die Verwundeten konnten nicht mehr die Barmherzigkeit der Deutschen erregen. Sie wurden, wenn auch nur leicht verwundet, unter einander in tiefe Gruben geworfen, und dann lebendig begraben. — Drei in der Schlacht gefangene Fürsten wurden, man weiß nicht warum, nach Regensburg zu dem kranken Herzog Heinrich gebracht, der sie alle drei auf der Stelle aufknüpfen ließ. Einer ungarischen Volkssage nach, kamen von dem zahllosen Heere, dessen Pferde, wie Anfangs die Ungarn scherzend und prahlend sagten, alle Flüsse Deutschlands aussaufen sollten, nur neun Menschen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren zurück, und verkündeten ihren Landsleuten die unerhörte Niederlage und das traurige Schicksal ihrer Brüder *).

---

*) Sehr schön und treffend sagt bei dieser Gelegenheit Herr Hofrath Schlosser: „ein **bellum internecinum** „ist schrecklich, aber vielleicht durchaus nothwendig; „sobald der Mensch ein Raubthier wird". Wir fügen noch hinzu: auch dann unvermeidlich, wenn eine Nation sich in zwei Partheien spaltet, deren furchtbare,

19. Aber auch die Deutschen hatten ihren Sieg ziemlich theuer erkauft, besonders durch den Verlust des edeln Herzogs Conrad. Schon Sieger, öffnete er, um bei der großen Hitze des Tages etwas Luft zu schöpfen, seinen Harnisch, und in demselben Augenblick flog ein mörderischer Pfeil ihm durch die Kehle. In den Freudenkelch der Deutschen mischte dieser Tod bittern Wehmuth. Ganz Deutschland trauerte darüber. Der Held fiel am Mittage seines Lebens, in der ganzen Fülle ungeschwächter männlicher Kraft. Conrads Leiche ward nach Worms gebracht, und dort auf Otto's Befehl mit fürstlicher Pracht begraben. — Auch der Bischof von Eichstädt fand in der Schlacht am Lech seinen Tod. Jener von Regensburg lag tödtlich verwundet und völlig betäubt auf dem Schlachtfelde. Neben ihm lag ein ebenfalls gefährlich verwundeter Ungar. Dieser erholte sich zuerst, und wollte nun über den neben ihm Liegenden herfallen, ihn tödten und plündern. Aber eben dadurch ward auch der Bischof aus seiner Betäubung geweckt. Schnell sprang er auf, raffte alle seine Kräfte zusammen, und ward, bevor er starb, noch Sieger in diesem Kampf. — Zwei Monate darauf starb zu Regensburg auch der schon lange krank liegende Herzog Heinrich. Natürlich starb er, wie er gelebt hatte.

---

in alle Verhältnisse des öffentlichen wie häuslichen Lebens eingreifende Gegensätze, beide auf eine solche Weise trennen, daß weder eine Vermittelung noch Vereinigung mehr möglich ist, und nur durch den völligen Untergang der einen oder andern Parthei, die Ruhe im Staate, und in allen Gliedern des Staatskörpers das nöthige Gleichgewicht wieder hergestellt werden kann.

Das gewöhnliche Loos aller derer, die erst an den Himmel denken, wenn die Erde sich ihnen entzieht. Auf vieles Zureden des Bischofes Martin von Regensburg beichtete und bereuete er zwar den an dem Patriarchen von Aquileja begangenen Frevel; aber daß er dem Erzbischofe von Salzburg die Augen hatte ausstechen lassen, darüber zeigte er, trotz aller Vorstellungen des so eben erwähnten Bischofes, nicht die mindeste Reue, selbst nicht in dem furchtbaren Moment, wo er in die sich ihm öffnenden Pforten der Ewigkeit eingehen, und diese dann hinter ihm auf ewig sich schließen sollten.

20. Die erste und nächste Folge des erfochtenen glänzenden Sieges war die Eroberung Oesterreichs, welches die Ungarn den Deutschen entrissen hatten, und nun mit Deutschland wieder vereiniget ward. Die von den Ungarn erlittene Niederlage benahm zwar denselben noch nicht ihre Raublust. Aber sie wandten ihre Waffen blos gegen die Griechen und Bulgaren, und obgleich in der Folge auf den Grenzen noch einzele Feindseligkeiten vorfielen, so wagten sie sich doch nie mehr in das Innere des deutschen Reiches. Da sie Tapferkeit und kriegerischen Muth als die größte Tugend und das Höchste in dem Menschen betrachteten; so flößte ihnen das Andenken an den von Otto auf dem Lechfeld erfochtenen Sieg eine grenzenlose Hochachtung gegen die Deutschen ein. Mit diesen furchtbaren und mächtigen Nachbarn strebten sie nun stets in friedlichen und freundlichen Verhältnissen zu leben. Was deutsch war und von den Deutschen herkam, schien ihnen ehrwürdig, trefflich und nützlich. Manche deutsche, die Ungarn selbst immer mehr humanisirende und civi-

strende Einrichtung führten sie nach und nach in ihrer Verfassung, Verwaltung, Kriegswesen, kurz in ihrem öffentlichen wie häuslichen Leben ein; und bevor noch das gegenwärtige Jahrhundert verflossen war, erkannten nicht nur schon die Ungarn, daß der Krieg nicht gerade das edelste Geschäft der Menschheit sey, sondern ihr Großfürst Geisa, geleitet von der geistvollen und schönen Sarolta, seiner Gemahlin, nebst einer großen Menge Volkes traten sogar zu dem Christenthum über, und beteten von jetzt an den Gekreuzigten an *). — Wie groß, einflußreich und entscheidend in ihren Folgen war demnach nicht die blutige, so viele Menschen dahin würgende Schlacht auf dem Lechfeld, und wie sehr müssen wir hier wieder die wunderbaren Wege einer, alles mit erbarmender Weisheit lenkenden Vorsehung staunend anbeten; da gerade das, was durchaus blos dem Verderben hatte dienen sollen, für die ungarische Nation, nur etwas später, in überschwänklichen Segen verwandelt ward!

21. Mit unsterblichem Ruhme bedeckt, und überall wohin er kam, mit der schönen Benennung: Vater des Vaterlandes, begrüßt,

*) Soralta war eine bulgarische Prinzessin, schon Christin, bevor sie mit Geisa vermählt ward. Die Erhabenheit und Trefflichkeit der christlichen Moral erkannte Geisa bald an; aber es dauerte lange, bis sein, von heidnischem Aberglauben verfinsterter Verstand sich dem höhern Licht des Evangeliums öffnete. So z. B. wollte er durchaus neben Jesum Christum noch ein Paar alte heidnische Gottheiten verehren, und ihnen Kapellen errichten; und lange Zeit bemüheten sich die Bischöfe fruchtlos, ihm diesen schrecklichen Wahn zu benehmen

eilte Otto nun wieder nach Sachsen zurück. Der Krieg mit den Slaven war während seiner Abwesenheit nicht sehr glücklich geführt, sogar einer der sächsischen Feldherren von den Slaven geschlagen, und der größte Theil seines Heeres zusammen gehauen worden. Der gegenwärtige Aufstand der Slaven war furchtbarer, als irgend einer der frühern. Die mehrsten slavischen Völker von der Elbe bis an die Oder, hatten, was vorher noch nie geschehen war, sich dießmal vereint. An der Spitze dieses Völkerbundes standen die Uckern, der Deutschen gefährlichste Feinde, und jetzt noch um so gefährlicher, da die beiden zu ihnen übergegangenen sächsischen Grafen Wichman und Ecbert ihre Operationen leiteten, mehr Einheit in ihre Plane brachten, und zudem noch zwei sehr tapfere fürstliche Brüder, Namens Naco und Stoinef, das slavische Heer anführten. Mit Otto's Ankunft in Sachsen gewannen jedoch bald die Sachen eine andere Gestalt. Er ging selbst über die Elbe, rückte bis an die Dosse vor, und schlug die Slaven in einer eben so entscheidenden, als mörderischen Schlacht. An diesem Siege hatte sein tapferer, ja man darf wohl sagen, unüberwindlicher Markgraf Gero von Sachsen einen nicht wenig bedeutenden Antheil *). Die Slaven unterwarfen sich nun wieder gutwillig der deutschen Herrschaft; und die beiden Grafen Wichman und Ecbert, die nun in den slavischen Ländern nicht länger mehr geduldet wurden, flohen zu dem mächtigen Herzog Hugo von Isle de France. Otto durfte dem ungeachtet Sachsen in den ersten vier bis fünf Jahren nicht verlassen; denn bald

*) Ueber das Detail dieses Feldzuges sehe man im 5. Abschnitte den §. 21 in der Note.

da bald dort erwachte noch einigemal wieder der Slaven nicht so leicht zu beugende Geist; auch setzten selbst aus der Ferne Wichman und Ecbert ihre geheimen Umtriebe in Sachsen fort. Während dieser Zeit, oder vielmehr gleich im Anfange des slavischen Krieges, als Otto noch zwischen der Elbe und der Oder stand, war es auch, daß Ludolph seinen dem Leser schon bekannten glänzengen Zug über die Alpen unternahm, in wenigen Monaten ganz Oberitalien eroberte, durch seine Thaten sich wahrhaft als den Erstgebornen Otto's des Großen erwieß, aber leider bald darauf an einem, von der Hand eines geheimen Verräthers ihm gereichten Gifttrank starb. Ein weit hinschimmerndes Meteor, das einige Augenblicke den ganzen italischen Himmel erleuchtete, und dann plötzlich auf immer wieder verschwand!

22. Durch des Erzbischofes Bruno und des Markgrafen Gero Vermittelung hatten Wichman und Ecbert Verzeihung erhalten. Sachsen wie die angrenzenden Länder schienen vollkommen beruhiget, und da auch das übrige Deutschland sich desselben Glückes zu erfreuen hatte; so unternahm nun Otto im August des Jahres 961 seine zweite Heerfahrt nach Italien. Während seiner beinahe vierthalbjährigen Abwesenheit blieb Deutschland ruhig, nur in Sachsen entstanden hie und da einige, abermal von Wichman erregte, jedoch durch Herzog Hermann bald wieder unterdrückte Bewegungen. Desto thätiger war indessen der Markgraf Gero. Ueber alle slavischen Völker bis an die Oder führte er, und zwar mit beinahe unumschränkter Gewalt den Oberbefehl. Aber er hatte dieselben seit einiger Zeit so sehr zu gewinnen, und an seine Herrschaft zu gewöhnen ge-

wußt, daß er jetzt mit ihrem Beistande, und durch slavische Kriegsschaaren verstärkt, auch das einzige und letzte, diesseits der Oder noch nicht unterjochte slavische Volk, nämlich die Lausitzer, ebenfalls der deutschen Herrschaft unterwarf. Aber hart und blutig war auch der Kampf, und für Gero, obgleich er Sieger blieb, dennoch härter und verhängnißvoller, als irgend einer, den er bisher noch bestanden hatte. Der polnische Fürst Miczislaw kam nämlich den Lausitzern zu Hülfe. Es kostete zwei mörderische Schlachten, bis auch die Polen besiegt waren. Zum Lohn ihrer, den Slaven in der Lausitz geleisteten Hülfe, ward der ganze, von Miczislaw beherrschte Theil Polens von einem Ende bis zum andern ausgeplündert und verheert. Aber mit der Unterwerfung der Lausitz schloß sich nun auch Gero's lange, mit so vielen blutigen Spuren bezeichnete Heldenbahn. Nicht nur selbst schwer verwundet kam Gero von diesem Feldzuge zurück, sondern er hatte in der letzten Schlacht auch seinen einzigen Sohn Siegfried verloren. Vielleicht hatte Gero sein ganzes Leben hindurch mehr für sich und die Größe seines Hauses, als für Otto und Deutschland gearbeitet, gerungen und gekämpft. Zertrümmert lag durch Siegfrieds Tod das ganze Gebäude seiner erträumten, künftigen Hoheit; und alle seine Hoffnungen, Wünsche und Aussichten wurden mit der Leiche des einzigen Sohnes zu Grabe getragen. Die Gegenwart hatte nun alles Leben, alle ihre Reitze für ihn verloren; aber eben daher trat jetzt die Vergangenheit desto lebendiger vor seine Seele, und aus dieser mochte ihm nun manches entgegen kommen, auf das er nur mit Schauder und Reue, ja vielleicht selbst nur mit Scham zurückblicken konnte. Nicht das Geräuschvolle ist

groß, auch nicht was die Bewunderung stupider Völker erregt, oder das Lob des großen, daher auch stets gemeinen Haufens erhält; und das Leben eines, von der Welt gefeierten, mit Lorbern gekrönten Helden ist nicht immer, oder vielmehr nur selten auch ein in den Augen Gottes wohlgefälliges Leben. Tief und schmerzhaft fühlte dieß Gero am Ende seiner Tage; und in demselben Maße, in welchem jetzt, da einige Schollen Erde Alles das, was ihn an die Erde gefesselt, deckten, nun auch die Welt mit allen ihren vorübergaukelnden Herrlichkeiten von ihm schied, in eben diesem Maße näherte sich ihm jetzt immer mehr der ernste Gedanke an die Ewigkeit, und zwar mit allen ihren bangen, für leere, Gott lange Zeit völlig entfremdete Seelen so qualvollen Ahnungen. Gebeugt und geschreckt, wollte er wenigstens den Abfall von dem beinahe schon völlig erstorbenen Baume seines Lebens Gott und einer höhern, jenseits des Grabes liegenden Welt weihen. Mit dem Pilgerstab in der Hand, unternahm er also eine Wallfahrt nach der Hauptstadt der Christenheit. Dort an den Stufen des Altars der beiden großen Apostel legte er seine, bisher stets siegreichen Waffen nieder, erhielt hierauf vom Pabste die Lossprechung, und überdieß noch eine kostbare Reliquie, nämlich einen Arm des heiligen Cyriacus. Auf seiner Rückreise ließ er sich zu St. Gallen in den Orden der büßenden Brüder aufnehmen. Die von dem Pabste erhaltene Reliquie schenkte er dem, von ihm gegründeten Kloster Gernrode, das er zugleich auch zum einzigen Erben aller seiner Güter einsetzte. Gero starb zwei Monate nach Otto's Rückkunft in Deutschland. Möchte doch reine, von allem Fremdartigen geläuterte Liebe zu Gott, und wegen Gott

zu allen Menschen, wo nicht die einzige, doch vornehmste Quelle aller von Gero am letzten Abend seines Greisenalters geübter Buß- und Andachtsübungen gewesen seyn! — Die weitläufigen slavischen Länder, denen Gero ganz allein, und zwar mit sehr weit ausgedehnter Vollmacht vorgestanden, vertheilte Otto nun unter fünf, von einander völlig unabhängige, unmittelbar blos unter dem König stehende Markgrafen *).

---

*) Es ist zwar nicht leicht einzusehen, wie — wenigstens einer gesunden Logik nach — das so eben hier oben Gesagte zu Mißverständnissen führen könnte. Demungeachtet ist es dennoch möglich, besonders da wir leider schon manchmal haben lesen, und noch viel öfter hören müssen, daß das Christenthum keinen Helden erzeugen, überhaupt in der Welt nichts Großes habe hervorbringen können. Es giebt nicht wohl einen größern mehr antihistorischen Wahn, als diesen. Gerade im Gegentheil beweist uns die Geschichte, wenn nur etwas tiefer, und aus dem richtigen Standpunkt aufgefaßt, daß von allem Großen, Erhabenen, wahrhaft Heldenmäßigen die christliche Religion die einzige Gebärerin und Pflegerin sey. In der That, Helden, die in ihrem Munde stets die Worte: Fürst, Vaterland, Wohl des Staats ꝛc. führen; aber in allem diesem doch nichts als das Bild ihrer eigenen Größe, nichts als ihre eigenen Vortheile erblicken, die ferner, obgleich sie, von Ehrgeiz und Schwungsucht angespornt, Schlachten gewinnen und Städte erstürmen, dennoch selbst stets weggeworfene Sclaven einer Menge niedriger Leidenschaften bleiben, und die endlich blos sich selbst zum einzigen Mittel- und Brennpunkt aller ihrer Großthaten machen: solche Helden bringt freilich das Christenthum nicht hervor, wird und will auch dergleichen keine erzeugen. An einen wahren christlichen Helden macht die Religion noch ungleich größere Foderungen, legt ihm noch ungleich schwerere Pflichten auf. Zuerst fodert sie, daß

er vor allem die in seiner eigenen Brust nie ruhenden innern Feinde siegreich bekämpfe, und sein Geist über alle Neigungen einer verderbten Natur unumschränkt gebiete. Hat er diesen schwersten aller Siege errungen, dann fodert die christliche Religion noch ferner, daß er sich von der göttlichen Weltanordnung jene einzig wahre Ansicht eigen mache, die er in den heiligen Schriften überall, nur leicht verdeckt, nie tief verborgen findet, daß er dann zu Folge dieser höhern Ansicht auch Alles ohne Ausnahme auf Gott beziehe, daß er demnach z. B. in seinem Monarchen blos ein Abbild Gottes, in der Welt blos eine göttliche Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts, in allen bürgerlichen Verhältnissen und Einrichtungen nur vorbildende und vorübende Schemen einer höhern Welt erblicke. Erst durch diese Lehren ächter Lebensweisheit werden die in ihm schlummernden Anlagen zum wahrhaft Großen und Heldenmäßigen in wirkliche Fähigkeiten verwandelt. Ruft ihn dann das Vaterland, oder gebeut ihm sein Fürst, gegen Feinde zu ziehen; dann hört er in dem Rufe des Vaterlands oder in der Stimme des Fürsten zugleich auch die Stimme Gottes. Ohne Rücksicht auf sich selbst, ohne Rücksicht auf lockende Belohnungen, auf Ehrenstellen und Ordensbänder, tritt er dann selbst den größten Gefahren mit jenem Muth entgegen, der den Christen über alle Schwächen gewöhnlicher Menschennaturen erhebt. Auch wenn, außer dem Blick des Allsehenden kein menschliches Auge ihn sieht, stürzt er sich mit Heldenwürde in das dichteste Schlachtgewühl; und fällt er dann für Fürst und Vaterland; so ist es eigentlich blos Gott allein, dem er sein Leben freudig zum Opfer dargebracht. Einem Solchen, in ihrer Schule gebildeten Helden reicht die Religion nicht nur hier schon den Heldenkranz, sondern zeigt ihm auch jenseits des Grabes noch die herrlichste aller Kronen, die Märtyrerkrone; die einzige Belohnung, die er verlangt, und die zu jeder wahrhaften Heldenthat ihn ermuntert, kräftiget und befeuert. — Manchem solcher christlichen Helden begegneten wir schon in dem Laufe der Geschichte Jesu. Auch in der Zukunft werden wir noch mehrern derselben be-

gegnen; besonders in Spanien, während dessen beinahe acht hundert Jahre dauernden Befreiungskrieg mit den Sarazenen. — Wir möchten wissen, ob es unter den vielen neuern und neuesten plutarchischen Männern auch nur zwei oder drei gebe, die diese Heldenprobe glücklich würden bestanden haben. — Weil die christliche Religion nur Sanftmuth, Milde, Liebe und vorzüglich Demuth predigt, erfrechen sich Frevler, sie eine Schlafhauben-Religion zu nennen, die für die nun mündig (?) gewordenen Völker, und die gegenwärtige, so kräftig bewegte Zeit durchaus nicht mehr passe. O, der Thoren! die nicht wissen und begreifen, daß gerade jene Tugenden die einzige Wurzel sind, aus welcher alles wahrhaft Große und Heldenmäßige hervorsprosset. Wird der Demüthige, daher sich selbst verschmähende, und an Selbstverläugnung gewöhnte Christ nicht auch da, wo kein zeitlicher Gewinn ihn lockt, ungleich leichter zu jedem, auch dem schwersten Opfer sich entschließen, ungleich leichter und freudiger für Fürst und Vaterland sich selbst aufopfern, als der stolze, starre, alles blos auf sich selbst beziehende, mit allen seinen Kräften nur für die Zeitlichkeit wuchernde Weltling, besonders mit seiner ohnehin stets mit zahllosen, selbstsüchtigen Wünschen angefüllten Brust? Nicht dieser, wohl aber jener wird, ohne alle Hoffnung zeitlichen Vortheils, so bald nur die Ehre Gottes und das Wohl der Menschheit es ihm gebieten, jeder Gefahr kühn und unerschrocken entgegen treten, die unterdrückte Unschuld auch gegen den gefürchteten, übermächtigen Unterdrücker muthig vertheidigen, und selbst unter den Augen eines ungerechten, ihm sogar schon zürnenden Machthabers, dennoch scheu- und furchtlos für Recht und Wahrheit sprechen. — Nichts fördert mehr die Berichtigung der Begriffe und Vorstellungen, als daß man Sachen wie Personen stets mit ihrem wahren Namen bezeichne; und so wiederholen wir hier abermals die oben gemachte Bemerkung, daß nämlich das Leben der von der Welt am meisten gefeierten und gekrönten Helden, sehr oft nichts weniger als ein auch in den Augen Gottes wohlgefälliges Leben sey; und wenn endlich, was gewiß niemand leugnen wird, der Mensch

keinen andern wahren Werth hat und haben kann, als den er vor Gott hat: in welche erbärmliche Jammergestalt mag dann nicht so manche, von der Welt gepriesene Heldengröße zusammen schrumpfen!

23. Wahrscheinlich war Otto's, seinem kindlichen Herzen so viel Ehre bringendes Verlangen, seine in Jahren schon sehr weit vorgerückte Mutter noch einmal zu sehen, die Hauptveranlassung seiner baldigen Rückkehr nach Deutschland. In Cöln vereinte er also seine ganze Familie, in deren Kreise er jetzt zum letztenmale alle Glieder derselben sehen sollte. In Begleitung seines Bruders, des Erzbischofes Bruno, begab sich Otto, nachdem er das Osterfest in Ingelheim gefeiert hatte, nach Cöln. Dahin kam nun ebenfalls die ehrwürdige Mathilde mit ihren beiden Enkeln, dem jungen König Otto und dem kleinen Heinrich, Söhne des verstorbenen Herzogs Heinrich von Baiern; und gleich darauf auch Otto's Schwester, die Königin Gerberga mit ihren beiden Söhnen, dem König Lothar von Frankreich und dessen Bruder Carl. Otto feierte jetzt ein, in seiner Art eigenes, nur von Liebe und besonders von kindlicher Liebe angeordnetes Familienfest; und die Feier desselben erhöhete nur noch des jungen König Lothars Verlobung mit Emma, Adelheidens Tochter erster Ehe *). Viele

*) In früherer Zeit saßen eines Tages Mathilde und Adelheide beisammen, und Emma und der kleine Heinrich spielten mit einander in demselben Zimmer. Endlich liefen auch die Kinder herbei, und Heinrich legte seinen lockigten Kopf in den Schoß seiner Großmutter, und schauete liebkosend zu ihr empor. Dies bemerkte Adelheide, bewunderte die Schönheit des holden Kna-

Fürsten, Grafen, und Herren waren gegenwärtig, und eben so gerührt bei dem Anblick der, unter allen Gliedern des kaiserlichen Hauses herrschenden Einigkeit, als angezogen von dem höhern Glanz, der jetzt Otto's Kaiserthron umfloß, suchten sie sich sämmtlich iu den Strahlen desselben zu sonnen; und schwerlich wird von Cöln auch nur ein Einziger wieder abgereist seyn, welcher nicht die Wirkungen kaiserlicher Huld und Freigebigkeit empfunden hätte.

24. Von Cöln begab sich Otto nach Sachsen. Hier brachte er den ganzen Sommer zu, durchreiste das Land nach allen Richtungen, und überall wohin er kam, war er für die Kirchen, wie für den Adel und das Volk eine gleich wohlthätige Erscheinung. Um diese Zeit war es auch, daß vorzüglich durch Otto's Bemühungen der Harzgebirge innerer Reichthum entdeckt ward. Unstreitig eine, in ihren nächsten wie spätern

---

ben, und sagte dann zu Mathilde: „Die beiden kleinen scheinen für einander geschaffen zu seyn, und „wenn Ihr euere Einwilligung dazu geben wollet; „so möchte der liebenswürdige kleine Knabe einst auch „ein eben so liebenswürdiger Gatte für meine Emma „werden". — Mathilde schwieg einige Augenblicke. Mit einem tiefen Seufzer sprach sie hierauf: „Dies sey „ferne von mir. Enrer guten Emma muß ein un„gleich glänzenderes Los zu Theil werden; denn seit „dem Tode meines Herrn und Gemahls hat der „Name Heinrich für immer allen seinen Glanz ver„loren. — An körperlicher Schönheit war der kleine Heinrich ganz das Ebenbild seines Vaters; aber leider auch, wie wir in der Folge sehen werden, an allen übrigen Eigenschaften des Geistes, wie des Herzens; daher er auch nachher, und zwar ziemlich frühzeitig, sich den Beinamen: der Zänker, erwarb.

Folgen höchst wichtige Entdeckung, und in Otto's Regierungsgeschichte eben so merkwürdig, oder noch merkwürdiger, als vielleicht manche von ihm gewonnene Schlacht oder eroberte Festung. — Während seines Aufenthalts in Sachsen erhielt Otto die traurige Nachricht, daß sein Bruder, der Erzbischof Bruno, auf einer Reise nach Frankreich zu Rheims gestorben sey. Erzbischof Bruno war das wahre Bild eines von oben erleuchteten, heiligen Oberhirten. Obgleich als Herzog von Lotharingen mit weltlichen Geschäften überhäuft, erfüllte er doch mit gewissenhafter Strenge alle Foderungen seines bischöflichen Berufes. Vieles hatte ihm der hohe wie niedere lotharingische Clerus zu danken, besonders jener in Nieder-Lotharingen, der vor Bruno's Ankunft, uneingedenk seiner hohen Bestimmung, und den gröbsten Lüsten fröhnend, gerade dem Volke, das er mit Wort und Beispiel hätte belehren und erbauen sollen, ein Gegenstand der größten Aergerniß war. Bruno selbst bestieg öfters die Kanzel, verkündete das Wort Gottes, erklärte die heiligen Schriften, ermahnte zur Buße und Festhaltung der Gebote Gottes, und da jedes Wort seinem Herzen entquoll, so fand es auch in den Gemüthern der Zuhörer einen empfänglichen Boden, in dem es nicht selten die reichsten Früchte trug. Alle Stunden, die ihm die Verrichtungen seines geistlichen, wie weltlichen Regentenamts überließen, weihete er den Wissenschaften, die er wahrhaft, das heißt, blos ihrer selbstwillen liebte. Mit großen Geistesgaben verband er demnach auch eine eben so gründliche, als viel umfassende Gelehrsamkeit. Nichts war ihm mehr zuwider, als äußere Pracht. Mitten unter seinen, in Gold und Seiden strotzenden Vasallen und Beamten stand er stets,

Er, der Königssohn und große Bischof, in ganz einfachem, gemeinem Gewande. Noch unerträglicher waren ihm geräuschvolle, eine kostbare, nie wiederkehrende Zeit fruchtlos vergeudende Ergötzungen. Seiner Vasallen und anderer vornehmen Fremden wegen, hatte er einigemal dergleichen sogenannte Hoffeste gegeben, deren Erinnerung ihm aber nachher sein ganzes Leben hindurch manche bittere Thräne kostete. Gar gerne würde er, hätten nur der Kaiser und die Zeitumstände es erlaubt, seinem Herzogthum entsagt haben. Indessen hatte er schon längst einen großen Theil der herzoglichen Verrichtungen dem Grafen oder Herzog Friedrich von Bar überlassen. Alle irdische Größe und Hoheit, wie aller Glanz und alle Herrlichkeit der Welt wurden für ihn eine immer drückendere Last. Oft hörte man ihn, besonders in nächtlichen Stunden, laut seufzen zu Gott um baldige Auflösung und völlige Vereinigung mit Jesu. Sein Gebet ward erhört; denn nach noch nicht völlig zwölfjähriger Führung seines heiligen Oberhirtenamts starb Bruno, allgemein beklagt und betrauert, schon im vierzigsten Jahre seines Alters, am 11. October des Jahres 965. Theodorich von Metz und Adalberon von Verdün waren Zeugen des Todes dieses Gerechten. Bruno bedurfte jedoch nicht der Tröstungen der beiden Bischöfe. Im Gegentheil war er es selbst, der die Bischöfe und mehrere Großen, die sein Sterbelager umgaben, trösten mußte, und auch wirklich tröstete. Sehr frühe des Morgens hatte er die heilige Eucharistie von den Bischöfen empfangen, beharrte dann mit denselben in Gemeinschaft des Gebetes und heiliger Betrachtung; betete mit ihnen die Vesper, jedoch erst sehr späte am Abend die Conplet, und über-

gab hierauf gegen Mitternacht seinen Geist in die Hände seines Schöpfers. Bei dem päbstlichen wie bei dem französischen Hofe, und an diesem wie am Hofe seines Bruders, des Kaisers, stand Bruno im höchsten Ansehen. Ueberall, bei allen Völkerschaften war er geehrt und beliebt, und selbst die Lotharinger, die doch gegen Fremde ohne Ausnahme ihre entschiedene Abneigung nicht verbergen konnten, hingen an Bruno mit Ehrfurcht und Liebe. — Nach Bruno's Tod ward das Herzogthum Lotharingen keinem Andern gegeben. Otto vereinigte es mit der Krone, und ließ es, wie einst auch Carl der Große gethan, durch mehrere, unmittelbar unter dem Könige stehende Grafen verwalten, über die er jedoch, allem Anschein nach, dem Friedrich von Bar, als seinem Bevollmächtigten die Oberaufsicht übertrug. Bei Besetzung des, durch Bruno's Tod erledigten erzbischöflichen Sitzes sah Otto blos auf reelles Verdienst. Er erhob demnach auf denselben einen Diacon und bisherigen Oeconom der erzbischöflichen Kirche, Namens Folcmar, des großen Verstorbenen treuen und gelehrigen Schüler, dessen Bemühungen wir auch eine umständliche, mit großer Wahrheitsliebe geschriebene Lebensbeschreibung des heiligen Bruno zu danken haben.

25. Aber bald riefen Italiens Angelegenheiten den Kaiser wieder über die Alpen. Noch einmal wollte er doch vorher seine Mutter umarmen. Sie befand sich damals in Nordhausen, einer Stadt, die Mathilden vorzüglich theuer war, denn an diesen Ort knüpften sich, wie der Leser weiß, mehrere eben so freudige, als traurige Rückerinnerungen aus ihrem vergangenen

Leben. Sie hatte allda ein Kloster gestiftet, dessen fortwährend blühender Zustand ihr ungemein am Herzen lag, und das sie nun ihrem Sohne, während der acht Tage, die er bei ihr verweilte, dringend empfahl. Zum Glück hat die Geschichte die rührende Abschiedsscene zwischen Mathilde und ihrem Sohne uns treulich aufbewahrt. Noch nie vielleicht erschien Otto so groß, so edel und liebenswürdig als jetzt, und gewiß errichtete er sich durch sein, von überfließender Herzensgüte zeugendes Benehmen, in den Herzen aller zart fühlenden Menschen in jedem Jahrhundert eine eben so schöne, wo nicht schönere Trophäe, als nur irgend einer seiner, in Deutschland, Italien, Frankreich, an der Ost- und Nordsee-Küste erfochtenen Siege ihm hatte errichten können. Als nämlich die, für Otto und Mathilde gleich traurige Stunde der Trennung schlug, gingen beide mit einander in die Kirche. Nach vollendetem Gottesdienst sprach Mathilde zu ihrem Sohne: „Noch einmal, geliebter Otto! „empfehle ich deiner Fürsorge dieses Kloster. Hier „in dieser Stadt gebar ich einst deinen Bruder „Heinrich, den ich nur deßwegen, weil er den „Namen deines Vaters trug, so zärtlich lieben „mußte. Hier öffneten sich auch zum erstenmale „die Augen deiner Schwester Gerberga dem Licht „der Sonne. Für das Seelenheil deines „Vaters, wie deines Bruders, stiftete ich dieses „Kloster. Liebst du also deine Mutter; so sorge „für dasselbe. Ich ahne und fühle es; wir sprechen „uns heute zum letztenmale in diesem Leben. Laß „also das Andenken an deine Mutter dich stets „auch an dieses Kloster erinnern." — Otto umarmte seine in Thränen zerfließende Mutter, ihr noch einmal betheuernd, daß jeder ihrer Wünsche

ihm heilig sey, er daher auch gewissenhaft jeden derselben erfüllen werde. Mathilde begleitete nun ihren Sohn bis vor die Kirchenthüre. Als aber Otto sein Pferd bestiegen hatte, kehrte sie wieder in die Kirche zurück, warf sich auf die Erde, benetzte mit ihren Thränen und bedeckte mit ihren Küssen die Stätte, wo Otto, ihr Sohn, gestanden hatte. Jetzt konnte Graf Witicho, Zeuge dieses, in jedes Menschenherz so tief eingreifenden Auftrittes nicht länger mehr sich halten. Hastig verließ er die Kirche, lief dem Kaiser nach, und meldete ihm, was er gesehen. Sogleich sprang Otto vom Pferde, eilte in die Kirche zurück, und stürzte zu Mathildens Füßen. „Theure, holde Mutter", sprach er, „wie soll, „wie kann ich jemals diese kostbaren Thränen „vergelten!" — Sprachlos lagen beide einige Minuten einander in den Armen. Nur mit Gewalt, und weil höherer Beruf es ihm gebot, konnte Otto sich endlich von der theueren Mutter losreissen. Sie begleitete ihn noch einmal bis vor die Thüre der Kirche. Hier drückte Otto den letzten Kuß auf Mathildens bleiche Lippen. Sichtbar von seinen Gefühlen übermannt, schwang er sich dann auf sein Pferd, das, vom Sporn getrieben, ihn nun schnell den thränenden Blicken der Zurückbleibenden auf immer entzog. Mathilde begab sich hierauf wieder in die Kirche, knieete an den Stufen des Altars nieder, und suchte nun Trost bei Dem, der allein in jedes verwundete Herz, besonders in ein blutendes Mutterherz heilenden Balsam zu gießen vermag. — Otto ging jetzt an den Rhein, hielt in Worms, wo viele Großen des Reiches, und das nach Italien bestimmte Heer schon versammelt waren, noch

einen öffentlichen Tag, und trat dann Anfangs Septembers 965 den Marsch nach den Alpen an.

26. Während Otto's sechsjähriger Abwesenheit hat die Geschichte Deutschlands uns nichts zu erzählen; ein Beweis, daß binnen dieser Zeit alles im Reiche ruhig blieb, und die deutschen Völker sich der Segnungen eines ununterbrochenen Friedens zu erfreuen hatten. Nur Graf Wichmann allein, wie von einem unsichtbaren Treiber getrieben, konnte keine Ruhe finden. Mit seinem Oheim dem Herzog Hermann gänzlich zerfallen, vielleicht auch von demselben hart und ungerechter Weise verfolgt, hatte er endlich in seinem steigenden Unmuth alle Treue und Pflicht gegen König und Vaterland abgelegt. Zuerst wollte er den dänischen König Harald gegen die Deutschen reitzen. Als ihm dieses mißlang, ging er zu den östlichen Slaven, und machte einen neuen Versuch, diese in einem allgemeinen Bunde gegen die Sachsen, das heißt, gegen seinen Oheim, den Hermann, zu vereinigen. Die Slaven, die seine Tapferkeit kannten, nahmen ihn auf das freundschaftlichste auf, zeigten auch sogleich die größte Bereitwilligkeit, der Fahne eines so kühnen und kriegskundigen Führers zu folgen. Was aber jetzt Wichmanns Plane am meisten durchkreuzte, deren Ausführung ganz ungemein erschwerte, war der polnische Herzog Miczislaw. Durch seine christliche Gemahlin, eine böhmische Prinzessin, für das Christenthum gewonnen, war er vor einigen Jahren selbst Christ geworden, und hing nun seit dieser Zeit mit unerschütterlicher Treue an Otto und den Deutschen. Den polnischen Fürsten wollte also Wichmann mit seinen Slaven zuerst angreifen, und über den Haufen werfen. Die

Polen, von dem Anmarsch der Slaven unterrichtet, zogen ihnen entgegen. Sobald Wichmann sie erblickte, griff er sie mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit an. Aber der böhmische Herzog hatte seinem Schwager eine zahlreiche Schaar Reiter zu Hülfe geschickt. Diese legten sich in einen Hinterhalt. In verstellter Flucht zogen die Polen sich zurück. Desto hitziger wurden sie von Wichmann verfolgt; als plötzlich die böhmischen Reiter aus ihrem Hinterhalt hervorbrachen, und dem Wichmann in den Rücken fielen. Zu gleicher Zeit machten die, dem Scheine nach, fliehenden Polen auf einmal wieder Front gegen den Feind. Die Slaven, von zwei Seiten angegriffen, wurden geschlagen und nahmen die Flucht. Auch Wichmann wäre es ein leichtes gewesen, durch die Schnelligkeit seines Pferdes sich zu retten. Aber seine nächste Umgebung zwang ihn, vom Pferde zu steigen. Er müsse, sagten sie ihm, ihr Schicksal jetzt mit ihnen theilen; mit ihnen leben oder sterben. Wichmann sprang vom Pferde, kämpfte noch einige Zeit gegen den andringenden Feind, und zog sich dann fechtend zurück. Er marschirte die ganze Nacht hindurch, und kam erst mit Anbruch des Tages auf einem einsam gelegenen Maierhofe an. Während des Marsches hatte bei der Dunkelheit der Nacht der größte Theil seiner Leute ihn verlassen; nur wenige waren bei ihm geblieben. Hier auf dem Maierhofe glaubte er sich einige Ruhe gönnen zu können. Aber es dauerte nicht lange, so kamen mehrere polnische Reiter an. Der Anführer ließ ihn fragen, wer er sey. Wichmann nannte seinen Namen. Nun foderte man ihn auf, die Waffen niederzulegen, und sich zu ergeben. „Sagt „euerm Herzog" erwiederte Wichmann „daß Graf

„Wichmann ihn zu sprechen verlangt, und ihm „seine Waffen übergeben wird.“ — Sogleich sprengte einer der Reiter davon, um seinem Herzog dieses zu melden. Leider kam indessen noch ein stärkerer Haufen Polen herbei. Unbedingt foderten diese von dem Grafen Auslieferung seiner Waffen. Aber Wichmann, obgleich schon verwundet, von den Anstrengungen des vorigen Tages erschöpft, und durch den äußerst beschwerlichen, langen Nachtmarsch völlig ermüdet, stürzte dennoch sich sogleich wieder mitten unter den feindlichen Haufen, schlug sich noch einige Zeit wüthend mit den Polen herum, und erst als er sich tödtlich verwundet fühlte, rief er dem Anführer der feindlichen Schaar, und übergab ihm seine Waffen: „Bringe sie“ sprach er „deinem „Herrn, dem Herzog, und sage ihm, Graf „Wichmann lasse ihn ersuchen, sie dem Kaiser zu „schicken, damit dieser entweder über den Tod „eines Anverwandten trauern, oder über den „Untergang eines Feindes sich freuen könne.“ Wichmann wandte sich nun gegen Morgen, empfahl seine Seele dem Allbarmherzigen, und gab nach wenigen Augenblicken den Geist auf. Wichmann ward öfters besiegt, aber nie bezwungen, und blieb bis zum letzten Athemzuge seines Lebens sich selbst gleich. Die Waffen des Grafen wurden wirklich an den Kaiser nach Italien geschickt. Aber in seinem, wegen eben dieser neuen, auf den Grenzen von den Slaven wieder erregten Unruhen, an die in Werla versammelten sächsischen Stände erlassenen Schreiben hatte Otto die Schonung, des Grafen Wichmann auch nicht mit einer Sylbe zu erwähnen.

## IX.

1. Otto des Großen letzte Lebens- und Regierungsjahre. — Im Sommer des Jahres 972 kehrte Otto wieder nach Deutschland zurück, mit dessen innerer und äußerer Lage er bei seiner Ankunft mehr, als er es vielleicht erwartet, zufrieden zu seyn Ursache hatte. Ueberall herrschte Ruhe und Ordnung, dabei auch schon eine gewisse Regsamkeit in den Städten, in denen unter dem Schutze seines Namens bürgerliche Betriebsamkeit immer größere Fortschritte machte. Nur sein eigenes Haus fand Otto beinahe völlig verödet. Die meisten und schönsten Blätter waren jetzt von dem Stamme gefallen; und gefällt sollte nun auch dieser bald werden. Schon vor Otto's letztem Zuge nach Italien hatte der Tod ihm seine beiden Brüder entrissen, eben so auch seinen Schwiegersohn, den edeln und tapfern Conrad. Diesen vorangegangen war Otto's so zärtlich geliebte Tochter Luidgarde, Conrads Gemahlin *). Zwei, mit Adelheide ge-

---

*) Nur während der ersten Jahre hatten Luidgarde und Conrad in glücklicher Ehe gelebt. Conon, ein vornehmer Franke, aber ein Bube von der verworfensten Art, entbrannte in unlauterer Liebe gegen die reizende Luidgarde, war frech genug, ihr Anträge zu machen, die die edle Königstochter mit Unwillen und Verachtung zurückwies. Um sich an Luitgarde zu rächen, erzählte er öffentlich schändliche Dinge von derselben. Das lügenhafte Geschwätz erregte Aufsehen. Auf einer Versammlung der Fürsten, und in Gegenwart ihres Vaters reinigte sich Luidgarde durch einen feierlichen Eid. Aber damit war Conrad noch nicht zu-

zeugte Prinzen hatte Gott, als sie noch in sehr zartem Alter waren, ihm ebenfalls schon wieder

---

frieden. Er verlangte, daß auch durch ein Gottesgericht, nämlich durch einen Zweikampf seiner Gemahlin, Schuld oder Unschuld erwiesen werden sollte. Diese Foderung ward ihm ohne Widerrede zugestanden; und nun erklärte König Otto, daß derjenige Edle, welcher für die Sache seiner Tochter kämpfen wollte, sein ganzes Leben hindurch in ihm einen sichern Freund finden würde. Sogleich trat Graf Burkard hervor, warf seinen Handschuh dem Conon vor die Füße, und nannte ihn einen Lügner und Verläumder. Conon bekräftigte die Wahrheit seiner Aussage durch einen feierlichen Eid; worauf der Zweikampf begann. Aber es siegte die Unschuld. Mit einem, mit starkem Arm geführten, gewaltigen Streich hieb Burkard dem Conon die rechte Hand ab; mithin die nämliche, mit welcher der Elende einige Minuten vorher einen falschen Eid geschworen hatte. Die Sache war nun entschieden. Einstimmig ward Luidgarde für rein und schuldlos erklärt, und Conon nunmehr mit Schmach bedeckt, aus dem Kreise der Edeln für immer ausgestoßen und mit dem Stempel des Lügners und Verläumders gebrandmarkt, der Verachtung und dem Hohne von ganz Deutschland überliefert. Demungeachtet blieb leider dennoch ein Stachel bösen Argwohns in Conrads Brust zurück. Sein Herz und seine Liebe wandten sich nach und nach völlig von seiner Gemahlin ab. Er behandelte sie sogar mit Härte und Verachtung. Als die sanfte Luidgarde fühlte, daß sie auf immer ihres Gemahls Liebe und Achtung verloren hätte, überließ sie sich ganz dem schmerzhaften Gefühle ihres harten, unverdienten Schicksals. Zwar ertrug sie alles mit Geduld und christlichem Starkmuth; aber ihr Leben ward von jetzt an eine ununterbrochene Trauer. Zum Glücke waren ihre Leiden nicht von sehr langer Dauer; denn nach ein Paar Jahren machten schon Kummer und Gram in dem Jahre 953 ihrem Leben ein Ende. Man möchte beinahe sagen, daß mit Luidgarde auch Conrads schützender Engel

genommen. Seinen natürlichen Sohn, den, durch seine Treue in seinem heiligen Berufe, so ehrwürdigen Erzbischof Wilhelm von Mainz fand er ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden *), und eben so wenig auch seine, ihm stets so theure Schwester Gerberga.

2. Aber am schmerzhaftesten empfand Otto den Verlust seiner liebevollen Mutter, der Königin Mathilde. Während ihres Sohnes letztem Aufenthalt in Italien war diese, über alles Lob erhabene Fürstin in dem Jahre 968, in dem von ihr gestifteten Kloster zu Quedlinburg gestorben. Sie starb wie sie gelebt hatte. Stark im Glauben, und den Sinn längst schon von allem Irdischen abgewandt, war die Stunde ihrer Auflösung für sie eine festliche Stunde. Nicht in seiner, gewöhnliche Menschen schreckenden Gestalt, sondern gleich einem freundlichen Engel erschien ihr der Tod. Sie tröstete die Weinenden, die ihr Sterblager umgaben, ertheilte ihnen fromme Ermahnungen und heilsame Lehren, besonders ihrer Enkelin Mathilde, Aebtissin des Klosters von Quedlinburg. Die Krankheit, auf welche der Tod folgte, dauerte einige Wochen. Bei der ersten Nachricht davon eilte sogleich der Erzbi-

---

von demselben gewichen sey; denn bald darauf empörte er sich, im Bunde mit Ludolph, gegen seinen Herrn und König. Aber so sehr Conrad seine Empörung gegen Otto nachher bereuete; eben so sehr hat er auch gewiß seine Ungerechtigkeit gegen Luidgarde, und alle ihr zugfügten Unbilden bereuet.

*) Wilhelms Mutter war eine slavische Fürstentochter, mit der ihn Otto vor seiner Vermählung mit Edith gezeugt hatte.

schof von Mainz nach Quedlinburg. Die erhabene Kranke war ungemein erfreut, ihren Enkel, dessen Tugenden sie kannte, noch einmal zu sehen. Wilhelm blieb drei Tage bei ihr, hörte ihre Beicht, reichte ihr die heilige Communion und stärkte sie mit allen Tröstungen der Religion. Als er nach drei Tagen sah, daß seine Großmutter ihrem Ende noch lange nicht so nahe sey, als er geglaubt, bat er sie um ihre Erlaubniß, wieder zu seiner Kirche, wohin Berufsgeschäfte ihn riefen, zurückkehren zu dürfen. Gerne gewährte ihm Mathilde seine Bitte. Aber ihr schon halb verklärter Geist blickte in die Zukunft, und mit zarter Schonung wollte sie ihren Enkel auf sein, ihm ganz nahe bevorstehendes Ende aufmerksam machen. Beim Abschied gab sie ihm also kein anderes Geschenk, als ein sehr großes, schönes Bartuch. „Dieses Tuch" sagte sie zu ihm „habe ich zwar für mich selbst verfertigen lassen; „aber ich glaube, lieber Sohn, daß du es wohl „nöthiger haben mögest als ich." — Völlig gesund und vollkommen wohl reiste der Erzbischof wieder von Quedlinburg ab; ward aber unter Weges vom Schlag getroffen, und starb noch zwölf Tage vor seiner Großmutter. — An ihrem Sterbetage, des Morgens sehr frühe ließ sie sich in einem härenen Gewand auf die Erde legen, und empfing noch einmal mit glühender Andacht das allerheiligste Sacrament. Immer mehr und mehr ahnete sie jetzt die Nähe ihres Gottes. Ein höheres Licht entzündete sich in ihrem beinahe schon erloschenen Auge; und das beseligende Gefühl des nahenden Heils verbreitete über ihr ganzes Wesen einen ganz eigenen, übernatürlichen Schimmer. Zu ihren Umgebungen sprach jetzt Mathilde nicht mehr. Nur blos mit Gott sich

unterhaltend, und schon ganz in Liebe zu Ihm aufgelöst, war auch der letzte Seufzer, der ihren sterbenden Lippen entstieg, das Lob ihres göttlichen Erlösers. — Die Kirche hat Mathilde den Heiligen beigezählt, und ehrt ihr Andenken jedes Jahr am 14. März, als an dem Tage, an welchem die Heilige in die Freude ihres Herrn einging.

3. Mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit überließ sich nun wieder Otto der Sorge für das Wohl des deutschen Reiches. Die ganze zweite Hälfte des Jahres 972 hielt er sich am Rhein und in dem rheinischen Franken auf. Zu Ingelheim hielt er einen sehr glänzenden, zahlreich besuchten öffentlichen Tag, der jedoch keine andere Bedeutung als die eines prachtvollen Hoffestes hatte, dem selbst die Gegenwart eines Monarchen, wie Otto der Große, keine historische Wichtigkeit zu geben vermag. Im folgenden Jahre 973 ging der Kaiser nach Magdeburg. Für diese Stadt hatte Otto eine besondere Vorliebe, die jetzt durch das, von ihm allda gestiftete Erzbisthum noch um vieles erhöhet ward. War Otto sein ganzes Leben hindurch freigebig gegen die Kirchen, so übertraf er sich jetzt in Geschenken, Verleihungen und Privilegien, mit denen er das Erzstift Magdeburg gleichsam überhäufte. Dessen ungeachtet wollte er jedoch das Osterfest in Quedlinburg feiern. Zur Begehung eines der größten Feste der Christenheit, und um während der Feier desselben sich dem Drang der schönsten religiösen Gefühle völlig hinzugeben, war für Otto kein Ort geeigneter, als Quedlinburg. Hier ruheten die Gebeine seines Vaters, des großen Heinrichs, und auch die seiner, erst ein Paar

Jahre gestorbenen Mutter, der heiligen Mathilde. Um die Feier der großen Festtage zu verherrlichen, wurden gewöhnlich sämmtliche Fürsten des Reiches dazu eingeladen und, wann die Festtage vorüber waren, eine allgemeine, alle Angelegenheiten des Reiches berathende Reichsversammlung gehalten. Glänzender und zahlreicher als je war der, in diesem Jahre zu Quedlinburg versammelte Fürstenconvent. Es war, als wenn man es geahnet hätte, daß Otto der Große, dessen Haupt nun drei Kronen schmückten, sich jetzt zum letztenmale in dem ganzen Glanze seiner irdischen Hoheit und Größe zeigen würde. Alle Fürsten des Reiches fanden sich ein, selbst die beiden Herzoge Boleslaw von Böhmen und Miczislaw von Polen. Zudem noch viele Gesandten fremder Fürsten und Völker. Leider trübte die Feier dieser Tage der unerwartete Tod des Herzogs Hermann von Sachsen. Einen ihm noch mehr ergebenen, noch treuern Diener hatte Otto in seinem ganzen Leben nie gehabt. Sehr viel verlor er an ihm; aber noch ungleich mehr hatte er ihm zu danken; denn Hermanns in Sachsen eingeführte treffliche militärische Einrichtungen bildeten gleichsam die Stufenleiter, auf welcher Otto sich zu jener kriegerischen Größe und Macht erhob, vor der jetzt alle Völker des Abendlandes sich ehrfurchtsvoll beugten *).

---

*) Obgleich Herzog Hermann ebenfalls bisweilen im Felde erschien; so bestanden seine großen Verdienste doch nicht gerade in sehr glänzenden Waffenthaten, die er an der Spitze eines Heeres verrichtet hätte. Er war nicht sowohl Feldherr, als vielmehr, wie man heute zu Tage sagen würde, Otto's erster Kriegs-

4. Dieser Todesfall machte einen tiefen Eindruck auf den Kaiser. Er verkürzte daher die Dauer seines Aufenthalts in Quedlinburg, ent-

---

minister. Deutlich ergibt sich dies aus einer, von Wittichind bei Gelegenheit des Todes dieses Herzogs gemachten Bemerkung. „**Tristis autem illa loca perambulabat obitu optimi viri, Ducis Hermanni, qui prudentiæ in rebus civilibus et externis cunctis retro mortalibus æternam reliquit memoriam**" (**Witt. l. 3**). — Uebrigens wußte auch Otto die Talente und Thätigkeit Hermans zu würdigen und zu schätzen. Derselbe stand daher auch so fest in der Gunst des Königs, daß selbst eine Verletzung des königlichen Ansehens, worauf Otto doch mit Recht so eifersüchtig war, jene nicht zu mindern vermochte. Als Hermann einst, während Otto's Abwesenheit, zu einem sächsischen Landtag nach Magdeburg kam, ward er von dem Erzbischofe und dessen gesammter Clerisei, mit brennenden Kerzen, und unter dem Geläute aller Glocken in die Kirche geführt. Da dies eine, blos dem Könige gebührende Ehrenbezeigung war; so wollte Graf Heinrich, Großvater des Ditmars von Merseburg, es durchaus nicht zugeben. Aber der Erzbischof ließ sich nicht stören. In der königlichen Burg ward sogar das königliche Schlafgemach dem Hermann zu seinem Gebrauch angewiesen, und an der Tafel saß er an der Stelle, welche gewöhnlich nur der König einzunehmen pflegte. Alles dieses ärgerte den Grafen Heinrich so sehr, daß er augenblicklich Magdeburg verließ, zu Otto eilte, und dort gegen den Herzog und den Erzbischof Klage erhob. Otto gerieth anfänglich sehr in Zorn, und verurtheilte den Erzbischof zu der Strafe, eben so viele Pferde zu liefern, als er habe Glocken läuten und Kerzen anzünden lassen. Aber gleich darauf kam Herman selbst zum König, und nun waren ein paar Worte von jenem schon hinreichend, den König so vollkommen zu besänftigen, daß auch dem Erzbischofe die, über ihn verhängte Strafe sogleich wieder nachgelassen ward.

ließ früher als er Willens gewesen, die Fürsten und Gesandten, jedoch sämmtlich sehr reich, wahrhaft kaiserlich beschenkt. Otto ging hierauf nach Merseburg, um dort sein vor 17 Jahren, am Morgen des großen und blutigen Tages auf dem Lechfelde, dem heiligen Laurentius gemachtes Gelübd nach dessen ganzem Umfang zu erfüllen. Damit hatte Otto zwar bis zu diesem Jahre nicht gewartet; denn der Hauptsache nach war das Gelübde längst schon gelößt, das Bisthum gegründet, und die Cathedrale erbauet; aber jenes erhielt jetzt noch sehr ansehnliche Verleihungen an Ländereien und Gefällen, und die Kirche sehr reiche, prachtvolle Tempelgaben. Von Merseburg begab sich Otto nach Memleben, wo, wie man sich erinnern wird, sein Vater vor sieben und dreißig Jahren das Zeitliche gesegnet hatte. Vollkommen wohl langte er am 6. Mai 973 allda an. Auch am folgenden Tage fühlte er sich ganz gesund, war an der Tafel sehr heiter, und speiste mit vielem Appetit. Des Nachmittags ging er wie gewöhnlich zu der Vesper in die Kirche. Während des Gottesdienstes bemerkte man auf einmal, daß sein Haupt sich auf die Brust senke. Die zunächst stehenden liefen sogleich herbei, und des Kaisers völlig verzogenen, entstellten Gesichtszüge verkündeten nahe Gefahr. Eiligst trug man ihn daher aus der Kirche, und sandte nach schleuniger Hülfe. Aber schon bedurfte es nicht mehr der Aerzte, und ihrer Kunst; denn der Schlag hatte ihn getroffen, und sein Geist schon seine irdische Hülle verlassen. — Otto hatte in gesunden Tagen verordnet, daß, wenn er einst stürbe, ihm in Magdeburg, in der Kirche zum heiligen Moritz eine Ruhestätte zubereitet

werden sollte *) — Dieser Verordnung zu Folge ward also die kaiserliche Leiche nach Magdeburg gebracht, und dort mit vieler Pracht, und unter den größten Feierlichkeiten zur Erde bestattet. Aber durch nichts machte diese Todtenfeier, an welcher ganz Deutschland Theil nahm, einen tiefern und bleibendern Eindruck, als durch die vielen aufrichtigen und heisen Thränen, welche dem großen Verstorbenen an dessen Grabe nachgeweint wurden.

5. Otto der Große starb im zwei und sechzigsten Jahre seines Alters, im sieben und dreisigsten seiner Regierung in Deutschland, und im dreizehnten nach Erlangung der longobardischen, wie der römischen Kaiserkrone. — Alle Thaten Otto's, Alles das Große und Glückliche, was er verrichtet, und das den schweren Inhalt seines langen Regentenlebens ausmacht, haben wir unsern Lesern berichtet. Nur von seinem glänzenden Feldzuge nach Dänemärk glaubten wir bis jetzt schweigen zu müssen, und zwar blos deswegen schweigen zu müssen, um das Nichtzubestreitende nicht mit dem Zweifelhaften, und das wahrhaft Geschichtliche nicht mit vagen, zur Hälfte entstellten Volkssagen und schwankenden Ueberlieferungen zu vermengen. Die gleichzeitigen Schriftsteller wissen nichts von einem Feldzuge Otto's nach Dänemark. Erst der hundert Jahre nachher lebende Adam von Bremen, macht eine sehr umständliche Erwähnung davon. Er gründete seine Erzählung auf Urkunden, die er in seiner Kirche gefunden, deren Inhalt jedoch, selbst nach seiner

*) Und zwar neben dem Grabe seiner ersten Gemahlin, der Königin Edith.

eigenen Angabe, uns nichts weniger als ein genügender historischer Beweis erscheint. — Dem Adam von Bremen zu Folge brach in dem Jahre 948 und auch vielleicht kurz vorher der Krieg zwischen Otto und den Dänen aus. Der dänische König Harald, Gorms Sohn, mit dem Beinamen Blauzahn, überfiel die sächsische Grenzfestung Schleswig, und erschlug den darin den Oberbefehl führenden Markgrafen, sammt der ganzen Besatzung. Diesen frevelhaften Friedensbruch wollte Otto nicht ungestraft lassen. Mit einem starken Heere rückte er also in das dänische Gebiet, schlug alle feindliche Schaaren, die die Grenzen vertheidigen wollten, in die Flucht, durchzog siegreich ganz Jütland *), und drang bis an den, mit dem Cattegat zusammenhängenden See Limfiond vor. Da er einige Zeit an einem Arm dieses Sees im Lager stand, und jenen irrig für das große Nordmeer hielt, warf er seinen Speer hinein, als Zeichen, daß er jetzt von diesem Gewässer Besitz nehme, ihm daher auch den Namen Ottosund gab. Dänischer Volkssage zu Folge, zeigt man immer noch den Ort, wo Otto's Lager am erwähnten See gestanden haben soll. Auf diesem Zuge wird ferner erzählt, verheerte Otto das ganze Land weit und breit mit Feuer und Schwert *). Endlich

*) Alle dänische Länder disseits des Meeres wurden zu jener Zeit Jütland genannt.

**) Ein Umstand, der sich von selbst widerlegt. Otto mußte ja auch an den Rückzug denken. Hätte er auf seinem Hinmarsch alles verheert und verwüstet; so würde er die Deutschen auf ihrem Rückzug aller Subsistenzmittel beraubt, mithin blos gegen sich selbst und sein eigenes Heer gewüthet haben.

trat Otto den Rückzug an. Aber Harald war indessen mit einem zahlreichen Heere gelandet, und erwartete die Deutschen auf ihrem Rückmarsch. In der Nähe von Schleswig kam es zu einer blutigen Schlacht. Die Dänen wurden mit ungeheuerem Verlust geschlagen, und die, welche dem Schwert der Deutschen entrannen, flohen eiligst auf ihre Schiffe. Jetzt unterwarf sich König Harald, und erhielt von Otto sein Reich als ein deutsches Lehen jedoch unter der Bedingung, das Christenthum in ganz Dänemark einzuführen. Harald selbst sammt seiner Gemahlin Gunhilde, und einem Sohne in noch sehr zartem Alter wurden getauft. Den Letzteren hob König Otto selbst aus der Taufe, und gab ihm den Namen Suen-Otto. Eine weitere und schnellere Verbreitung des Christenthums nicht nur in Jütland, sondern auch in dem jenseits des Meeres gelegenen Dänemark, und selbst bis in das Innere Schwedens und Norwegens, nebst der Errichtung der drei Bisthümer von Schleswig, Rippen und Aarhuß waren ebenfalls Folgen dieses glorreichen Feldzuges.

6. Es ist zwar ein allgemein anerkannter Grundsatz der historischen Kritik, daß der Bericht auch nur eines einzigen Geschichtschreibers durch das Stillschweigen selbst aller übrigen Geschichtschreiber nicht entkräftet werde. Aber wie es keine Regel ohne Ausnahme gibt, möchte wohl auch hier, und zwar mit gutem Grunde eine solche statt finden. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß Wittichind von einem so glorreichen, und in seinen Folgen so ungemein wichtigen Feldzuge Otto's nach Dänemark nichts sollte gewußt haben. Aber noch ungleich unerklärbarer würde es seyn, warum

Wittichind, dessen Regierungsgeschichte Otto's ein fortlaufender Panegyrikus auf diesen Monarchen ist, und der noch überdieß alles, was zur Verherrlichung seines Helden beitragen kann, so sorgfältig auffaßt, und durch seine Darstellung noch mehr zu erheben sucht, von Otto's ruhmvollem Feldzuge nach Jütland keine Erwähnung sollte gemacht haben. Zudem würde auch nach Allem, was wir von der Geschichte Otto's des Großen wissen, die Zeit oder das Jahr, in welchem er mit seinem Heere in Dänemark erschienen, und es seiner Oberherrschaft unterworfen haben soll, sehr schwer auszumitteln seyn. Verschiedene neuere Geschichtsforscher, die, wie es scheint, Adam von Bremen zur Grundlage ihrer Forschung machten, glauben erwiesen zu haben, daß der Krieg mit Dänemark im Jahre 965 anfing, acht Jahre dauerte, und erst durch den im Jahre 972 geschlossenen Frieden sein Ende erreichte. Aber nach dieser Angabe wäre der Krieg nicht von Otto selbst, sondern von dessen Feldherrn geführt worden. Höchstens würde Otto in dem ersten Jahre des Krieges (965.) eine Heerfahrt nach Dänemark haben unternehmen können. Da aber der Krieg noch sieben Jahre gedauert haben soll; so wäre dieß ein Beweis, daß Otto's Feldzug zu gar keinem, nur einigermaßen glänzenden Resultat geführt, mithin auch an so glorreichen Ereignissen, wie Adam von Bremen erzählt, bei weitem nicht so fruchtbar hätte seyn können.

7. Endlich widerspricht dem Berichte des Adam von Bremen auch Haralds, von Wittichind und Dittmar erzählte Bekehrung zum Christenthum. Diese war, nach dem Zeugniß der beiden so eben erwähnten Geschichtschreiber, nicht die Folge eines

von Otto über den Dänenkönig erfochtenen Sieges, sondern eines offenbaren, durch göttliche Kraft gewirkten Wunders. An der königlichen Tafel nämlich ward eines Tages von dem Gotte der Christen gesprochen. Da die christliche Religion schon unter Heinrich I. Eingang in Dänemark gefunden, und obgleich es noch keine sehr tiefe Wurzeln gefaßt, sich indessen doch immer weiter verbreitet hatte, so waren auch selbst den heidnischen Dänen manche Lehren des Christenthums bekannt. Mehrere der anwesenden Gäste gaben nun gerne die Gottheit Christi zu; behaupteten aber, daß einige der vorzüglichern dänischen Gottheiten ungleich größer und mächtiger, als Christus seyen. Popo, ein sehr frommer Priester, und nachheriger Bischof von Schleswig, nahm nun das Wort, und belehrte den König und dessen sämmtliche Gäste, daß Christus mit dem Vater und dem heiligen Geiste der einzige wahre dreieinige Gott sey, alle Götter der Heiden aber nichts als Dämonen wären. Diese letztere Rede erregte ungemein den König. Heftig fuhr er den Popo an, ihn fragend, ob er seine Behauptung beweisen könne. Popo bejahete es, und setzte noch hinzu, daß, wenn der König es verlange, er das was er gesagt, durch ein offenbares Zeichen von Oben, zu erweisen sich erbiete. Harald nahm das Anerbieten an. Die Beweisführung ward auf den folgenden Tag festgesetzt, aber Popo indessen genau bewacht. Gleich am Morgen des andern Tages ließ Harald, von mehreren Großen seines Reiches umgeben, den Popo vor sich kommen, und zum Beweise, daß der dreieinige Gott der Christen der allein wahre Gott sey, befahl er ihm, ein ungeheures Stück Eisen, das mehrere starke Männer kaum zu bewegen im Stande waren, von der Erde aufzuheben, und so

lange es dem Könige belieben würde, frei in den Händen zu halten. Zum größten Erstaunen Haralds und aller Anwesenden that Popo mit der größten Leichtigkeit, was man ihm befohlen hatte *). Doch damit noch nicht zufrieden, legte der glaubens- und vertrauungsvolle Priester noch ein, aus einem mit Wachs überzogenen Zeuge verfertigtes Kleid an, ließ dieses anzünden, und verrichtete, während es brannte, ohne verletzt zu werden, mit zum Himmel erhobenen Händen ganz ruhig sein Gebet. Diesem doppelten Wunder vermochte Harald nicht länger zu widerstehen. Sammt seiner ganzen Familie, nebst vielen seiner Großen ließ er sich taufen, und beförderte nun treulich die Verbreitung des Christenthums nicht nur in seinem Reiche, sondern auch in den benachbarten nordischen Ländern. Da, wie jeder Irrthum oder jede Dichtung, auch Adams von Bremen Erzählung hie und da etwas Wahres enthalten mag; so wäre es wohl möglich, daß Otto, dem die Einführung des Christenthums in dem Norden ungemein am Herzen lag, höchst erfreut über Haralds wunderbare Bekehrung, bei der Taufe des dänischen Prinzen Suene Pathenstelle übernommen, und demselben, als seinem nunmehr geistigen Verwandten auch den Namen Suen-Otto gegeben hätte **).

---

*) Von dem Stück Eisen sagt Wittichind, daß es ingentis ponderis gewesen wäre. Wahrscheinlich war es noch glühend; denn Wittichind sagt ferner: »Confessor Christi indubitanter ferrum rapit, tam diuque deportat, quo ipse rex decernit, manum incolumem cunctis ostendit, fidem catholicam omnibus probabilem reddit.« —

**) Auch der gelehrte, gewöhnlich alles sehr scharfsinnig

combinirende Herr Professor Luden zieht Otto's, von Adam von Bremen erzählten, Feldzug sehr in Zweifel. Sollte jedoch derselbe wirklich statt gehabt haben; so glaubt Luden, daß Otto ihn entweder kurz vor, oder bald nach seiner ersten Heerfahrt nach Italien, müßte unternommen haben. — Aber auch diese Zeitbestimmung scheint uns mit Otto's damaliger Lage und übrigen Verhältnissen, besonders nach seiner ersten Rückkehr aus Italien nicht wohl vereinbar. Am wahrscheinlichsten möchte es wohl seyn, daß während Otto's Regierung zwischen Deutschland und Dänemark weder ein eigentlicher Friedens- noch förmlicher Kriegsstand statt hatte. Schon unter Heinrich I. hatten die Dänen der Deutschen Macht kennen gelernt. Einem förmlichen Krieg mit den Letzten suchten jene also auszuweichen. Da aber die Deutschen ihre Herrschaft immer weiter gegen Osten und Norden ausbreiteten, mithin den Dänen gar bald als sehr gefährliche Nachbarn erscheinen mußten, so ist es sehr begreiflich, und läßt sich leicht denken, daß sie die Slaven, während deren Kriege mit den Sachsen so oft sie nur konnten, heimlich oder offen unterstützten, ihnen sogar Hülfsvölker sandten, daß es selbst auf der schleswigschen Grenze bisweilen zwischen beiden Völkern zu Thätigkeiten kam, und daß überhaupt die Dänen stets gegen die Deutschen eine, bei diesen nicht selten Besorgniß erregende Stellung beibehielten. Ein, die Verhältnisse Deutschlands und Dänemarks staatsrechtlich ordnender Friede kam erst im Jahre 972 zu Stande; und offenbar trug Haralds kurz vorhergegangene Bekehrung zum Christenthum das Meiste dazu bei. — Was endlich die Errichtung der drei Bisthümer Schleswig, Rippen und Aarhuß betrifft; so ist es erwiesen, daß diese drei bischöflichen Stühle, lange vor dem Jahre 965, zwar durch Otto's Bemühungen, aber eigentlich von dem Pabste Agapet II. waren errichtet worden. — Wenn Christen in größtentheils heidnischen Ländern, und unter heidnischen Oberherrn leben; so bedarf es, um ihnen einen Oberhirten zu geben, keiner Genehmigung von Seiten der weltlichen, noch heidnischen Macht. Auch die

beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus errichteten in Asien und Europa Bisthümer, ohne vorher den Kaiser Nero, oder den römischen Senat darum befragt zu haben.

8. Uebrigens bedürfte es nicht auch noch eines besonders glorreichen Feldzuges nach Dänemark, um Otto des Großen Thron mit einem über ganz Europa sich verbreitenden Glanze zu umgeben. Groß waren die Verdienste dieses außerordentlichen Monarchen um Deutschland, Italien, den römischen Stuhl und die gesammte Christenheit. Frühzeitig erstarkt im siegreichen Kampfe mit der vielköpfigen, von dem Uebermuth mächtiger Vasallen erzeugten Hydra der Empörung, knüpfte Otto Lotharingen fester an Deutschland; machte den deutschen Namen den Franzosen ehrwürdig; befreiete die deutschen Gauen auf immer von jenen zahllosen wilden Räuberhorden, die unter dem Namen Madgiaren oder Ungarn, beinahe schon hundert Jahre, so oft es ihnen nur beliebte, ihre blutige Geisel über Deutschland schwangen; unterwarf seinem Scepter alle diesseits der Oder wohnenden slavische Nationen; machte Böhmen zu einem integrirenden Theil des deutschen Reiches; zwang die Polen, die Oberhoheit der deutschen Könige anzuerkennen, vereinte unauflößlich auf viele Jahrhunderte Italien mit Deutschland, befreite Rom von der schmachvollsten Tyrannei, die je die Weltgeschichte gekannt hatte; gab dem römischen Stuhle seinen frühern Glanz und völlig verlorene Würde wieder zurück; befreite die, am Rande des Abgrundes schwankenden Kirchen Italiens von dem unerträglichen Druck der weltlichen, in gesetzlose Tyrannei ausgearteten Gewalt; ließ

den Sarazenen den furchtbaren Arm der Deutschen fühlen, öffnete, theils durch seine Waffen, theils durch friedliche Unterhandlungen, dem Christenthum einen segensvollen Eingang in die entferntesten Länder heidnischer Völker; vereinte endlich beinahe auf ein ganzes Jahrtausend die römische Kaiser- mit der deutschen Königskrone; erhob das deutsche Volk unter der Aegide seines überall gefürchteten Namens zur herrschenden Nation des Abendlandes, und ward endlich, nach einem langen, chaotischen Zwischenzustand, der glorreiche, gleichsam von Gott selbst gekrönte Wiederhersteller des von Karl dem Großen gegründeten christlichen Gesammtreiches. — Nichts blendet gewöhnlich die Augen der Welt und Nachwelt mehr, als der Schimmer, der große kriegerische Thaten umstralt. Ueber dem Ruhm des Helden vergißt man nur gar zu leicht die Verdienste des im Stillen das Glück seiner Völker geräuschlos befördernden Regenten. Man darf sich also nicht wundern, wenn gleichzeitige, wie spätere Geschichtschreiber blos von Otto's Siegen und glorreichen Feldzügen sprechen; wenn sie uns in ihm nur einem mit Lorbeeren gekrönten, sein ganzes Leben hindurch den Sieg an seine Fahnen fesselnden Helden zeigen; aber leider alles mit Stillschweigen übergehen, was Otto für die fortschreitende Cultur seiner Völker, für die Entwickelung der innern Kräfte Deutschlands, für Ackerbau, Handel, städtische Betriebsamkeit rc. Treffliches und Heilsames that. Indessen finden wir selbst in dem Wenigen, was die Chroniker jener Zeit davon erzählen, überzeugende Spuren von einer, gewiß nicht unbedeutenden Mannigfaltigkeit geistiger Entwickelung, und daß unter Otto's Regierung viel Großes und Herrliches gedieh, das freilich bisweilen erst später

an das Licht trat, aber deswegen in den Character der Nation, wie in deren übrigen politische Verhältnisse nicht minder wohlthätig eingriff *). Schon der, vorzüglich durch Otto's Einsicht und rastlose Bemühungen entdeckte innere Reichthum der Harzgebirge wirkte schnell und kräftig auf alle Zweige der deutschen Industrie, und die bedeutende Vermehrung der Münzstätten während Otto's Regierung ist der sprechendste Beweis eines damals immer mehr aufblühenden, immer weiter sich verbreitenden Handels **). Kurz unter dem Scep-

*) Zu der großen, das Erstaunen jedes Geschichtforschers erregenden Erscheinung des mächtigen hanseatischen Bundes legte offenbar Otto I. den Grund. Ein handelndes, und durch seinen ausgebreiteten Handel so reich und mächtig werdendes Volk, daß es durch seine Flotten sich in den wichtigsten europäischen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme erzwingt, entsteht nicht auf einmal, sondern nur nach und nach in dem Laufe mehrerer Jahrhunderte; und so mußten auch von der, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts entstandenen, übermächtigen, alle Meere beschiffenden Hanse wenigstens schon in dem zehnten Jahrhundert die ersten, von einem weisen Monarchen sorgfältig gepflegten Keime vorhanden seyn; daß dieses aber vor Otto I. nicht der Fall war; dies beweißt der, bis dahin herrschende Mangel aller Elemente eines auch nur höchst dürftigen, deutschen innern Landhandels.

**) Unter den Carolingern gab es in ganz Deutschland nur drei Münzstädte. Diese wurden weder von Conrad I., noch auch selbst von Heinrich I. vermehrt. Erst Otto I. war es, der zu diesen 3 Münzstädten noch acht andere errichtete, aus deren Lage man auch so ziemlich auf den damaligen Zug des deutschen Handels möchte schließen können. Daß die Deutschen unter Otto I. mit eigenen Schiffen nach den englischen Häfen segelten, ergiebt sich aus einigen, von

ter Otto des Großen war Deutschland mächtig, blühend und reich *), und noch lange nachher, selbst noch in den spätesten Tagen sahen alle folgende Generationen auf die Zeiten Otto des Ersten wie auf das untergegangene Paradies von Deutschlands Macht und blühendem Wohlstand wehmuthsvoll zurück **).

9. Eine so glorreiche und ruhmvolle Regierung hatte das Abendland seit den Zeiten Carls des Großen nicht mehr gesehen. Hatte Otto wirklich, was nicht wohl zu leugnen ist, Carl den Großen zu seinem Vorbilde gewählt; so muß man gestehen, daß, wenn er auch dieses hohe Ideal nicht vollkommen erreichte, er doch mehr, als irgend einer seiner Nachfolger, und zwar in dem Laufe eines ganzen Jahrtausends, sich demselben genähert hat. Eine Zusammenstellung dieser beiden großen Monarchen war auch ein so natürlicher Gedanke, und das Gemeinsame, welches Beide

---

König Ethelred, die deutschen, nach London kommenden Kaufleute betreffenden Gesetzen; auch ersieht man aus diesen, daß die Deutschen unter Otto I. sich ebenfalls schon mit Manufakturarbeiten beschäftigten.

*) Beweise von dem damaligen Reichthum der Deutschen sind theils der Luxus und die Prachtliebe der Großen an dem Hofe Otto's, die nach Liutprands Zeugniß selbst jene der Großen am Hofe von Constantinopel soll übertroffen haben, theils auch die vielen, in den Kirchen vorfindlichen goldenen und silbernen Gefäße, von deren Menge und Kostbarkeit Ditmar in dem Leben einiger Bischöfe, besonders des Bischofes Weintere sehr hohe Begriffe beibringt.

**) Otto des Großen Grabmal zierte folgende Inschrift:
**Tres luctus causæ hoc sunt sub marmore clausæ Rex, Decus ecclesiæ, summus honor patriæ.**

in ihrem Charakter, ihrem Leben und in ihren Thaten hatten, so auffallend, daß schon Ottos Zeitgenossen nicht an ihn dachten, ohne sich zugleich auch Kaisers Carl des Großen zu erinnern. Offenbar darf auch Ersterer um so weniger eine solche Zusammenstellung scheuen, da sein hoher innerer Werth sogar hie und da dabei gewinnt. — Als Carl der Große den fränkischen Thron bestieg, war das königliche Ansehen schon fest gegründet, und der Wille des Königes, sobald er sich nur innerhalb der nicht sehr engen Schranken der Verfassung hielt, eine gemeinsame Richtschnur für alle Großen seines Reiches. Otto im Gegentheil, obgleich von den Fürsten schon als König anerkannt, mußte dennoch erst Deutschland erobern. Den Anfang seiner Regierung machten ununterbrochene, mehrere Jahre dauernde Kämpfe bald mit geheimen Ränken, bald mit förmlicher Empörung. Oft schwebte er am Rande eines Abgrundes, ging aber stets aus jeder, selbst der gefahrvollsten Lage mit neuer, vermehrter Glorie wieder hervor. Aber gerade diese Zeit der Leiden und Drangsale war für Otto eine Schule, in welcher alle seine großen Naturanlagen sich zu wirklichen Fähigkeiten ausbildeten. — Die Völker, welche Otto sich unterwarf, waren nicht minder kriegerisch, als jene, welche das Schwert Carls des Großen bezwang; und wenn dieser erst nach einem dreisigjährigen blutigen Kriege die wilden freiheitsliebenden Sachsen bändigen konnte; so bedurfte es auch für Otto mehr als einer Generation, um die ebenfalls nichts als Freiheit und tödtlichen Haß gegen das Christenthum athmenden slavischen Völker dem Kreuze und deutschen Scepter zu unterwerfen. Zu diesen Kriegen trieb Eroberungssucht weder den Einen noch den Andern. Der

Kampf war unvermeidlich. Das Wohl des fränkischen, wie nachher des deutschen Reiches machte ihn für Carl wie für Otto gleich nothwendig; und derselbe Segen, der unter dem Kreuze für die Sachsen hervorgequollen war, beglückte auch nachher die von Otto bezwungenen slavischen Volksstämme *). — Otto wie Carl eroberte Italien, und bei dem Einen wie bei dem Andern war die Befreiung des unterdrückten, nach Hülfe rufenden römischen Stuhles, wie sämmtlicher italienischen Kirchen der erste und vornehmste Beweggrund. Durch sein eminentes Feldherrntalent kostete Carln zwar diese Ero-

---

*) Auch der scharfsinnige, und so weit der von ihm gewählte Standpunkt es ihm erlaubt, stets vorurtheilsfreie Herr Professor Luden trauert zwar ebenfalls über die schreckliche Verwüstung der slavischen Länder, und die gräßliche Vernichtung der Freiheit der Völker; gesteht aber dennoch am Ende, daß gewaltsame Verhältnisse dies nothwendig gemacht hätten. „Die „Dinge" bemerkt er „konnten nicht bleiben, wie sie „waren; überdies ist es sehr schwer zu sagen, ob „diese kleinen Völkerschaften jemals in sich selbst ge„diehen seyn würden, und ob es möglich gewesen, „in anderer Weise dem Uebel abzuhelfen, das nicht geduldet werden konnte". — — Um die Slaven zu deren eigenem Heil und Wohl zu Christen und Deutschen zu machen, mußten sie erst bezwungen werden, und von dem hartnäckigen Widerstand des tapfern, mit dem größten Muthe ausdauernden slavischen Volkes war ein eben so menschenmörderischer als alles verheerender Krieg eine natürliche Folge. Aber auf den Trümmern zerstörter Städte und Dörfer erhoben sich bald wieder andere, so wie auf einer hingewürgten Generation bald wieder ein neues Geschlecht hervorblühete, und überhaupt kann der überschwänkliche Segen, der durch Einführung des Christenthums noch jedem Volke zu Theil ward, um gar keinen Preis zu theuer erkauft werden.

berung nur einen einzigen Feldzng; da im Gegentheil Otto mehrere Jahre hindurch einen ungleich härtern Kampf zu bestehen hatte. Aber zu seiner Zeit trug auch Italien einen ganzen Schild von Festungen und festen Schlössern auf seinem Rücken, während es unter den Longobarden des Desiderius in ganz Italien nur zwei einzige Festungen, nämlich Pavia und Alessandria gab. Zudem hatte Otto's Herrschaft in Italien noch bedeutend weitere Grenzen, als jene Carls des Großen. Der Oberhoheit des Erstern hatten, geschreckt durch der Deutschen siegreiche Waffen, die Fürsten von Benevent und Capua sich unbedingt unterworfen, auch Otto auf seinen Feldzügen gegen die Griechen jene militärische Hülfe geleistet, zu der sie durch ihren Vassalleneid verbunden waren. Aber eben diese Fürstenthümer hatten sich der Herrschaft Carls des Großen zu entziehen gewußt, und es gelang ihnen, ihre Unabhängigkeit, zuerst mehrere Jahre mit den Waffen in der Hand, und nachher durch eine sehr mäßige, jährliche Geldentrichtung zu behaupten. — Hatte endlich Carl der Große ein neues, abendländisches, christliches Kaiserreich gegründet; so war, nach einer langen Periode von Schmach und völligem Ruin, Otto der glorreiche Wiederhersteller desselben.

10. Auch in ihren Characteren hatten Carl und Otto viel Gemeinsames. Zwei leider sich stets feindlich fliehende Dinge, nämlich Religion und Politik wußten Beide in dem vollkommensten Einklang mit einander zu vereinigen *). Bei

*) Mit wenigen Ausnahmen, waren zu allen Zeiten die Elemente der Politik blos Schlauheit, List, Trug und Schelmerei.

jedem war fester Glaube und innere Religiosität das Element seiner Kraft und die Grundlage seiner immer steigenden Größe. Beiden waren Verstellung, Trug und Arglist ewig fremd. Ihren Feinden gingen sie stets auf geradem Wege entgegen, und unterwarfen sich dieselben theils durch offene Waffengewalt, theils durch die Superiorität ihres Geistes. Ungleich gelehrter und reicher an wissenschaftlichen Kenntnissen, als Otto, war freilich Carl. Aber dem Ersteren fehlten auch alle Mittel dazu. Die zu jenen Zeiten blos in ritterlichen Uebungen bestehende Erziehung war bei Beiden die nämliche gewesen. Aber eben so wenig schöpfte auch Carl seine Gelehrsamkeit aus Büchern, sondern erwarb sich dieselbe im Kreise einer Menge eben so genialischer als kenntnißreicher Männer, deren täglicher Umgang ihm nicht nur manche reine Freude gewährte, sondern auch seinem Geiste eine ungleich schnellere und vielseitigere Bildung gab, als blos todte Bücherweisheit es je würde vollbracht haben. Solche Geister konnte freilich Otto da, wo sie nicht waren, auch nicht in das Leben rufen; und daß es zu seiner Zeit keinen Alcuin, keinen Clemens von Pisa, keinen Eginhard rc. gab, dies war gewiß nicht seine Schuld. Indessen hatten Carl und Otto doch auch hierin wieder das Gemeinschaftliche, daß jener es in seinem ganzen Leben nie auch nur zu einer mittelmäßigen Fertigkeit im Schreiben brachte, und Otto erst nach dem Tode seiner Gemahlin Edith lesen lernte. Was jedoch Otto an Gelehrsamkeit abging, ersetzte in vollem Maße jener tiefe, ahnungsvolle Sinn, der allen mit großen und ungewöhnlichen Naturanlagen ausgerüsteten Geistern eigen ist, und der, gleich dem nördlichen Polarstern, Otto auf

der oft so düstern Bahn seines Lebens, in allen, auch den verwickeltsten Angelegenheiten, stets sicher geleitete *). Kurz, Otto der Große glich einem ganz der Natur überlassenen, ohne alle Kunst des Gärtners in eigener Kraft und Freiheit aufgewachsenen Baume, dessen kraftvoller Kern sich unter dem Einfluß höchst rauher und stürmischer Witterung frühzeitig entwickelt hatte. — Und endlich hat je noch Gelehrsamkeit und aller wissenschaftlicher Reichthum den Mangel eines großen Charakters ersetzen können?

11. Seitdem man zu den riesenhaften Dimensionen der Heldencharactere des Mittelalters den Masstab verloren hat, und die Thaten derselben nicht mehr nach deren innerm Werthe, und der sie erzeugenden großartigen Gesinnung, sondern blos nach derselben, das materielle Interesse entweder befördernden oder gefährdenden Folgen beurtheilt: seit dieser Zeit ward auch das Streben immer sichtbarer, die grösten Männer jener Jahrhunderte, mithin auch Otto I. wie Carl den Großen, zu ganz gewöhnlichen Menschennaturen herabzuwürdigen. Schwerlich wird es jedoch

*) Der Geschichte, wie aller übrigen Wissenschaften unkundig, hatte Otto z. B. gewiß nicht gewußt, daß, weil alle alten Völker Asiens und Afrikas das Salz als ein besonderes Geschenk der Gottheit betrachteten, auch bei ihnen alle Salzstätte heilig und Tempelgut waren. Unstreitig war alles dieses dem Otto unbekannt; aber dem ungeachtet erklärte er alle unter seiner Regierung entdeckten Salzquellen und Salzbergwerke für Kirchengut; wohl fühlend, daß ein großes, allen Classen des Volkes unentbehrliches Bedürfniß ausschließlich der mütterlichen Pflege der Kirche müßte anvertraut werden.

irgend jemand einfallen, Otto's Geistesgröße, seinen scharfen Blick, seinen heroischen Muth im Moment drohender Gefahr, seine kriegerischen Fähigkeiten, seine, in den verwickeltsten Lagen sich stets gleich bleibende Besonnenheit, seine aufrichtige Frömmigkeit, und endlich die felsenartige, unerschütterliche Standhaftigkeit seines Characters in Abrede zu stellen; und da, sobald Otto die Kaiserkrone aus den Händen des Pabstes erhalten hatte, auch von diesem Augenblicke an wieder ein ganz neuer Geist, neues Leben, neue Kraft und Würde in das beinahe schon völlig aufgelößte abendländische Gesammtreich kam; so ist dies der sprechendste Beweis, daß Otto nicht nur allen Geschäften gewachsen, sondern sein Geist noch weit über dieselben hinaus war. Ueberhaupt werden alle Flecken, die man an Otto's Regentenleben zu finden glaubt, so wie jeder Tadel, der einzelne seiner Maßregeln zu treffen scheint, von selbst verschwinden; sobald man nur in völliger Unbefangenheit von der gegenwärtigen Denkart, wie von allen modernen Begriffen und Ansichten, sich mit sinnigem Gefühle in jenes Zeitalter zu versetzen weiß, und alle Umstände, Verhältnisse und Lagen, in und unter welchen Otto handelte, tiefer zu erforschen sucht. Die größte Beschuldigung, die man gewöhnlich, und zwar in einem wahrhaft elegischen Ton gegen Kaiser Otto I. erhebt, betrifft die Vereinigung Italiens mit Deutschland, die man jetzt als eine, mehrere Jahrhunderte hindurch nicht mehr versiegende Quelle alles nur möglichen Elendes für Deutschland wie für Italien darstellt. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser eben so ungerechten, als ziemlich oberflächlichen, blos von moderner historischer Anschauungsweise erzeugten Anklage. — Unstreitig konnte Otto wohl

drei Kronen, als ein kostbares Erbe seinen Nachfolgern hinterlassen, leider aber nicht auch seinen Geist, seine Kraft, und seine auf Recht und Gerechtigkeit beruhenden Regierungsgrundsätze auf seine Nachfolger vererben; und so mußte nun bald abermal geschehen, was uns in dem Laufe der Weltgeschichte schon so oft begegnet, nämlich daß die schönsten, die edelsten Früchte versprechenden Anlagen durch den Unverstand und die Thorheit der nicht selten schon zunächst folgenden Generation wieder zerstört wurden. Wir haben gesehen, daß aus eigener Kraft Italien sich nicht mehr aus seiner tiefen Versunkenheit zu erheben, und eben so wenig auch der römische Stuhl die von schnödem Weltsinn und frecher Willkühr ihm angelegten Fesseln zu zerbrechen vermochte. Beides that Otto und erhielt zum Lohne dafür die longobardische Königs- und römische Kaiser-Krone. Durch die Verbindung Italiens mit Deutschland ward letzteres das mächtigste, im ganzen Abendlande vorherrschende Reich, und die Kaiserwürde nunmehr an den deutschen Thron geknüpft, hörte auf ein leerer Name, ein bloses Schattenspiel zu seyn. Jetzt erst konnte der päpstliche Stuhl und der Kaiserthron sich gegenseitige Stützen werden. Des großen Carls erhabene Idee eines christlichen Gesammtreiches trat nun nicht nur wieder in das Staatsleben der Völker ein, sondern mußte auch, durch den festen, von Religion wie von Staatsklugheit gebotenen und geschlossenen Bund der höchsten geistlichen mit der höchsten weltlichen Macht, sich zum Heile der gesammten abendländischen Christenheit, immer noch schöner und vollkommener entwickeln. — Das Abstoßende in der Verschiedenheit der Charactere beider Völker, nämlich der Italiener und Deutschen, konnte kein dauerndes

Hinderniß seyn. Nach und nach würde italienische Feinheit und Gewandheit der deutschen Derbheit und Schwerfälligkeit aufgeholfen, und diese dafür jener mehr Ernst, Kraft und Würde gegeben haben, und gewiß endlich auch der Italiäner, in ihren schlechtesten Zeiten von den verdorbensten Menschen erzeugte schelmische Politik der deutschen Geradheit gewichen seyn. Alles kam nur darauf an, daß die römischen Kaiser aus den deutschen Häusern die Verhältnisse beider Reiche, so wie den Charakter und die Bedürfnisse beider Völker richtig aufzufassen und gehörig zu würdigen verstanden. Wir haben oben schon bemerkt, daß Otto die Grundsätze seiner Staatsklugheit aus den Vorschriften des Evangeliums schöpfte, und gerade diese, eigentlich einzig wahre Politik war es, die ihm auf der schlüpferigen Bahn stets mit festem Schritt einherzuschreiten lehrte. In Deutschland war Otto ein deutscher, in Italien ein italienischer König. Als römischer Kaiser war er der wahre Schutz- und Schirmvogt des apostolischen Stuhles wie der Stadt Rom, und in enger aufrichtiger Verbindung mit dem Erstern, und durch dessen, in den Augen aller Völker anerkannte höchste geistliche Macht, auch im wahren Sinne des Wortes das höchste weltliche Oberhaupt des gesammten christlichen Abendlandes. Dem Papste gab er daher nicht nur alles ihm früher Entrissene wieder zurück, sondern selbst noch mehr dazu, und erlaubte sich nie die mindesten Eingriffe weder in die päpstlichen, geistlichen und weltlichen Rechte, noch auch in jene der Römer, und des noch immer nicht völlig erloschenen römischen Freistaates. Die Kirchen Italiens, vor Otto, von der weltlichen, gewöhnlich tyrannischen Macht völlig unterdrückt, dem weltlichen Interesse stets

weit nachgesetzt, oder gar demselben gewissen- und schonungslos zum Opfer gebracht, befreite Otto von diesem schmäligen Druck, und durch die Exemtionen *), die er ihnen ertheilte, und indem er die Rechte der Grafen und erblichen königlichen Beamten auf geringere Distrikte beschränkte, jedoch ihrer Macht in diesen kleinen Territorien einen größern Spielraum öffnete, gelangte der hohe Clerus, ohne die Eifersucht der weltlichen Großen zu sehr zu erregen, zu einer weit größern Macht, und ward der erste, angesehenste und einflußreichste italienische Reichsstand **). — Auch die Städte Italiens dankten Otto größtentheils ihre städtische Verfassung, und indem er allen Städten Oberitaliens Exemtionen ertheilte, und diese überall begünstigte, ward er auch der eigentliche Gründer der italienischen freien Städteverfassung,

---

*) Die Loszählung von dem Grafenbanne, und Uebertragung der Grafenrechte an die Territorialbehörden werden Exemtionen genannt.

**) Dem, bis auf Otto's Zeiten ununterbrochen fortlaufenden Streben der Italiener, Gegenkönige aufzustellen, ward dadurch auf immer ein Ende gemacht. Die, mit Ausnahme der Markgrafen von Toscana und Ivrea, auf sehr verminderte Territorialgewalt zurückgeführten Großen traten nun in Schatten zurück, hörten auf bedeutend zu seyn; und von der erhöhtern Macht der Geistlichkeit hatte Otto nichts zu besorgen; ihrer Treue und Anhänglichkeit war er versichert; denn keinem derselben konnte es einfallen, sich gegen den König und Kaiser zu erheben, wohl wissend, daß er, bei den freundlichen Verhältnissen zwischen dem Kaiser und dem heiligen Stuhle in Rom, den vereinten geistigen und weltlichen Waffen auch nicht einen Augenblick zu widerstehen vermögend seyn würde.

und des nachher darauf folgenden, immer mehr zunehmenden Flors aller nur einigermaßen bedeutenden Städte Italiens *). Kurz, von allen Geschichtschreibern, von Sigonius bis auf unsere Zeiten, wird es allgemein anerkannt, daß unter Otto dem Großen ein völlig veränderter staatsrechtlich gegründeter Zustand in ganz Oberitalien eintrat, und daß nun auf lange Zeit eine ununterbrochene, durch dieses Kaisers treffliche Einrichtung immer mehr befestigte Ruhe und Ordnung in einem Lande herrschte, das vorher unter dem unaufhörlichen Wechsel der königlichen Macht, durch gesetzlose Willkühr endlich in das größte Elend, und in die tiefste sittliche wie politische Entwürdigung hoffnungslos herabgesunken war. — Da die von Otto in Italien getroffenen Einrichtungen zum Theile germanischer Art waren, daher auch nach und nach noch manche andere deutsche Institutionen sich an dieselben anknüpften; so wurden beide Völker dadurch einander immer befreundeter

*) Zwar gab es schon früher, selbst schon unter Lothar und Ludwig II. in den italienischen Städten Gemeinden, ohne welche natürlicher Weise sich gar keine städtische Verfassung denken läßt. Aber diese Letztere ist doch eigentlich ein Geschenk Ottos I, der durch die, den Städten ertheilten Exemtionen ihrer Verfassung erst recht aufhalf, sie erweiterte, und staatsrechtlich begründete und befestigte. So gut man Otto's Vater, Heinrich I. in Deutschland den Städteerbauer nennen könnte, eben so wohl könnte man auch Otto den Gründer der Freiheiten und des immer mehr aufblühenden Wohlstandes aller Städte Oberitaliens nennen, und wenn Otto II. hierin derselben Richtschnur folgte, so darf man alles, was dieser noch zum Besten einiger oberitalienischer Staaten that, ganz kühn auf die Rechnung seines großen Vaters setzen.

und verwandter. Die Deutschland und Italien trennenden Alpen fingen an zu verschwinden, und bildeten erst dann wieder zwischen beiden eine feindliche Scheidewand, als der Unverstand späterer römischer deutscher Kaiser deren erhabene Stellung, wie deren eigenes, und ihrer Völker wahres Interesse verkannte, jene demnach sich in den Kopf setzten, der alten römischen, größtentheils halb wahnsinnigen Cäsaren eigentliche Nachfolger zu seyn, und so, alles Herkommen, wie bestehende Rechte mit Füßen tretend, nach frecher Willkühr zu herrschen verlangten, alle städtische Freiheit zu unterdrücken suchten, ihr Interesse, das nun blos ein persönliches ward, von jenem des apostolischen Stuhles trennten, in die wesentlichsten Rechte desselben sich gewaltsame Eingriffe erlaubten, und die Päpste dadurch zwangen, als Vertheidiger sowohl des heiligen Stuhles, als auch der Freiheit Italiens und aller italienischen Städte, dem antiken, jetzt wieder auf das neue erwachenden Despotismus kräftig entgegen zu treten. Nun entstand freilich jener lange und traurige Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, der die edelsten Kräfte Deutschlands verschlang, und für dasselbe eine unselige Quelle des Elends und großer Zerrüttungen ward, und in welchem doch, wie gewöhnlich, am Ende die rohe physische Kraft, der superiören Macht des Geistes unterliegen mußte *). Aber

*) Wir berufen uns hier abermals auf das Zeugniß eines wahrheitliebenden Protestanten, nämlich des im vorigen Jahrhundert lebenden Freiherrn von Senckenberg, eines der größten und berühmtesten Publicisten seiner Zeit. Dieser gesteht ganz unumwunden, daß bei den vielen, einen großen Theil des Mittelalters füllenden Conflikten zwischen der päbstlichen und kaiserlichen

gewiß war alles dieses nicht die Schuld Otto des Großen, der, wie ebenfalls Leo in seiner Geschichte Italiens sagt, von allen deutschen Kaisern am weisesten und verständigsten in die Angelegenheiten Italiens eingriff, und, wie wir gezeigt, dessen Verhältnisse gerecht und dauerhaft zu ordnen verstand.

12. Aber noch unbegreiflicher ist es, wenn man Otto I. gar noch beschuldiget, durch seine Einrichtung des Gauwesens, und indem er die Gaubewohner strenge an ihre Grafen anwieß, die Entwickelung der deutschen Volksthümlichkeit theils gehemmt, theils völlig verhindert zu haben. — Das Gegentheil davon geht zum Theile schon daraus hervor, daß man gerade erst unter der Regierung dieses Kaisers anfing, Deutschland, welches bis dahin nur immer das fränkische oder ostfränkische Reich hieß, nun allgemein das deutsche Reich zu nennen. Jede große, aus mehrern Stammvölkern bestehende Nation wird und muß stets auch in mehrere Theile zerfallen, wovon jeder, durch die nur ihm zukommenden Eigenheiten, besonders durch eigenen Dialekt, oft selbst sogar durch eine eigene Verfassung, ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, ohne jedoch, weil schon lange unter einem gemeinschaftlichen Zepter ver-

---

Macht, es stets die letztere gewesen, welche, durch ihre widerrechtlichen Anmaßungen, und gewaltsamen Eingriffe, theils in das kirchliche, theils auch in andere, obgleich weltliche, jedoch unter dem Schutz und Schirm des apostolischen Stuhles stehenden Rechte, dieselben veranlaßt und herbeigeführt habe.

eint, deswegen aufzuhören, ein integrirender Theil der Gesammtnation zu seyn. Wie verschieden ist z. B. nicht der Biscayer, der Catalonier rc. von dem Andalusier oder dem Uferbewohner des Manzanares; eben so auch der Bretton, der Provenzale, der Gascogner rc. von dem Pariser oder Lyoner. Aber demungeachtet blieben, die Einen wie die Andern stets ächte Spanier oder Franzosen, und zwar mit Leib und Seele. Der Name von ihrer Provinz ist für sie blos ein, nicht gerade allzusehr geachteter Vorname, aber jener ihrer Nation ihr eigentlicher Name, den sie mit Stolz nennen, der große Rückerinnerungen in ihnen weckt, und wenn es Noth thut, zu ausgezeichneten Thaten sie entflammt. Daß aber leider die Sachsen, die Bayern, Franken, Schwaben nie recht ächte Deutsche wurden, sondern immer Sachsen, Bayern, Franken rc. blieben; davon liegt wahrhaftig der Grund in ganz andern Ereignissen und Erscheinungen, als in Otto's strengerer Einrichtung des deutschen Gauwesens. Was schon der Entwickelung der Deutschen als einer Gesammtnation ungemein hinderlich seyn mußte, war das frühzeitige, allzu schnell auf einander folgende Aussterben der ersten großen und mächtigen Kaiserdynastien, nämlich des sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiserhauses. Eine, in kurzer Zeit sehr merkbare Veränderung sowohl in dem Charakter der Nation, als in der Verfassung Deutschlands war stets eine Folge davon. Zu dieser gesellte sich auch bald noch eine immer mehr zunehmende innere Zerrüttung; so daß endlich, was besonders der Fall nach dem Untergang des schwäbischen Hauses war, Deutschland in mehrere, nicht nur in ihrem Interesse völlig ge-

theilte, sondern selbst durch dasselbe sich entgegengesetzte kleinere Länder und Staaten zersplittert ward. Natürlicher Weise lag nun dem Bayer, dem Würtemberger, Würzburger, Bamberger rc. das Wohl Bayerns, Würtembergs rc. viel mehr am Herzen, als das, demselben weiter entfernte Gesammtwohl von ganz Deutschland. — Eines der stärksten Nationalbande ist bekanntlich eine gemeinschaftliche Religion. Aber völlig zerriß dieses leider die große, in alle Verhältnisse der Länder und Völker tief eingreifende Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts. Conring, ein Zeitgenosse der angeblichen Reformation, sagte: „Jetzt fragt man nicht mehr nach Regionen, sondern blos nach Religionen. Bei den verschiedenen Religionspartheien schwand nun das gemeinsame deutsche Vaterland immer mehr in den Hintergrund zurück. Die Anhänger der Augsburger Confession, wie jene der Synode von Dortrecht, waren nun von denen, die der alten Lehre treu geblieben, nicht nur hoffnungslos auf immer getrennt; sondern beide Theile standen auch länger als ein ganzes Jahrhundert, und zwar stets mit fanatischer Erbitterung, sich einander feindlich gegenüber. Wie wäre aber unter solchen Verwirrnissen, und unter so traurigen, alle Nationalität untergrabenden und zerrüttenden Umständen, eine fortschreitende Entwickelung eines gemeinsamen Nationalcharackters, oder gemeinschaftlichen Nationalinteresse auch nur von weitem gedenkbar? — Doch der Verwüstung war noch nicht genug. Mit der angeblichen Reformation begann nun auch der, die alte Deutschheit immer mehr verwischende Einfluß der fremden, Deutschland theils umwohnenden, theils mit demselben in enger politischer Berührung stehenden großen Mächte; anfänglich Frank-

reichs, Spaniens und Schwedens, und bald darauf aller Primärmächte von ganz Europa; besonders nachdem der westphälische Friede Deutschland die, gedenkbarer Weise, heterogenste, nur durch ein historisches Wunder länger als zwei hundert Jahre bestehende Verfassung gegeben hatte. Mit einem fremden, die deutsche Sprache gerade in den Mittelpunkten aller deutschen Länder verdrängenden Idiom wurden jetzt auch überall fremde Sitten, Gebräuche, Trachten, ja zum Theile auch fremde Gesetze eingeführt; und nun dauerte es nicht lange mehr, so waren in Deutschland von dem alten Germanien kaum noch hie und da einige zerstreute Spuren zu finden *).

13. Wenn man so weit hinaufklimmt, und endlich gar in dem Gauwesen des zehnten Jahrhunderts den Grund findet, warum keine allgemeine deutsche Nationaleigenthümlichkeit sich entwickeln konnte; so muß man es sich wahrhaftig zu einer

---

*) Immerhin bleibt jedoch die Sprache das Paladium jeder Nation. So lange jene noch lebt, und auch einige Hoffnung da ist, daß die jetzt so wild bewegte Zeit, und die darin herrschenden furchtbaren, alles zerstörenden und auflößenden Gegensätze nicht endlich auch eine Verwirrung und Trennung der Sprache herbeiführen werden; sondern daß im Gegentheil bald ein allgemeines Streben, deutsche Sprache und Wissenschaft zu ihrer frühern Reinheit, Würde und ihrem ehemaligen Ernste zurückzuführen, sich endlich einmal wieder regen werde; eben so lange ist die Möglichkeit da, daß ein wahres Deutschland und ein, in seinem Willen und Streben wie in seinen Kräften vereintes deutsches Volk erstehen könnten. — Aber wie vieles, und welche Wunder der Allmacht müßten nicht noch vorher geschehen!

ganz besondern Aufgabe gemacht haben, Otto des Ersten Riesengröße nach einem, so viel als nur immer möglich, verjüngten Maßstabe nachzubilden. Indessen ist es leicht zu begreifen, daß, sobald man seine individuellen Ansichten in die goldene Kette der Geschichte einflicht, oder diese gar in das Gebiet der Phantasie hinüberzieht, auch sogleich alles eine andere Farbe und Gestalt gewinnt; das wahrhaft Große alsdann bisweilen klein und zwergartig erscheint, und das wirklich Kleine und Zwergartige den täuschenden Schein der Größe erhält.

## X.

1. Otto der Zweite. — Otto's des Großen Sohn, längst schon von den Ständen als Thronfolger anerkannt und von dem Pabste zum römischen Kaiser gekrönt, folgte seinem Vater in der Herrschaft über Deutschland und Italien. Obgleich die Reichsstände schon in dem Jahre 961 dem damals erst sechsjährigen Otto gehuldigt hatten, so ward ihm nun doch, gleich nach dem Hinscheiden seines Vaters, auf einem deswegen zusammen berufenen Reichstage, von sämmtlichen Großen des Reiches, den Herzogen, Grafen und übrigen Herren noch einmal der Kriegseid*)

*) Man nannte diesen Eid sacramentum militare, und verpflichtete sich dadurch, dem König gegen dessen Feinde, bei jeder sich ergebenden Gelegenheit und so oft er es verlangt, mit der gesammten Kriegsmannschaft des Herzogthums, oder der Grafschaft zu Hülfe zu kommen.

geleistet. — Otto der Zweite, als er jetzt den Thron bestieg, zählte erst zwanzig Jahre, befand sich daher in jenem glücklichen Alter, wo die Annehmlichkeiten des Verstandes und die Reitze der Gestalt noch die Blüthe und das Interesse der Jugend besitzen. Weil unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischofes Bruno wissenschaftlich gebildet, war er zwar weit gelehrter als sein Vater; aber dafür fehlte ihm dessen Kraft und hoher Geist. In kriegerischen Fähigkeiten und Uebungen war er jedoch demselben gleich, und hätte er mit dem Ungestüm seines jugendlichen Muthes schon die Erfahrungen und Reife des Alters und besonders seines Vaters hohe Ruhe und Besonnenheit zu verbinden vermocht; so würde die Glorie seiner kriegerischen Thaten die Chroniker seiner Zeit nicht minder begeistert haben. Da er aber, in jugendlicher Ueberschätzung seiner Kraft, im Kriege, wie in der Verwaltung, den Rath kluger Erfahrung oft verschmähete, so focht er nur mit wechselndem Glücke gegen seine Feinde, war aber im Ganzen genommen nichts weniger als ein seines großen Vaters unwürdiger Sohn*).

2. Familienzwist trübte die zwei ersten Jahre seiner Regierung. Die verwittwete Kaiserin Adelheide hatte anfänglich und gewiß zum Besten des Reiches, eine große Gewalt über das Gemüth ihres Sohnes. Aber Theophano, zwar reizend und liebenswürdig, aber auch herrschsüchtig und befangen in den griechischen Begriffen von der

---

*) Weil Otto **II.** eine jugendlich blühende, rothe Gesichtsfarbe hatte; so gab man ihm in einigen alten Geschichtbüchern den albernen Beinamen **Rufus**.

Allgewalt ihres Sohnes, suchte dessen Herz ausschließlich zu beherrschen und die Mutter aus demselben zu verdrängen. Otto des Zweiten Hof ward nun ein Tummelplatz mannichfaltiger Intriguen. Adelheide ward beschuldigt, daß sie, in Verbindung mit Herzog Heinrich von Baiern, gegen die Kaiserin, wie gegen die Griechen überhaupt und deren Einfluß und Prachtliebe eine Parthei zu bilden suche. Noch schwererer Verdacht lastete auf Herzog Heinrich von Baiern. Obgleich weit weniger falsch und heimtückisch als sein Vater, hatte er doch dessen Stolz und unbegränzte Herrschlust geerbt. Er war jetzt vier und zwanzig Jahre alt und ging, wie die Folge es bewies, mit dem Gedanken um, Baiern von Deutschland loszureissen und zu einem eigenen Königreiche zu erheben. In dem Herzen seiner Baiern fand er überall einen Anklang zu diesem, dem baierischen Nationalstolz so sehr schmeichelnden Entwurf. Die Baiern konnten nicht vergessen, daß sie, freilich in weit frühern Zeiten, einen eigenen König gehabt und eine eigene Monarchie gebildet hatten, und tief schmerzte es sie jetzt, von den, zu allerletzt zum Christenthum bekehrten und Deutschland einverleibten Sachsen beherrscht zu werden. Bei dieser Stimmung der Nation war es dem jungen Herzog leicht, einen großen Theil des baierischen Clerus und mehrere der bedeutendsten bairischen Herren in sein Interesse zu ziehen. Beweise irgend eines aufrührerischen Planes hatte man zwar gegen Heinrich nicht in Händen; aber unter so gefahrvollen, das ganze Reich bedrohenden Umständen und Verhältnissen, glaubten sich des Kaisers Räthe nicht an die Grundsätze des gewöhnlichen Privatrechts gebunden. Heinrich ward zu einem Hoftage nach

Grona eingeladen; und als er allda erschien, sogleich verhaftet und nach Ingelheim in sichere Verwahrung gebracht. Um so leichter war es jetzt der Theophano und ihren Griechen, auch die Kaiserin Mutter zu verdrängen. Aber Adelheide erschwerte der herrschsüchtigen Fürstin nicht im mindesten ihren Triumph. Sie zog sich freiwillig von dem Hofe ihres Sohnes und ging zu ihrem Bruder, dem König Conrad von Burgund, wo ihr an den Grenzen dieses Landes, neben ihren italienischen, ungeheuern Besitzungen, Otto der Große sehr bedeutende Güter als Witthum angewiesen hatte.

3. Bei Otto's II. Thronbesteigung herrschte, wenigstens dem Scheine nach, Ruhe in allen Theilen des Reichs. Aber demungeachtet glaubten tiefer blickende Staatsmänner schon einige am fernen Horizont lagernde Wolken zu bemerken. Wirklich hatten auch die offenen wie geheimen Feinde Deutschlands, und besonders des sächsischen Kaiserhauses, anfänglich bei Otto des Großen Tod noch unentschlossen, was sie thun sollten, bald wieder neuen Muth und neue Hoffnungen geschöpft, und mehrere derselben machten demnach auch jetzt einen Versuch, sich vortheilhaftere Stellung und bessere Verhältnisse zu verschaffen. Raginer und Lambert, Söhne des vor mehrern Jahren von dem Erzbischof Bruno von Cöln, als Herzog von Lotharingen, vertriebenen Grafen Raginer machten aus Frankreich einen Einfall in Lotharingen, um sich in den Besitz der Grafschaft Hainault zu setzen, die sie als ihr väterliches Erbe betrachteten. Die beiden Grafen Warner und Rainald zogen ihnen mit ihren Schaaren entgegen, wurden aber geschlagen, und

beide blieben im Treffen. Raginers Söhne eroberten hierauf das feste Schloß Bossut, befestigten es noch mehr, und machten es zur Basis und zum Mittelpunkt ihrer fernern kriegerischen Unternehmungen. Zu gleicher Zeit war auch Prinz Carl, Bruder des Königs Lothar von Frankreich in Lotharingen eingefallen. Er war, wie man sich erinnern wird, ein Sohn der Schwester Otto des Großen, nämlich der Gerberga aus deren zweiten Ehe mit König Ludwig von Frankreich. Aber Gerberga's erster Gemahl, Herzog Giselbert von Lotharingen, hatte ihr in seinem Herzogthum beträchtliche Güter als Morgengabe ausgesetzt, und auf diese wollte nun Carl seine Ansprüche mit den Waffen in der Hand geltend machen. Gegen solche, an sich wenig bedeutende Feinde unternahm jetzt Otto im Frühling des Jahres 975 eine Heerfahrt nach Lotharingen, eroberte die Festung Bossut, und jagte Raginers Söhne wieder aus dem Lande. Wahrscheinlich würde es dem Prinzen Carl eben so ergangen seyn. Aber nun erhielt Otto die unerwartete Kunde, daß der Dänen-König Harald mit einem starken Heere in die Markgrafschaft Schleswig eingefallen, alles mit Feuer und Schwert verheere, und selbst Miene mache, in das Innere von Sachsen einzudringen. Um die Angelegenheiten Lotharingens, so viel möglich in der Geschwindigkeit zu ordnen, ging Otto mit Carl einen Vergleich ein, ernannte ihn zum Herzog von Lotharingen, und übertrug ihm Niederlotharingen als ein deutsches Kronlehen; und so ward nun ein Sprößling Carls des Großen, und zwar in gerader Linie, der Lehnsträger eines Fürsten aus einem Hause, das zu den Zeiten Carls vielleicht kaum noch dem Namen nach bekannt war.

4. Otto eilte mit seinem Heere an Deutschlands nördliche Grenzen. Der Feldzug gegen die Dänen begann erst im Herbst desselben Jahres, war aber von ungemein glücklichem Erfolge. Otto vertrieb die Dänen aus Sachsen, und rückte bis an das sogenannte Danewick vor. Diese starke Verschanzung wollte der junge Kaiser erstürmen. Der Sturm dauerte vier und zwanzig Stunden, ward jedoch endlich von den Dänen zurückgeschlagen. Dieser Unfall benahm dem kühnen, thatendurstigen Otto nicht den Muth. Er unternahm bald darauf einen neuen Angriff, und nachdem er, auf Anrathen des, nachher als König von Norwegen so berühmt gewordenen Olaus Trigwäson, mit einer Menge angezündeter und mit dürren Reisern angefüllter Theer- nnd Pechtonnen das Holzwerk der Verschanzung verbrannt hatte, trieb er die Dänen zurück, drang bis in das Herz von Jütland, schlug den Harald in einer entscheidenden Schlacht und zwang ihn, um Friede zu bitten. Durch Rath und That zeichneten sich in diesem Feldzuge besonders aus der Herzog Bernhard von Sachsen, und der tapfere Graf Heinrich von Stade.

5. Indessen war es dem Herzog Heinrich gelungen, aus seiner Haft in Ingelheim zu entwischen. Mit Jubel ward er von den Bayern empfangen, und in der Hoffnung, daß der dänische Krieg seinen Vetter, den Kaiser noch lange im Norden beschäftigen würde, ließ er sich zu Regensburg, in der Kirche zum h. Emeran, von dem Bischof Adam von Freisingen zum König von Baiern krönen. Aber Otto hatte jetzt gerade seinen Feldzug beendigt, war mit seinem siegreichen Heere auf dem Rückwege begriffen, und zog nun in Eilmärschen gegen Heinrich. Die

Bayern hatten noch nicht Zeit gehabt, Anstalten zur Vertheidigung zu machen. Bei dem Erscheinen Otto's zerfiel demnach sogleich wieder von selbst das ganze, mit unbegreiflichem Leichtsinn errichtete neue bayersche Staatsgebäude. Heinrich entfloh mit einigen seiner treuesten Anhänger zu Herzog Boleslaw nach Böhmen. Der Bischof von Augsburg ward gefangen, und Adam von Freisingen nebst den übrigen Anhängern Heinrichs zerstreuten und verbargen sich in den bayerschen und tyroler Gebirgen. Otto foderte von Boleslaw Heinrichs Auslieferung. Als diese verweigert ward, fiel er in Böhmen ein. Damit der Feind seine Streitkräfte nicht concentriren könne, theilte Otto sein Heer in zwei Haufen, wovon jeder nach einer andern Richtung in Böhmen einrückte. Die eine Colonne, von dem Kaiser selbst geführt, bestand aus Sachsen und Franken, die andere aus Bayern und Schwaben. Alles ging anfänglich sehr glücklich; besonders gelang es den Bayern und Schwaben, das ihnen entgegen stehende böhmische Heer immer weiter zurück zu werfen. Aber gerade dieses machte die Bayern übermüthig; sie verachteten einen Feind, den sie in allen kleinen Gefechten besiegten, marschirten ohne Ordnung, zerstreuten sich oft weit umher, um die Gegend zu plündern, wurden daher endlich von den Böhmen plötzlich überfallen, und bis auf den letzten Mann zusammengehauen. Dieser Unfall nöthigte nun auch Otto zum Rückzug. Erschwert ward ihm derselbe nicht von dem vereinten böhmischen Heere, denn blos ein Theil desselben zog sich unter Herzog Heinrich links seitwärts hinweg, eilte an die Donau zu kommen, ging über den Strom, und bemächtigte sich der Stadt Passau. Schnell rückte nun Otto, der ohne von dem Feinde ange-

griffen zu werden, sich nach Cham zurückgezogen hatte, vor Passau, schloß die Stadt von allen Seiten ein, und fing an sie förmlich zu belagern. Heinrich und seine Getreuen leisteten tapfern Widerstand. Die Belagerung verzog sich bis in das folgende Jahr. Aber endlich mußte die Stadt sich doch auf Gnade oder Ungnade ergeben. Heinrich ward zu Magdeburg vor ein Fürstengericht gestellt, und zu Folge des gegen ihn gefällten Urtheils seines Herzogthums beraubt, und aus Deutschland verbannt. Der Kaiser wollte jedoch seinen unbesonnenen Vetter nicht gänzlich verderben, milderte daher das Urtheil, und übergab ihn der Aufsicht des Bischofes von Utrecht. Offenbar war der Kaiser jetzt schon entschlossen, Heinrich zu seiner Zeit wieder in seine bisherige Würde einzusetzen; denn er verfügte nicht über das Herzogthum desselben, sondern übertrug die Verwaltung davon nur einstweilen dem Sohne seines verstorbenen unglücklichen Stiefbruders Ludolph, nämlich dem jungen Herzog Otto von Schwaben (977).

6. Von den bisherigen innern Unruhen Deutschlands wollte auch König Lothar von Frankreich keine kleinen Vortheile ziehen. In der Hoffnung, daß der Krieg zwischen Otto und Heinrich sich in die Länge ziehen werde, brachte er einige nicht sehr zahlreiche Schaaren von Glücksrittern und herrenlosem Gesindel zusammen, und fiel damit in Lotharingen ein. Aber die Ruhe war in Deutschland schon wieder hergestellt, und Otto befand sich gerade mit seiner Gemahlin, und seinem gewöhnlichen, ihn in Friedenszeiten auf seinen Reisen begleitenden Gefolge in Aachen, als ihm plötzlich die ganz unerwartete Nachricht kam: König

Lothar sey in Lotharingen eingefallen, und jetzt nur noch einen Tagmarsch von Aachen entfernt. Eiligst verließ Otto die Stadt, und Lothar zog siegreich in dieselbe ein. Aber sein Triumph war schnell vorübergehend, und die einzige Großthat, die er verrichtete, bestand darin, daß er den Kopf des, auf der kaiserlichen Burg errichteten Adlers, der bisher nach Deutschland schauete, nun nach Frankreich wenden ließ, zum Zeichen nämlich, daß das Land jetzt zu Frankreich gehöre. — Auf den ersten Ruf des Kaisers eilten alle große Vasallen mit ihren Dienstleuten herbei. Ihrer Eilfertigkeit gab die damals schon zwischen Franzosen und Deutschen herrschende Eifersucht jetzt Flügel; denn in wenigen Tagen hatte Otto schon ein, für die damaligen Zeiten ungemein starkes Heer — es wird auf sechzig Tausend Mann angegeben — unter seinen Fahnen. Lothar mußte nun Aachen wieder räumen. Sein Rückzug war eine förmliche Flucht. Die Deutschen, an Zahl den Franzosen ganz unverhältnißmäßig überlegen, jagten sie gleich einer Heerde Schafe vor sich her, verheerten und brandschatzten die Städte Rheims, Laon und Soissons, uud trieben die Franzosen endlich bis in die Vorstädte von Paris. Um die Stadt zu belagern, war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Den Oberbefehl darin führte Hugo, Graf von Paris und Herzog von Isle de France. Zu klug, um mit unzureichenden Streitkräften sich mit dem zahlreichen, siegenden deutschen Heere in eine Schlacht einzulassen, übernahm Hugo die Rolle eines Fabius Cunktator, hielt die Mauern wohl besetzt, verbot aber jeden Ausfall auf das strengste der Besatzung. Um diese jedoch auf alle nur mögliche Weise zu reitzen, ließ Otto sein ganzes Heer unter den Mauern von

Paris Sieges- und Spottlieder auf die Franzosen singen. Aber auch dieses Mittel schlug nicht an. Geduldig hörte Hugo die Lieder der Deutschen, und ganz Paris bewunderte den schönen Gesang *). —

7. Otto trat nun mit seinem Heere den Rückzug an. Lothar, der indessen in Burgund neue Kriegsvölker zusammengebracht, und seine Scharen bedeutend verstärkt hatte, erschien jetzt ebenfalls wieder auf dem Kriegsschauplatz, wagte jedoch nicht Otto anzugreifen, sondern folgte blos in der Ferne dem sich zurückziehenden deutschen Heere. Als dieses an den Ufern der Aisne ankam, war das Wasser in derselben so hoch gestiegen, daß man aus Furcht, der Fluß möchte am folgenden Tage noch mehr angeschwollen seyn, sogleich mit dem Uebersetzen des Heeres begann. Als die Nacht einbrach, war beinahe schon das ganze Heer diesseits des Flusses, nur das Fuhrwerk wie das gesammte Gepäcke stand noch unter einer schwachen Bedeckung jenseits desselben. Was man besorgt hatte, geschah. Der Wasserstand der Aisne war am folgenden Tage so hoch, daß alle Verbindung zwischen den beiden Ufern unterbrochen ward. Diesen Umstand benutzte Lothar, fiel mit seiner ganzen Macht über die wenigen jenseits stehenden Deutschen, trieb sie mit leichter Mühe auseinander, und eroberte den größten Theil des Fuhrwerkes wie des Gepäckes.

*) In tantum elatis vocibus (Otto) decantari præcepit, ut attonitis auribus ipse Hugo et omnis Parisiorum plebs miraretur. (Chr. Bald. apud Bouq. T. 8. p. 284).

Otto, der den Seinigen nicht zu Hülfe kommen konnte, und völlig unthätig alles dieses unter seinen Augen mußte geschehen lassen, gerieth in die größte Wuth. In seinem Zorne schickte er den Grafen Godefried, der in einem kleinen Schiffe über den Fluß fuhr, an seinen Vetter den König Lothar, und ließ ihm sagen, daß, wenn er und seine Franzosen Muth hätten, in offenem Kampfe ihm gegen über zu treten, so sollte er selbst entweder Geisseln zur Sicherheit der Deutschen stellen, worauf diese sogleich wieder über den Fluß setzen würden; oder von ihm Geisseln zur Sicherheit der Franzosen annehmen, und dann mit seinem Heere ungestört über den Fluß herüber kommen. Eine Schlacht sollte alsdann entscheiden, und der Sieger Herr des Landes seyn. Kaum hatte Godefried sich seines Auftrages entlediget; als sogleich ein französischer Graf, ohne seines Königes Antwort abzuwarten, hervortrat, und vor der ganzen Versammlung laut erklärte: „es sey unbillig, daß wegen eines persönlichen Zwistes zwischen den beiden Monarchen so viele tapfere Männer fallen sollten. Lothar und Otto möchten zusammenkommen, und in rechtlichem Zweikampfe allein mit einander ihre Sachen ausmachen. Wer dann Sieger bleiben würde, dem wollten er und die übrigen sich unterwerfen" — Aber jetzt entbrannte der deutsche Graf in gerechtem Zorne: „daß Ihr Franzosen" sagte Godefried „eure Könige nicht liebt, und keine Anhänglichkeit an sie habt; dies war uns zum Theil längst schon bekannt. Aber das was ich jetzt aus dem Munde dieses Franzosen — auf den französischen Grafen hindeutend — gehört habe, gibt mir nun diesfalls die volleste Ueberzeugung. Bei uns Deutschen ist es ganz anders; denn nie werden wir, sobald wir unsern

König im Kampfe sehen, unsere Schwerter ruhig in der Scheide lassen; obschon wir überzeugt sind, daß unser König auch im Zweikampfe mit Lothar noch Sieger bleiben werde." — Natürlicher Weise wieß Lothar den ihm gemachten Antrag zurück; denn an und für sich selbst schon unannehmbar, war er offenbar blos Folge der augenblicklichen Aufwallung eines im höchsten Grade aufgeregten Gemüthes. — Otto setzte nun ruhig seinen Rückzug fort, und kam, freilich mit dem Verlust beinahe seines ganzen Gepäckes, doch übrigens wohlbehalten mit seinem Heere in Aachen an. Im ganzen genommen war der Feldzug, obgleich er keine wesentlichen Vortheile gewährte, doch für die Deutschen nichts weniger als ruhmlos, und wegen des an der Aisne erlittenen Verlustes des größten Theils ihrer gewonnenen Beute tröstete sie hinreichend die Rückerinnerung an alle die Demüthigungen, welche die Franzosen, selbst unter den Mauern ihrer Hauptstadt, von ihnen hatten erdulden müssen (978). Zwei Jahre darauf bot Lothar zuerst die Hand zum Frieden. An den Grenzen Frankreichs hatte eine persönliche Zusammenkunft beider Monarchen statt. Lothar brachte Geschenke, zum Zeichen der Versöhnung und entsagte seinen Ansprüchen auf Lotharingen, das nun durch diesen Frieden nur noch fester wieder an Deutschland geknüpft ward.

8. Längst schon hatten die Ereignisse in Italien und besonders in Rom den Kaiser über die Alpen gerufen, aber der Krieg mit seinem Vetter Heinrich und die Sorge für die Sicherheit der Grenzen des Reiches ihn in Deutschland festgehalten. Aber jetzt, nach dem mit Frankreich nunmehr abgeschlossenen Frieden, hatte Otto keine

Ursache mehr länger zu zögern. Im Herbste desselben Jahres (980) brach er also in Begleitung seiner Gemahlin mit einem starken Heere nach Italien auf. Den Winter über blieb er in Pavia. Nach mehrjähriger Trennung sahen sich hier zum erstenmale wieder Otto und dessen Mutter, die treffliche Adelheide. Da diese bei de Italienern ungemein beliebt war; so mögen anfänglich blos politische Gründe den Kaiser bewogen haben, nach Burgund zu schicken und seine Mutter bitten zu lassen, ihn in Pavia zu besuchen. Aus Furcht vor der Kaiserin Theophano hatte aus den Umgebungen des Kaisers es bisher noch niemand gewagt, zu Gunsten Adelheidens zu sprechen. Ihr Empfang war also auf Seiten ihres Sohnes so ziemlich frostig. Aber nun traf auch der heilige Majolus, Abt von Clugni, in Pavia ein. Gegen diesen, durch leuchtende Heiligkeit und höhere Tugenden ausgezeichneten Prälaten hatten der Kaiser wie die Kaiserin die größte Ehrfurcht. Vor einigen Jahren wollten sie ihn durchaus auf den damals erledigten päbstlichen Stuhl erheben, und als er diese Würde standhaft von sich ablehnte, ließen sie sich sogar zu flehentlichen Bitten herab; aber Majolus war nicht zu bewegen und sah sich endlich gezwungen, mit dem Ernste eines Heiligen den Zudringlichkeiten des Kaisers, wie der Kaiserin Schranken zu setzen. Ungemein erfreut waren also jetzt Otto und Theophano über die Ankunft des ehrwürdigen Abtes, und dieser, gleich die ersten Augenblicke nach seiner Ankunft benutzend, sprach nun zu Gunsten Adelheidens mit solcher Stärke zu dem Herzen des Kaisers, daß dieser voll Reue und Scham zu den Füßen seiner Mutter stürzte und unter einem Strom von Thränen sie um ihre Verzeihung bat.

Adelheide drückte ihren Sohn und ihre Schwiegertochter an ihr mütterliches Herz; und von jetzt an war die Aussöhnung vollständig, aufrichtig und wahr. — Von seiner Mutter und seiner Gemahlin begleitet zog nun Otto im Frühling des Jahres 981 über Ravenna nach Rom.

9. Seit dem Tode Otto des Großen war Rom wieder der Schauplatz furchtbarer Auftritte gewesen. Kaum hatte die Nachricht von dem Tode des ausserordentlichen Monarchen Rom erreicht, als auch der lange noch nicht völlig erstorbene, sondern blos von Furcht vor dem gewaltigen Kaiser unterdrückte Partheigeist auf das neue wieder erwachte. Zwei der mächtigsten Familien erhoben sich feindlich gegen einander. An der Spitze der Einen stand Crescentius, Sohn der jüngeren Theodora. Er strebte nach der Herrschaft über Rom, das er gleichsam als ein mütterliches Erbe zu betrachten schien. Dieser Parthei gegenüber traten die Grafen von Tusculum, die, weil minder mächtig als Crescentius, ihre Parthei dadurch zu verstärken suchten, daß sie für die Aufrechthaltung der Rechte des Kaisers eiferten, vielleicht auch wirklich dem kaiserlichen Interesse aufrichtig ergeben waren. In diese beiden Partheien theilte sich nun der gesammte römische Adel, dessen Familienhäupter, obgleich nicht selten unter sich selbst uneins, doch durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die Eine oder die Andere der herrschenden Faktionen, fest zusammen gehalten wurden. Bald kam es zu thätlichen, blutigen Auftritten. Ganz Rom ward nun der Schauplatz eines, zwar sogenannten kleinen, aber mit der größten Erbitterung geführten Kriegs. Zu ihrer Sicherheit verwandelte jede adelige Familie

ihren Palast in eine mit Thürmen und Gräben versehene Festung, errichtete dicht vor den Thoren Roms feste Burgen und Schlösser, und vermehrte und bewaffnete ihre gesammte Dienerschaft. Nur von einer bewaffneten Schaar begleitet, verließ man seinen Palast. Jeder Ausgang war ein förmlicher Kriegszug, und täglich ward bald diese, bald jene Straße das Schlachtfeld zweier mit einander kämpfenden Partheien; kurz, ganz Rom war in Bewegung; überall Verwirrung, Unordnung und Gewaltthat, und weder der Gesetze noch des kaiserlichen Ansehens ward mehr geachtet.

19. Die Parthei des Crescentius schien die Oberhand zu bekommen. Der größte Theil der Zünfte, wie der zahlreiche niedere Pöbel war auf seiner Seite. Voll Arglist, frech, unternehmend und in den Künsten heimtückischen Treibens und aller Ränke geübt, hatte Crescentius das eben so stolze, als wetterwendische und leichtfertige Volk der Römer, durch das Phantom einer neuen römischen Republik und der dann bald darauf sich von selbst anknüpfenden Weltherrschaft völlig zu bethören, und dessen Gunst zu gewinnen gewußt. Um seinen Sieg zu vervollständigen und seine Herrschaft nach und nach immer mehr zu befestigen, lag nichts so sehr in seinem Interesse, als einen, ihm völlig ergebenen Mann auf dem päbstlichen Stuhle zu wissen. Wenige Monate vor dem Tode Ottos des Großen war auch der Pabst Johannes gestorben und an dessen Stelle Benedikt VI. gewählt und von dem Kaiser bestätiget worden. Aber auch Benedikt gehörte einem sehr angesehenen, adeligen römischen Geschlechte an; und leider herrschte zwischen dieser und der Familie des Crescentius ein

alter, auf Kindes Kinder fortgeerbter Familienhaß. Einen solchen Pabst, der natürlicher Weise manche Besorgnisse bei dem Crescentius erregen konnte, wollte dieser nun, es möge kosten, was es wolle, wieder von dem päbstlicheu Stuhle herabstürzen; und da er sich in der Gunst des Volkes ziemlich befestiget fühlte; so überfiel er eines Tages den Pabst plötzlich in seinem Palaste, ließ ihn in ein Gefängniß werfen und ein paar Tage darauf im Kerker mit einem Stricke erwürgen. Durch den allmächtigen Einfluß des Crescentius ward der Kardinal-Diacon Bonifacius mit dem Beinamen Franco, ein geborener Römer auf den apostolischen Stuhl gesetzt. Daß an eine, auch nur dem Scheine nach, canonische Wahl nicht zu denken war, dieß versteht sich von selbst. Aber Bonifacius merkte bald, daß er auch als Pabst blos ein blindes Werkzeug in den Händen des Crescentius seyn sollte. Diese für seinen Stolz und seine Herrschsucht so demüthigende Stellung ward ihm schon nach wenigen Wochen so unerträglich, daß er in Geheim die reichsten und kostbarsten Kirchengefäße, nebst dem ganzen Schatz des Vatikans zusammenpackte, bei nächtlicher Weile aus Rom entfloh und nach Constantinopel ging. — Alle Römer waren über die Flucht des Bonifacius im höchsten Grade entrüstet, und da derselbe bekanntlich ein Anhänger und Freund des Crescentius war; so sank dieser dadurch auch jetzt wieder sehr tief in der Volksgunst, die sich nun in demselben Maße dem Alberich, der an der Spitze der tusculanischen Parthei stand, zuwandte. Durch die Bemühungen Alberichs ward jetzt Donus, und nach dessen wenige Wochen darauf erfolgten Tode, Benedikt VII. ein Glied des tusculanischen Geschlechts, nach gesetzmäßiger Wahl auf den Stuhl

des heiligen Petrus erhoben. Bei dem verminderten Ansehen des Crescentius und dem zunehmenden Einfluß des Alberichs kehrten nun Ruhe und gesetzliche Ordnung wieder nach und nach in Rom zurück. Demungeachtet schrieb Benedikt an den Kaiser, ihn bittend, Rom mit seiner Gegenwart zu beehren, um die dort wieder hergestellte bürgerliche Ordnung noch mehr zu befestigen.

11. Als jetzt Otto kurz vor Ostern in Rom ankam, fand er die Stadt vollkommen beruhiget. Wegen des Geschehenen ließ er keine Untersuchungen anstellen, mithin auch keinen der früheren Ruhestörer strafen. Ueberhaupt waren es nicht Roms Angelegenheiten, welche ihn nach Italien gerufen. Weit größere Entwürfe beschäftigten seine feurige Phantasie. Jung, kräftig, tapfer, des Krieges nicht unkundig, und dabei voll Ruhmbegierde, sehnte er sich, die glänzende Laufbahn eines Eroberers zu betreten, und ging mit nichts Geringerem um, als die Griechen und Sarazenen von den Küsten Unteritaliens zu vertreiben, und ganz Italien, von den Alpen bis an die Meerenge von Sicilien, nebst dieser und allen übrigen um Italien herumliegenden Inseln unter seinem Scepter zu vereinigen. — Zum Kriege gegen die Griechen fest entschlossen, mußte seine Gemahlin ihm zum Vorwand dazu dienen. Otto behauptete, er habe, da Theophano's Oheim, der Kaiser Tzinisces kinderlos gestorben, durch seine Gemahlin ein Erbrecht auf Calabrien und Apulien erhalten. Basil II., Tzimisces Nachfolger, schon mit innern und äußern Feinden beschäftiget, wünschte den Frieden mit den Abendländern zu erhalten, und ordnete eine Gesandschaft an Otto. Aber alle Gegenvorstellungen der Gesandten waren

bei dem feurigen, kriegs- und thatenlustigen jungen Kaiser fruchtlos. Noch im Herbste desselben Jahres belagerte und eroberte er Salerno, dessen Fürst es mit den Griechen hielt, und rückte hierauf bis an die Grenzen von Calabrien vor. Hier machte er jedoch Halt, und ließ sein Heer die Winterquartiere beziehen, weil er seine Operationen nicht eher beginnen wollte, als bis sein Vetter, der Herzog Otto von Schwaben, der ihm neue Scharen aus Deutschland zuführte, zu ihm gestoßen seyn würde. Er selbst brachte den Winter in Capua zu. — Der griechische Kaiser, außer Stande, Verstärkungstruppen nach Italien zu senden, schloß nun ein Bündniß mit den Sarazenen in Sicilien, die ihm gleich im Frühling des folgenden Jahres ein Heer von beinahe dreisig Tausend Mann zu Hülfe schickten. Sobald die Jahreszeit es erlaubte, eröffnete Otto den Feldzug. Der Anfang schien den glänzendsten Erfolg zu versprechen. Alle griechische und sarazenische Heerhaufen, die sich Otto entgegen stellten, wurden zurückgeworfen, oder zerstreut. Mehrere Städte ergaben sich von selbst, und auch Tarent ward nach einer kurzen Belagerung erobert. Am 13. Julius 982 kam es endlich zu einer entscheidenden, ungemein mörderischen Schlacht. Angefeuert durch das Beispiel ihres jungen Kaisers erfochten die Deutschen abermals einen vollständigen Sieg. Das Schlachtfeld war mit den Leichen erschlagener Griechen und Sarazenen bedeckt, das ganze feindliche Heer theils völlig auf der Flucht, theils auf dem Rückzug begriffen.

12. Aber dem griechischen Feldherrn gelang es, die einzelnen Flüchtlinge wie die zerstreuten Haufen seines geschlagenen Heeres bald wieder

zu sammeln, und nun das sehr durchschnittene Terrain klug benutzend, legte er den größten Theil seines Heeres in einen Hinterhalt. — Berauscht von dem erfochtenen Sieg, drang Otto mit jugendlichem Ungestüm immer weiter vor; und die Deutschen, einen mehrmals geschlagenen Feind verachtend, beobachteten auf ihrem Zuge beinahe Nichts von allem, was Erfahrung und Vorsicht in ähnlichen Fällen gebieten. Ehe sie sich es versahen, stießen sie daher auf das neue wieder auf das feindliche Heer. Aber bevor sie noch ihre Schlachtreihen formiren konnten, wurden sie jetzt plötzlich im Rücken angegriffen, während zu gleicher Zeit auch ein wüthender Angriff auf ihre Fronte geschah. Das ihnen ungünstige Terrain erlaubte ihnen nicht, sich gehörig zu entwickeln, sich gegenseitig zu unterstützen, und von den Anhöhen fiel ein mörderischer Hagel von Pfeilen unaufhörlich auf sie herab; kurz, die Deutschen erlitten eine furchtbare Niederlage. Mehrere Fürsten und Bischöfe und eine ganze Reihe von Grafen und Edeln blieben in diesem mörderischen Treffen. Der Kaiser war einer der Letzten, die das, mit den Leichen der Ihrigen ganz übersäete Schlachtfeld verließen. Zu seiner Flucht stund ihm nur noch der Weg nach der See offen. Ganz allein und blos von seinem Vetter, dem Herzoge von Schwaben begleitet, kam er an das Gestade des Meeres. In nicht sehr weiter Entfernung davon hielt ein griechisches Schiff. Er rief dem Patron desselben zu, ihn aufzunehmen, erhielt aber keine Antwort, und das Schiff segelte weiter. Von allen Seiten von Gefahren umschwebt, ritt Otto, in Gedanken versunken, noch eine kleine Strecke längst dem Gestade, als er auf einmal einen Trupp sarazenischer und griechischer Reiter bemerkte, welche ge-

rade auf ihn zueilten. Aber zu gleicher Zeit erblickte er nicht ferne vom Ufer abermals ein Schiff unter griechischer Flagge. Ohne sich lange zu besinnen, sprang der rüstige, junge Monarch vom Pferde, stürzte sich in das Meer, und schwamm an das Schiff. Ein Matrose, oder Soldat auf dem Schiffe, ein geborner Slave hörte das Rufen des Hülfsbedürftigen, zeigte es eiligst dem Befehlshaber des Schiffes an, und bewirkte, daß er in das Schiff aufgenommen ward. Kaum aber war Otto am Bord desselben, als der erwähnte Slave, dem die Deutschen den Namen Heinrich gaben, ihn scharf in das Auge faßte, und dann fragte, ob er nicht der Kaiser sey. Otto schwieg, ließ aber den Patron des Schiffes rufen, und erklärte diesem unumwunden, daß er der Kaiser sey. „Meiner Sünden wegen" sagte Otto „hat Gott „dieses Unglück über mich geschickt. Die vornehm„sten Männer meines Reiches, meine treuesten „Freunde habe ich verloren. Mein Schmerz ist „grenzenlos. Italiens unseligen Boden, der mich „stets an meinen Verlust erinnern würde, will ich „nie mehr betreten. Ich bin entschlossen mit mei„ner Gemahlin und allen meinen Schätzen nach „Constantinopel zu meinem Bruder, dem griechi„schen Kaiser zu gehen; dieser wird in meiner ge„genwärtigen traurigen Lage mich gewiß nicht ver„lassen. Werdet Ihr nun nach Rosano segeln, „wo meine Gemahlin sich jetzt befindet, und diese „in Euer Schiff aufnehmen; so wird der Lohn „dafür alle eure Erwartungen übertreffen." — Mit Freude nahm der Schiffspatron den Vorschlag des Kaisers an. Als das Schiff auf die Höhe von Rosano kam, schickte Otto den obenerwähnten Slaven mit einem Briefe an seine Gemahlin, in welchem er ihr seine Lage meldete,

und sie zugleich belehrte, was sie jetzt zu thun habe. Dieser Weisung zufolge erschien nun bald darauf die Kaiserin mit mehrern ihrer Getreuen, und einer Menge Lastthiere, welche mit Schätzen und Goldsäcken beladen schienen, auf der Küste. Alsogleich näherte sich das Schiff dem Ufer und legte sich vor Anker. Mehrere aus dem Gefolge der Kaiserin traten nun in einen Nachen und kamen auf das Schiff, unter dem Vorwande, alles zur Aufnahme ihrer Gebieterin in Bereitschaft zu setzen. Aber kaum waren diese in dem Schiffe angekommen, als der Kaiser, der sich auf dem Vordertheile desselben befand, sich abermals in das Wasser stürzte und nach dem Ufer schwamm. Ein nahe bei ihm stehender Grieche, der ihn, am Mantel fassend, hatte zurückhalten wollen, ward von einem Sachsen, Namens Liuppo, niedergestoßen. Dadurch geschreckt, flohen die Griechen in das Hintertheil des Schiffes, worauf die auf das Schiff gekommenen Franken sogleich über Bord sprangen, und schwimmend das Ufer ebenfalls glücklich erreichten. Der Kaiser blieb am Ufer stehen, um für den, ihm geleisteten Dienst die Griechen reichlich zu belohnen. Aber diese, eingeschüchtert durch das, was geschehen war, und vielleicht noch Ärgeres befürchtend, hatten in größter Eile schon die Anker gelichtet, und suchten mit vollen Segeln die hohe See zu gewinnen.

13. Groß war der Jubel über die Rettung des Kaisers; aber nicht minder tief der Schmerz über den, in der letzten Schlacht erlittenen, sobald nicht mehr zu ersetzenden Verlust. Die Nachricht davon verbreitete eine allgemeine Bestürzung in allen Gauen Deutschlands. Im ganzen Reiche gab es keine edle, wie keine fürstliche Familie, die

dadurch nicht in Trauer versetzt ward. Dessenungeachtet zürnte niemand dem Kaiser. Im Gegentheil nahmen Alle den wärmsten, lebhaftesten Antheil an seinem Unglück, und die Fürsten, wie deren Völker beseelte nur ein Wunsch, nämlich ihren Kaiser an seinen verächtlichen Feinden zu rächen, und die den deutschen Waffen zugefügte Schmach sobald als möglich wieder zu tilgen. Unaufgefordert versammelten sich alle sächsische Fürsten und Grafen, und faßten den einmüthigen Beschluß, Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Italien an den Kaiser mit der Bitte zu schicken, daß er ihnen erlauben möchte, mit der ganzen Kriegsmacht Deutschlands ihm zu Hülfe zu eilen. — Mit Wohlgefallen und freudigem Dank nahm Otto das Anerbieten an, und schrieb demnach auch gleich für das künftige Jahr einen allgemeinen Reichstag nach Verona aus. Nicht nur sämmtliche deutschen Fürsten, Grafen und Herren, auch alle italienischen große und kleine Vasallen wurden dazu eingeladen. Ganz Deutschland gerieth jetzt in Bewegung; überall erblickte man nur Zurüstungen zu einem furchtbaren Kriege. Des Kaisers persönliche Sache ward nun die Sache der ganzen Nation, und sobald der Winter vorüber war, zogen zahllose Scharen über die Alpen zu ihrem Kaiser. Selbst Otto's Oheim, der schon ziemlich bejahrte König Conrad von Burgund, voll edler Begierde an dem großen Kampf theilzunehmen, stieg von seinen Gebirgen herab, und kam in die Ebene Italiens nach Verona. Alles, was in Deutschland groß und mächtig war, von einem und demselben Geiste beseelt, umgab jetzt den Kaiser. Nur der Herzog Bernhard von Sachsen, und der sächsische Markgraf Dieterich hatten zurückbleiben müssen, weil ein Einfall der Dänen in Sachsen,

und der Aufstand einiger slavischen Völker ihre Gegenwart im Vaterlande nothwendig machten.

14. Glänzender und zahlreicher, als je einer, war jetzt der im Jahre 983. zu Verona, im Monat Junius eröffnete Reichstag. Die Fortsetzung des Krieges war der Hauptgegenstand der Berathung. Noch nie hatte Italien ein so zahlloses und furchtbares Heer auf seinem Boden erblickt, als das, welches in diesem Jahre in Oberitalien versammelt war. Es berechtigte zu den kühnsten Erwartungen; denn der patriotische Eifer der Feldherren wie der Soldaten, und deren feste Zuversicht zu gewissem Sieg konnte man jetzt schon als eben so viele sichere Vorboten desselben betrachten. Von der Befreiung Italiens von den Griechen und Sarazenen war also nicht allein die Rede; auch die Eroberung Siciliens ward zur Sprache gebracht. Wirklich konnte man auch Italien nicht wahrhaft frei nennen, so lange das wilde, räuberische Sarazenen-Volk in der Nähe der italienischen Küsten noch so viele Städte, Burgen, feste Punkte und geräumige Häfen in seiner Gewalt hatte. Da man aber zur Eroberung der sicilianischen Insel durchaus einer Flotte bedurfte, so wollte Otto mit den Venetianern ein Bündniß schließen, in der Hoffnung, daß sie den Mangel einer Flotte ersetzen würden. Wegen ihres Handels nach Constantinopel und der Levante glaubten jedoch die Venetianer, den griechischen Kaiser nicht beleidigen zu dürfen, wiesen daher das Ansuchen des Kaisers, obschon so schonungsvoll als möglich von sich zurück. Demungeachtet zürnte ihnen der Kaiser. Um ihnen die Wirkungen seines Ungnade auf der Stelle fühlen zu lassen, nahm er zugleich gegen sie empörte Städte in

seinen Schutz, verbot allen seinen Unterthanen in Deutschland wie in Italien jeden Handel und Verkehr mit Venedig, vertagte jedoch übrigens die völlige Unterwerfung dieser stolzen, noch immer die griechische Oberhoheit anerkennenden Republik auf eine bequemere Zeit. — Für das Wohl und die innere Ruhe Italiens geschah auf diesem Reichstage auch manches Gedeihliche; das merkwürdigste davon sind mehrere, in der longobardischen Gesetzgebung jetzt gemachten Veränderungen und Verbesserungen.

15. Aber nicht blos Italiens, auch Deutschlands Angelegenheiten beschäftigten den gegenwärtigen Reichstag. Sehr natürlich war es, daß der Kaiser, den an persönlicher Tapferkeit keiner übertraf, nun gleichsam am Vorabend eines gefahrvollen Krieges auch für die Sicherheit der Thronfolge sorgen wollte. Zu seinem Nachfolger in Deutschland und Italien ernannte er also seinen jetzt kaum noch dreijährigen Prinzen Otto, dem nun auch sämmtliche deutsche und italienische Stände, unter dem Namen Otto III. huldigten; worauf der Kaiser ihn in der Begleitung des Erzbischofes Willichis wieder nach Deutschland zurückschickte. Da der junge Herzog Otto von Schwaben, der bisher auch Bayern verwaltet hatte, unlängst in Italien gestorben war; so übergab der Kaiser das Herzogthum Schwaben dem Conrad, einem Fürsten fränkischen Stammes, und Bruder des, in der unglücklichen Saracenen-Schlacht erschlagenen fränkischen Herzogs Udo. Das Herzogthum Bayern erhielt der jüngere Heinrich, Sohn des Markgrafen Bertholds. Bei dieser Gelegenheit ward Kärnthen von Bayern getrennt, und mit der Mark Verona, als ein besonderes

Herzogthum dem Otto, einem Sohne des, einst in der großen Schlacht auf dem Lechfelde gefallenen, edeln Herzogs Conrad, ertheilt. Auch die östliche Mark, nachher Oesterreich genannt, ward jetzt von Bayern losgerissen, und dem Markgrafen Leopold, Oheim des neuen Herzogs von Bayern übertragen.

16. Nach Beendigung des Reichstages ging Otto, in Begleitung seiner Gemahlin Theophano und seiner Mutter Adelheide, nach Pavia. Hier verrichtete er noch eine, zwar an sich unscheinbare, aber dennoch wahrhaft große und schwere That. Er entschied und endigte nämlich einen, zwischen dem Erzbischof Landulph von Mailand und den Bürgern dieser Stadt lange schon dauernden, sogar nicht selten zu wilden Ausbrüchen führenden Streit, jedoch nicht ohne den Mailändern auch Ernst zu zeigen, und zum Theil sogar seine Macht ihnen fühlen zu lassen. — Von Pavia brach er nach Rom auf. Theophano begleitete ihn; aber Adelheide blieb in Pavia zurück. Als er in der großen Stadt der Christenheit ankam, war gerade Pabst Benedikt VII. gestorben. Durch seinen Einfluß auf die neue Wahl bewirkte nun Otto, daß sein bisheriger Erzkanzler im Reiche Italien, unter dem Namen Johannes XIV. auf den päpstlichen Stuhl erhoben ward. — Obgleich Otto in seinem Unglücke von allen seinen Völkern die stärksten und seltensten Beweise von zarter Theilnahme, Treue und Anhänglichkeit erhalten hatte; so nagte doch seit jener verhängnißvollen Schlacht ein geheimer Kummer an seinem Herzen, und untergrub immer mehr seine Gesundheit. In Rom ward er daher jetzt plötzlich von einer sehr schweren Krankheit befallen. Da er ahnete, daß es

seine letzte Krankheit seyn würde; so verfügte er über sein Vermögen. Er theilte es in vier gleiche Theile, wovon er den ersten für die Kirche, den andern für die Armen, den dritten für seine Mutter und seine Schwester, die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, und den vierten für jene Getreuen bestimmte, die ihm nach Italien gefolgt waren, und jetzt sein persönliches kriegerisches Gefolge ausmachten. — Als er das sich ihm nahende Ende seines Lebens fühlte, beichtete er dem Pabste, in Gegenwart einiger Bischöfe und Priester, in lateinischer Sprache, und verschied bald darauf am siebenten December 983, im neun und zwanzigsten Jahre seines Lebens und dem zehnten seiner Regierung seit dem Tode seines Vaters. Durch das Hinscheiden des Kaisers waren nun auch alle die vielen und großen, zu Verona gemachten Entwürfe auf immer zerstört.

Otto II. war des Kaiserthrones nicht unwürdig. Er hatte ein edeles, theilnehmendes, zum Wohlthun stets geneigtes Herz, war mit vielen kriegerischen Tugenden geschmückt, und dennoch dabei ein warmer Freund der Wissenschaften, und wahrer auch durch Frömmigkeit ausgezeichneter Gelehrten. Ein sprechender Beweis davon ist seine Erhebung des, zwar in dem niedrigsten Stande geborenen, aber höchst talentvollen und frommen Willichis auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Daß Deutschland seinen Kaiser Otto II. aufrichtig liebte, und ihn hoch verehrte, das bewies es ihm, als er sich in seinem Unglück von den größten Bedrängnissen umfahen sah; mithin gerade in einer Lage, wo gewöhnlich der ganze Haufe der sogenannten treuen Diener, Verehrer, Freunde, Schmeichler ꝛc. gleich einem Schwarm

Zugvögel sich eben so schnell als unbemerkt verlieren. — Weil zu frühzeitig, und beinahe schon am Anfange seiner Laufbahn, gewaltsam aus derselben herausgerissen, kann und darf über ihn auch die Geschichte kein bestimmtes, entscheidendes Urtheil fällen; denn was Otto einst bei reiferm Alter für das wahre Wohl seiner Völker gethan oder nicht gethan haben würde, dieß steht ganz allein vor dem Auge des Weltrichters. — Wenn endlich Otto, geblendet von dem verführerischen Schimmer kriegerischen Ruhmes, ebenfalls die Rolle eines Helden und Eroberers übernehmen wollte; so kann man dieß wahrhaftig einem feurigen, unter den ununterbrochenen Siegen und Trophäen seines Vaters aufgewachsenen, an hohe kriegerische Ideale gewöhnten, kaum zwanzigjährigen Monarchen sehr leicht verzeihen.

---

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

